

2470-146 6

# Braunschweigische Heimat



72.1163 Z  
(2403-743)

1972

58. Jahrgang · Heft 1 · März



---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Wolfenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

## *Inhaltsverzeichnis*

Verborgene historische Stätten: Steinbrück, die Wasserburg im Fuhsetal Von Oberkustos Dr. Hans Adolf Schultz, Braunschweig, Fuchsweg 11 . . . . .	1
Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen 4 e. Namen aus den metallverarbeitenden Berufen 5. Namen aus Handel, Verkehr und Gaststättengewerbe Von Oberkustos Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 . . . . .	8
Zur Geschichte der Pockenimpfung Von Dr. med. Paul Dannenbaum, Braunschweig, Wilhelmitorwall 32 . . . . .	14
Alte Wolfenbütteler Wirtshausnamen Von Dr. Mechthild Wiswe, Hannover, Pferdestraße 6 . . . . .	24
Wat is en Kavalier? Von Frieda Bittersohl, Wendschott . . . . .	30
Dä Nachtjacken Von Frieda Bittersohl, Wendschott . . . . .	30
Aus der Heimatpflege Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1971 . . . . .	31

---

Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 440 65,  
Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 2017 762, Braunschweig.

# BRAUNSCHWEIG

Die sehenswerte Stadt  
zwischen Harz und Heide

Reich an Tradition und Kultur

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

58. Jahrgang

März 1972

Heft 1

## *Verborgene historische Stätten*

### **Steinbrück, die Wasserburg im Fuhsetal**

von H. A. Schultz

Die Bundesstraße 1 zeigt noch heute eindrucksvoll den Verlauf einer sehr alten Ost-West-Handels- und Heerstraße an, die in unserem Teile die Verbindung von Braunschweig mit Hildesheim darstellte. In diesem Bereich durchquerte sie drei— vor allem aus der Sicht des Mittelalters schwierige und damit auch gefährliche, von der Natur aus bedingte Hindernisse: das sumpfige Auengebiet um Vechelde, die feuchten Niederungen bei Bettmar und das breite Fuhsetal. Ein Blick auf eine geographische Karte läßt diese Punkte deutlich erkennen und zeigt, daß gerade die letzte Stelle sowohl für die Braunschweiger als auch für die Hildesheimer sehr wichtig war. Aus dieser Erkenntnis hatte man hier bereits in sehr früher Zeit einen Damm aufgeschüttet und damit eine natürlich unterbaute Grenzlinie geschaffen. Selbstverständlich mußte diese Stelle auch gesichert werden. Vielleicht bestand hier sogar schon vor dem Bau der Wasserburg Steinbrück eine Befestigungsanlage. Leider liegen hierüber keine urkundlichen Belege vor. Die erste Nachricht von dem „castrum Steynbrugge“ stammt aus dem 14. Jahrhundert. Die Steinbrücke über die Fuhse hat demnach zur Namensgebung beigetragen.

Kommen wir heute vom Osten, also auf der Bundesstraße 1 auf das Fuhsetal zu, so sehen wir in der Senke hinter der Zuckerfabrik Groß Lafferde auf der gegenüberliegenden Seite die noch mächtigen Reste der ehemaligen Wasserburg. Aber auch von der anderen Richtung her erkennen wir die tiefer liegende Aue und inmitten hoher Bäume die Burggebäude auf einer leicht erhöhten Fuhseinsel. Unschwer zeichnen sich die einzelnen ehemaligen Aufbauten ab, so das Torhaus, der Palas, der Bergfried und im Vordergrund der kreisrunde Zwinger, die Wälle und der zum Teil zugeschüttete Burggraben. Ja, sogar die Grundrisse der Vorburg, des Wirtschaftshofes und der Burg selbst lassen sich unterscheiden.

Auf dem Wirtschaftshofe, südlich vor der Burg, standen die Ställe, Scheunen und andere Gebäude. Heute sind es nur noch kümmerliche Restbauten im Vergleich zu denen, die Anfang des 15. und 16. Jahrhunderts von hier genannt wurden. Sie verschwinden beinahe in der Neuaupteilung bzw. in der Neuansiedlung.

Treten wir vom Süden an den Burgkern heran, so erkennen wir den breiten Zugang. Unschwer zeichnet sich an dieser Stelle der alte Burggraben in seinem ehemaligen Verlauf ab, wenn er auch weitgendst zugeschüttet worden ist.



Abb. 1: Blick auf die Burg Steinbrück von Westen  
Foto: Dr. Schultz

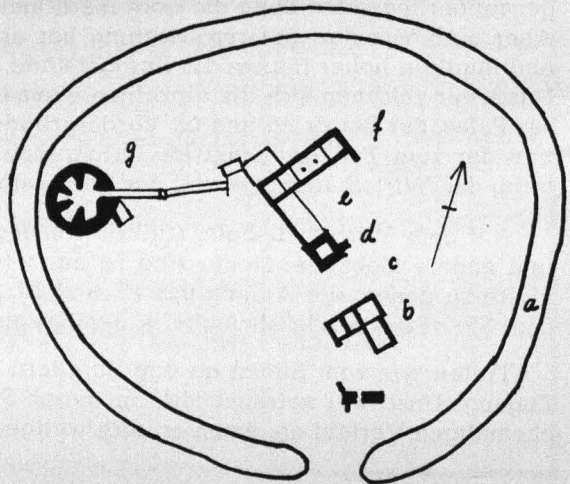
Am Zugang liegt das Pforthaus, sehr massiv, verteidigungsfähig, in zweigeschossiger Bauweise angelegt. In der unteren Mitte lag die überwölbte Durchfahrt. An diese schlossen sich an jeder Seite zwei kellerartige „Gemache“ an, deren Zugang vom Burghof aus möglich war. Das obere Geschöß ist in gleich mächtiger Art gebaut (Mauerstärke 1,75 m). Es weist drei Räume auf, die durch zwei Scheidewände getrennt sind und ebenfalls ein aus Werksteinen hergerichtes Tonnengewölbe aufweisen. Nach außen führen kleine, meist gekoppelte rechteckige Fenster. Nur ein Raum hat einen Kamin.

Unmittelbar hinter diesem Pforthaus findet sich der Bergfried, ein wie alle Gebäude massiv aufgesetzter, im Grundriß quadratischer Turm, der das südlichste Teilstück eines großen langgestreckten Gebäudes ausmacht. In ihm lag das Kellergefaß, das „Verließ“, in dem der Lübecker Bürgermeister Jürgen Wullenweber von 1536 bis 1537 gefangen gehalten wurde. Über diesem findet sich, erreichbar über eine Treppe vom Norden oder über eine Leiter von unten die in alter Form sehr gut erhaltene Gerichtsstube. In den tiefen Fensterischen sind noch nach mittelalterlicher Art Bänke erhalten und darüber weitere Aussparungen in Reihen eingeschlagen, die sicherlich zur Aufnahme von Akten und Büchern gedient haben.

Abb. 2:

**Grundriß der Burg Steinbrück**  
(Handzeichnung von 1839)

- a — Wallgraben
- b — Pforthaus
- c — äußerer Burghof
- d — Bergfried
- e — innerer Burghof
- f — Palas
- g — Zwinger





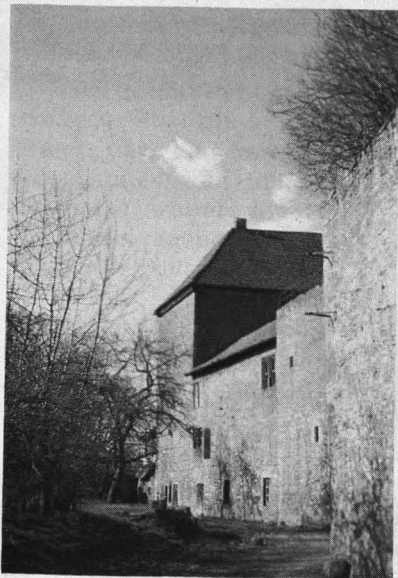


Abb. 3a: Die Westseite der Burg mit Blick auf Pforthaus, Bergfried, Palas

Foto: Dr. Schultz

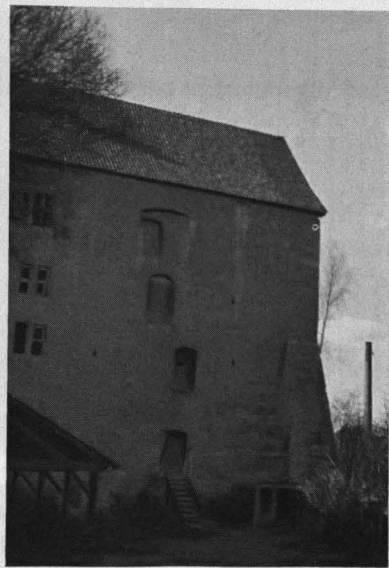


Abb. 3b: Die Südseite des Hauptgebäudes mit den Resten des Treppenturmes

Foto: Dr. Schultz

Das lange Gebäude, das sich in nördlicher Richtung an den Bergfried anschließt, war ursprünglich die Brennerei. Ihr Aufbau ist merkwürdig. Der ganze Raum wird von einem einzigen Bogen überspannt. An diesen schließt sich in Querstellung und damit als weitere Abgrenzung des „Inneren Burghofes“ der Palas an. Dieses Herrenhaus war der Hauptflügel der Burg. Wenn auch sein Treppenturm (5 Seiten eines Achtecks im Grundriß) 1845 abgebrochen worden ist, so gibt es doch den mittelalterlichen Eindruck wieder. Vier nicht sehr hohe Stockwerke liegen übereinander, unter denen sich noch ein starkes Kellergeschoß findet, so wie es wahrscheinlich bei dem feuchten Untergrunde in der Fuhseaaue erforderlich war. Das Herrenhaus selbst weist eine große Zahl von Räumen auf. Einer von ihnen diente als Braukeller. In ihm finden sich zwei Reihen von je vier Kreuzgewölben, die wiederum auf Wandpfeilern und auf drei freistehenden Pfeilern ruhen. Über die Zeit der Erbauung gibt vielleicht eine Jahreszahl „1589“ am Scheitel der Außentür Aufschluß.

Besondere Aufmerksamkeit zieht der sehr eindrucksvolle Zwinger auf sich, der „Kehrwieder“. Vom äußeren Burghof führt ein kasemattierter Gang zu ihm. Zusammen stellen sie einen bemerkenswerten Teil der ehemaligen Befestigungen dar. Schon äußerlich wirkt der Zwinger mächtig. Die dicken Mauern dieses runden Baues lassen auf seine ehemalige Bedeutung schließen. In seinem Erdgeschoß liegt ein einziger Raum (5,26 m hoch), der mit einem Kuppelgewölbe versehen ist. Die Mauern sind sehr stark, mit 5 tiefen Schießnischen versehen. Dadurch bildet die eigentliche Rundmauer fünf Teilräume nach außen mit jeweils einem Schießschlitz am Ende. Ursprünglich war dieser Zwinger auch zweigeschossig. Eine Deckenöffnung im Unter- stellte die Verbindung zu dem darüber liegenden Obergeschoß her, das im ganzen leichter konstruiert war.



Abb. 4 Der Zwinger —  
heute evangelische Kirche  
Foto: Dr. Schultz

An der Südseite des Zwingers ist neben einigen Eisenkugeln eine Steinplatte eingemauert. Von der Inschrift sind nur noch Bruchstücke zu lesen. Sie lautete:

„Anno 1573  
Der Kehr Wider bin ich genannt  
Herzogk Julius, Herzoge Tho Braunschik Und  
Luneborg bin ich bekannt  
Seine Fürstliche Gnade haben  
mich lassen bauwen  
Wer mich angreiftet  
Konnte Em Ghereuwen  
Den ich bleibe in Allem Stantfastisch wie nen  
Steinern Moer.“

(„Anno 1573 — Der Kehr wieder bin ich genannt — Herzog Julius, Herzog zu Braunschweig und — Lüneburg bin ich bekannt — Seine fürstliche Gnaden hat — mich lassen bauen. — Wer mich angreift, — es könnte ihn gereuen; — Denn ich bleibe in allem standfest wie eine — steinerne Mauer.“)

Dieser starke Zwinger, vermutlich 1573 erbaut, ist als Rundbau seit 1956 zu einer zwar eigenwilligen, aber sehr eindrucksvollen Kirche umgebaut worden. Die evangelische Gemeinde trifft sich nun hier mit ihrem Superintendenten Hans Meyer-Roscher zu den Gottesdiensten. Dieser hat sich aber nicht nur für den Zwinger eingesetzt. Ihm allein ist es zu danken, daß die Burg Steinbrück heute noch im Vergleich zu anderen Burgstätten so gut erhalten ist. Seinen Einfluß und seinen Einsatz merkt man nicht nur äußerlich an den Gebäuden, sondern u. a. auch in der Ausgestaltung der Räume, so z. B. in denen, wo Jürgen Wullenweber, dieser freiheitlich gesinnte Bürgermeister von Lübeck, gewissermaßen der Führer einer demokratisch-protestantischen Partei, gefangen gehalten wurde.

Die katholische Bevölkerung besitzt seit langem eine eigene Kirche am Rande der Burg, die auch heute noch Mittelpunkt der Katholiken der umliegenden Dörfer ist. Am 21. Juni 1768 wurde zu ihr der Grundstein gelegt. Die Weihe erfolgte am 11. Juli 1790.

Betrachten wir heute die steinernen Reste der Wasserburg Steinbrück, so können wir aus ihnen nicht nur einen topographischen Befund ablesen, sondern

uns auch vergegenwärtigen, welche historische Bedeutung einst diese Stätte zwischen Braunschweig und Hildesheim gehabt hat.

Nach der Schlacht bei Dinklar (1367), aus der der Hildesheimer Bischof Gerhard als Sieger über die Braunschweiger Fürsten, über Herzog Magnus II. den Älteren, ja auch über den Erzbischof von Magdeburg und den Halberstädter Bischof hervorgegangen war, faßte er den Plan, das im Norden und Nordosten liegende Stift gegen weitere Einbrüche zu schützen. Hierbei bot sich ihm diese landschaftlich hervorragend geeignete, strategisch sehr bedeutsame Stelle am Kreuzungspunkt der Fuhse mit dem Damme an. Er erbaute hier (nach Dehio-Gall, Handb. d. deutsch. Kunstdenkmäler, 1370, auf jeden Fall aber vor 1383) ein stark befestigtes Wasserschloß. Ihm standen dabei sicherlich die Lösegelder zur Verfügung, die er erhalten hatte.

Von Anfang an trug die Anlage die Bezeichnung „Burg zur Steinbrücke“ oder schlicht „Steinbrück“. Bauherr war vermutlich der Stiftsmarschall Ritter Hans von Schwicheldt.

In der Aussöhnungsurkunde von 1383 zwischen den Herzögen Otto dem Quaden und Friedrich wird erklärt, daß das Haus Steinbrück dem Bischof von Hildesheim verbleiben solle. 10 Jahre später verheerte Aschwin von Salder das Gebiet östlich von Hildesheim, weil ihm, durch den Bau der Stenbrucke in seinem Gericht Schaden geschähe. Hierbei ist wohl weniger an einen Neubau als an einen Erweiterungsbau zu denken. Trotzdem wird die Burg bzw. das Schloß noch nicht vollendet gewesen sein, wie andererseits eine Urkunde von dem 1. November 1394 aussagt. Die Burg wurde vom Hildesheimer Bischof an das Domkapitel für 290 Mark Silbers auf ein Jahr verpfändet. Dabei ist interessant, daß der Bischof dennoch die Verpflichtung übernahm, dem Kapitel die notwendigen Baukosten bis zum Betrage von 160 Mark zurückzuerstatten.

Nun begann für Steinbrück, für diese einst mit so stolzen Plänen erbaute Wasserburg, eine schwierige Zeit der Verpfändungen. Die einzelnen Pfandinhaber reichten einander die Hände. So wurde Steinbrück im Jahre 1400 an Hilmar d. Ä. von Oberg, 1405 an die Brüder Dietmar und Lotze von Hardenberg verpfändet. Anschließend übernahm es wiederum das Hildesheimer Domkapitel. Die Burg war inzwischen sehr baufällig geworden. 1421 begannen die Erneuerungsarbeiten. Am St.-Dionisius-Tag wurde zwischen dem Domkapitel und dem Dompropst eine Vereinbarung „umme Buw tor Steynbrucgen“ getroffen. Das Domkapitel andererseits war reich geworden. Es hatte in jedem Orte einen Besitz, aus dem sich nach und nach das Amt Steinbrück entwickelte.

Am 13. Januar 1425 übergab der Bischof ohne Entgelt mit Gericht und großem weiteren Besitz (Wiesen, Äcker u.a.) dem Domkapitel die Burg als Eigentum. Nun vollzog sich ein starker Ausbau dieser Wasserburg zu einer Befestigung zum Schutze des Hildesheimer Territoriums gegen die Braunschweiger. Die ersten Pläne des Bischofs Gerhard wurden verwirklicht. Ferner erhielt die Burg Marktrecht, ja sogar Stadtrecht, obgleich nie ein Ausbau zur Stadt einsetzte.

Dieser Aufschwung dauerte jedoch nicht lange. Neuere Verpfändungen erfolgten, so 1437 an den Domherrn Henning von Salder, 1446 an den Domherrn Bodo von Salder, an Ludwig von Veltheim und an Heinrich von Salder, die zugleich Pfandinhaber von Peine waren. 1449 wurde der Pfandbesitz erneut um 12 Jahre an diese verlängert. Nach 10 Jahren erfolgte aber schon eine andere Verpfändung an den Dompropst Eckhard von Wenden und an Eckhardt von



Abb. 5a: Schrifttafeln am Zwinger  
Foto: Dr. Schultz



Abb. 5b: Erinnerungstafel an Jürgen Wullenweber  
Foto: Dr. Schultz

Hahnensee, Propst des Moritzstiftes. 1461 und 1482 erhielten die Burg der Dompropst Eckhard von Wenden und dessen Bruder; 1493 bekam sie der Knappe Bernhard von Reden.

Die Burg Steinbrück hat manche schwierige blutige Auseinandersetzung erlebt. Während eine Belagerung 1482 verhältnismäßig glimpflich ausging, folgte eine Reihe weiterer Geschehnisse. 1519 drang Herzog Heinrich der Jüngere in die Burg ein, zerstörte und plünderte die Vorburg und ließ alles Vieh mitgehen.

Bereits zwei Jahre später erfolgte ein weiterer schwerer Schlag gegen die Burg. Herzog Heinrich der Jüngere war mit Erich von Calenberg, beauftragt mit der Durchführung der Acht des Kaisers Karl V. an Bischof Johann, im Spätsommer 1521 vor Steinbrück gezogen. Zunächst wurde ein neuer Walldamm gebaut, von dem man fraglos eine Aushungerung der Besatzung und eine bessere Angriffsmöglichkeit erwartete. Doch schon nach wenigen Tagen war die Burg eingenommen. Hoch in den Himmel zügelnde Flammen kündeten an, was geschah. Als erstes war die Vorburg genommen, geplündert und angezündet. Dann wurde der Zugang mit zwei Geschützen erkämpft. Die Besatzung wollte sich ergeben, doch die Belagerer kannten kein Erbarmen. Sie drangen in jeden Raum und töteten, was sie antrafen. Auch der Burghauptmann Hans Barner fiel. Einer Überlieferung nach soll er vom Herzog Heinrich d. J. selber erstochen sein. Als die Schwelwolken die Sicht wieder freigaben, wurden die Folgen dieses Gemetzels erkennbar. Der Burghauptmann, 8 Ritter und 46 Bauern waren erschlagen. Nur wenige waren mit dem Leben davongekommen. Steinbrück wurde nun braunschweigisch. Herzog Heinrich d. J. setzte eine größere Besatzung hinein, vor allem baute er aber die Anlage sehr tatkräftig aus. Bauperioden aus der ersten Hälfte dieses 16. Jahrhunderts sind noch auszumachen.

Während dieser Zeit — 1535 bis 1537 — lag hier Jürgen Wullenweber als Gefangener im noch heute erhaltenen Kerker. An ihn erinnert eine Inschrift: „Hier lag und litt Jürgen Wullenweber 1535—1537.“ Jürgen Wullenweber war der



freiheitlich demokratisch gesinnte, protestantische Bürgermeister von Lübeck, der vor dem Herzog keine Gnade fand. Am 24. September 1537 wurde er vor Wolfenbüttel, vielleicht sogar an der bekannten Gerichtsstätte am Westrande des Lechlumer Holzes hingerichtet.

Seit dem 21. Oktober 1545 wurde Herzog Heinrich der Jüngere bei Höckelheim gefangen genommen. Diese Gelegenheit benutzten Ritter und Bauern, die Wälle niederzulegen und einzelne Bollwerke abzutragen. Doch 1547, nach der Freilassung des Herzogs erschien er wieder in Steinbrück und ... baute erneut auf.

1553 saß in Steinbrück Graf von Mansfeld. Er ließ nicht nur Plünderungen in der Burg sondern auch in den umliegenden Dörfern zu. Ein Jahr später nahm der Herzog diese wiederum in seinen „Besitz“, nachdem ein dreitägiges hartes Gefecht vorausgegangen war. Nun versuchte er, den protestantischen Glauben — 1542 eingeführt — mit allen Mitteln auszurotten und in Steinbrück einen festen Ausgangs- und Pflegepunkt für den Katholizismus zu bekommen.

Unter seinem Sohn, Herzog Julius, wurde 1568 die Reformation eingeführt. Er baute, wie erwähnt, den Zwinger an der NW-Seite.

Ein wenig ruhiger verlief die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts in Steinbrück. Doch dann tobte der 30jährige Krieg auch hier los. Nach der Schlacht bei Lutter a. Bbg. (27. August 1626), in der Tilly die Dänen besiegte, belagerte er schon vom folgenden Tage an die Feste im Fuhsetal. Am 15. September erfolgte die Übergabe. Der Hildesheimer Bischof bestand aber energisch auf die Rückgabe des großen Stiftes. Das Reichskammergericht in Speyer entschied am 17. Dezember für Hildesheim. Am 30. Dezember 1626 mußten alle Einwohner von Burg und Amt Steinbrück dem Domkapitel den Huldigungseid leisten.

Nach 6 Jahren (1632) stürmten die Schweden wieder die Burg. Sie zerstörten und plünderten alles, was ihnen in den Weg kam. 1634, nach der Eroberung Hildesheims durch die Braunschweiger, kam Steinbrück an Braunschweig zurück. Lange dauerte auch dieser Zustand nicht. Bereits 1643 (Restitutionsrecess) mußte das „Große Stift“ an Hildesheim zurückgegeben werden. Das Domkapitel wurde erneut Besitzer.

Nach diesen vielen Kämpfen und Zerstörungen besaß die Burg nur noch geringe militärische Bedeutung. Zweimal war sie noch Sitz eines Hauptquartiers, so auch von Herzog Karl Wilhelm Ferdinand.

Nach Aufhebung des Domkapitels unter dem westfälischen König Jérôme wurde Steinbrück am 15. Dezember 1810 Staatsdomäne. Bereits nach zwei Jahren verkaufte die westfälische Regierung sie an den Osnabrücker Landwirt Gustav von Gülich, der sie 1818 an den Hildesheimer Bürgermeister und Kommerzienrat Christoph Lüntzel weitergab. 1862 erwarb sie die Klosterkammer. Durch Vermittlung der Umsiedlungs-Gesellschaft der Salzgitter Werke erfolgte die Aufsiedlung des Gutes und Aufteilung an Bauern aus dem Salzgittergebiet und Heimatvertriebene.

Wohl keine andere historische Stätte des Grenzgebietes Braunschweig-Hildesheim hat so viel erlebt wie Steinbrück. Belagerungen, Gefechte, Kriege mit allen häßlichen Auswirkungen hat die Wasserburg erdulden müssen. Zerstörungen und Wiederaufbau wechselten miteinander ab. Und trotz alledem — obgleich die noch erhaltenen Reste tiefe Narben zeigen, vermitteln sie ein eindrucksvolles Bild von der Topographie und der Geschichte dieser „Grenzfest“.

# Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen

von Werner Flechsig

(Fortsetzung)

## 4e) Namen aus den metallverarbeitenden Berufen

Begünstigt durch die Nähe des Harzes mit seinen Erzlagerstätten, war die Stadt Braunschweig im Mittelalter eines der bedeutendsten Zentren des metallverarbeitenden Handwerks. Nach den Untersuchungen von Franz Fuhse<sup>1)</sup> galt das im besonderen für den Metallguß, der hier schon im 12. Jahrhundert zu hoher Vollendung gelangt war, wie der bronzene Burglöwe beweist, ferner für Treibarbeiten in Messing und Kupfer und für die Kunst der Waffenschmiede, deren Hauptblütezeit das 16. Jahrhundert war. Die Metallgießer hatten je nach dem Material, das sie bearbeiteten, verschiedene Berufsbezeichnungen. *Apengeter* nannte man im Mittelalter hierzulande diejenigen Handwerker, die Leuchter, Faßhähne, Mörser, Ringe, Spangen, Laternen und anderes aus Messing in einer Mischung von mehr als 80 % Kupfer und weniger als 20 % „Galmei“ (= Zink) herstellten. Seit dem 16. Jahrhundert kommt in Braunschweig für Apengießer die jüngere Bezeichnung „*Rotgießer*“ auf, die ihrerseits seit dem 18. Jahrhundert in dem Maße durch „*Gelbgießer*“ ersetzt wird, wie der Anteil des Zinks im Messing auf über 20 bis 50 % stieg und den Erzeugnissen aus dieser Metallegierung ein gelberes Aussehen verlieh. Von den *Apengetern* unterschieden sich die *Gropenge(i)ter* dadurch, daß sie Gropengut, d. h. eine Bronzelegierung aus Kupfer und Zinn mit einem geringen Bleizusatz verwandten, um metallene Kochtöpfe und ähnliche Gefäße zu gießen. Erst zwischen 1555 und 1571 schlossen sich in Braunschweig Apen- und Gropengießer zu einer gemeinsamen Gilde der „*Rotgießer*“ zusammen. Der Guß von Glocken, Taufkesseln und Geschützen war keinem der beiden Handwerkszweige ausdrücklich vorbehalten, sondern konnte von jedem Metallhandwerker ausgeführt werden, der überdurchschnittliche Fertigkeiten besaß und entsprechende Aufträge erhielt. Bezeichnend für ihre ungebundene Stellung dürfte die Tatsache sein, daß im 15. und 16. Jahrhundert die bedeutendsten hiesigen Geschütz- und Glockengießer auf der Kannengießerstraße in Braunschweig mitten zwischen den Zinngießern wohnten, die im Mittelalter nach ihrem wichtigsten Erzeugnis *Kannenge(i)ter* genannt wurden. Diese Berufsbezeichnung blieb bis ins 18. Jahrhundert hinein gültig und wurde erst dann durch „*Zinngießer*“ verdrängt.

Bei dem hohen Ansehen, das die Erzeugnisse der Braunschweiger Metallhandwerker weit über die Grenzen der Stadt und des Herzogtums Braunschweig hinaus in Norddeutschland genossen, lag es nahe, namhaften Meistern dieser Handwerkszweige ihre Berufsbezeichnung als ehrenden Beinamen beizulegen. Wir finden auch wirklich unter den Braunschweiger Bürgern 1464 einen *Detmer Apengeter*, 1378 einen *Olrik Gropengheter*, 1419 einen *Tyle Kannengheter* und bereits 1356 einen *Hans Clockghetere* (= Glockengießer) sowie als Spezialisten für besondere Waren 1493 einen *Hinrick Pullengeiter* (= Flaschengießer), 1368 einen *Hannes Tappengheter* (= Zapfengießer) und 1393 einen *Cornelius Tubbengeter* (= Kübelgießer)<sup>2)</sup>. Merkwürdigerweise sind jedoch alle diese Namen bis auf die verhochdeutschen *Gropengießer* und *Kanne(n)gießer* aus dem neuzeitlichen Namenschatz der Stadt Braunschweig verschwunden, und auch diese beiden sind im Adreßbuch von 1937 nur sehr spärlich mit 5 bzw. 8 Namensträgern vertreten.

Noch dürftiger ist die Überlieferung von Familiennamen aus denjenigen Handwerkszweigen, die Buntmetalle durch Treiben mit Hämmern und durch Nietungen

zu den verschiedenartigsten Gebrauchsgegenständen zu formen verstanden. Das ist um so verwunderlicher, als Braunschweig im Mittelalter auch mit solchen Erzeugnissen eine Spitzenstellung in Norddeutschland innehatte. Die *Messingschläger* hießen nach den Becken, die sie neben anderen Haushaltsgeräten vorzugsweise anfertigten, *Beckenwer(ch)ten*, *Beckenwerken* oder *Beckensleger*. Ihre schon 1671 verschwundene alte Berufsbezeichnung wurde zwar in dem Braunschweiger Straßennamen *Beckenwerkerstraße* festgehalten, nicht aber in Familiennamen, unter denen im mittelalterlichen Braunschweig nach einem *Weseke Kannenslegher* (= Kannenschläger) von 1374 noch 1446 ein *Ghereke Missingsleger* (= Messingschläger) vorkommt, seit dem 17. Jahrhundert aber dieser oder ähnlicher Namen in niederdeutscher oder hochdeutscher Lautform mehr. Dasselbe gilt für die *Kupferschmiede*, die in Braunschweig auf der Kupfertwete unmittelbar bei der Kannengießerstraße ansässig waren. Nach ihnen hatten 1324 *Conrad Koppersmed* und 1424 *Cord Kopperslegher* (= Kupferschläger) ihre Familiennamen. Diese waren jedoch schon 1671<sup>3)</sup> in Braunschweig weder in niederdeutscher noch in hochdeutscher Fassung zu finden und begegneten uns auch 1937 im Adreßbuch der Stadt nicht wieder.

Teils Messingblech, teils Eisenblech verarbeiteten die *Klempner*, die vor dem 17. Jahrhundert in Braunschweig *Isern-Luchtenmaker* (= Eisenlaternenmacher) genannt wurden, weil sie zur Anfertigung ihrer wichtigsten Erzeugnisse, der Laternen und Beleuchtungskörper ähnlicher Art nicht wie die *Hölten-Luchtenmaker* Holz verwandten, sondern vorwiegend Eisen. Da die Berufsbezeichnung *Klempner* erst im frühen 17. Jahrhundert aus Ostdeutschland über Magdeburg ins nördliche Harzvorland gelangte, versteht es sich von selbst, daß sie keinen Einfluß auf die Neubildung einheimischer Familiennamen mehr ausüben konnte. Merkwürdigerweise fehlt aber auch *Luchtenmaker* oder *Luchtenmacher* als Familienname in den ostfälischen Quellen des 16.—20. Jahrhunderts völlig, obwohl die Berufsbezeichnung in Braunschweig mindestens seit dem frühen 16. Jahrhundert bekannt war. Die Ursache dafür ist wohl in der verhältnismäßig späten Loslösung eines auf Beleuchtungskörper spezialisierten Handwerkszweiges aus der vielseitigen Gilde der *Beckenwerker* zu suchen.

Als etwas lebensfähiger erwiesen sich die Namen aus dem Handwerk der *Waffenschmiede*. Es war, wie mittelalterliche Namenbelege aus der Stadt Braunschweig erkennen lassen, frühzeitig spezialisiert. Da gab es 1361 einen *Nicolaus Helmslegere* (= Helmschläger), 1364 einen *Ludeke Swertvegher* (= Schwertfeger, d. h. Schleifer und Polierer von Schwertklingen), 1402 einen *Andreas Harnsmeker* (= Harnischmacher) und 1408 einen *Hermen Platenmeker* (= Plattenmacher, Plattner). Von diesen 4 Namen blieben zwei in verhochdeutscher Form bis zur Gegenwart lebendig. Das Braunschweiger Adreßbuch von 1937 wies 2 Träger des Namens Harnischmacher und 29 des Namens Schwer(d)tfeiger nach. Der zweite Name fand sich 1938<sup>4)</sup> erstaunlicherweise auch außerhalb der Stadt in 16 braunschweigischen Landgemeinden, obwohl er auf einen ausgesprochen städtischen Beruf zurückgeht, und zwar nicht etwa mit Schwerpunkten im Harz und am Harzrande, wo man ihn wegen der Nähe der früheren Eisenhütten am ehesten suchen würde, sondern weit gestreut über die Landkreise Braunschweig mit 7, Wolfenbüttel einschließlich des Stadtkreises Salzgitter mit 6 und Holzminden mit 3 Belegen. Um 1585 war der Name nach Ausweis der Calenberghischen Musterungsrolle<sup>5)</sup> auch in 5 Orten der Kreise Hameln und Springe vertreten.

Die Schwertfeger rechnete man in alter Zeit zusammen mit den Messerschmieden zu jener Gruppe eisenverarbeitender Handwerker, die als „Kleinschmiede“ von den Grobschmieden unterschieden wurden und auch die Schlosser, die Sporer, die Büchsenmacher, die Uhrmacher und die Nagelschmiede zu den ihrigen zählten. Von diesen Handwerkszweigen sind auffallend wenig Spuren in den ostfälischen Familiennamen zurückgeblieben. 1937 gab es im Braunschweiger Adreßbuch 3 Belege für *Messerschmidt*, 6 für *Spohr*, gekürzt aus Sporer wie Wagenführ aus Wagenführer, sowie 3 für *Spormann*, aber keinen für Büchsen- oder Büssenmacher oder -schmidt, keinen für Uhr- oder Seigermacher und nur einen für *Nagelschmidt*. Selbst die Schlosser hatten weniger Einfluß auf die Namenbildung als die Schwertfeger, obwohl ihre Berufsbezeichnung schon 1381 als Braunschweiger Familienname auftritt mit *Henningh Slotere*, der 1402 *Hennig Slotter* geschrieben wird. Im 16. Jahrhundert erscheint auch eine andere Form der Berufsbezeichnung mit dem 1580 genannten *Herman Schlotmaker*, 3 Jahre später verhochdeutsch zu *Herman Schloßmacher*, doch hatte diese keinen Bestand. Als amtliche Berufsbezeichnung setzt sich seit dem 17. Jahrhundert die umlautlose hochdeutsche Form „Schlosser“ durch, die heute noch gilt, während die Volkssprache den Umlaut in *Slöttjer* verwendet. Er muß in diesem Wort schon alt sein, weil er auch im Familiennamen *Schlösser* erscheint. Das Braunschweiger Adreßbuch führt 1937 15 *Schlösser* auf, aber nur 2 *Schlosser*. In den braunschweigischen Landgemeinden stehen 1938 3 *Schlösser* in Bahrdorf, Kr. Helmstedt, Bettingerode, Kr. Wolfenbüttel, und Langelsheim, Kr. Gandersheim, einem *Schlosser* in Bessingen, Kr. Holzminden, gegenüber. Wenn schon die genannten Spezialisten unter den Kleinschmieden so wenig Einfluß auf die Namenbildung gehabt haben, so sollte man doch denken, daß sie wenigstens unter dem Sammelnamen *Kleinschmidt* etwas mehr Lebenskraft bewiesen haben, aber weit gefehlt! Er erschien mit *Cuntze Clenesmed* 1545 und *Wigant Kleinsmeth* 1566 in Braunschweig zu spät, um sich noch richtig auswirken zu können. 1937 verzeichnete das Braunschweiger Adreßbuch nur 4 Namensträger, ein Jahr später das Adreßbuch der braunschweigischen Landgemeinden aber in den Landkreisen Braunschweig, Wolfenbüttel, Helmstedt, Gandersheim und Holzminden keinen einzigen.

Wahrscheinlich wurden im späten Mittelalter vom Volke hierzulande gar nicht die feinen Unterschiede in der Bezeichnung der Aufgabenbereiche eisenverarbeitender Handwerker gemacht, wie es die Behörden und die Gilden aus rechtlichen Gründen zu tun pflegten, und alle eisenverarbeitenden Handwerker schlechthin *Smed*, d. h. Schmied, genannt. Nur so läßt sich erklären, daß der Familienname *Schmidt* im Gegensatz zu Kleinschmidt, Grobschmudt, Hufschmidt und Schlösser außerordentlich häufig vorkommt. Er steht mit 623 Vertretern im Adreßbuch der Stadt Braunschweig von 1937 und mit Belegen aus 136 braunschweigischen Landgemeinden von 1938 an 2. Stelle unter den nach Handwerksberufen gebildeten Namen nach *Müller/Möller* und vor *Schrader/Schröder/Schneider*, *Becker*, *Timmermann/Zimmermann*, *Wegner/Wagner/Rademacher* und *Schu(h)macher/Schuster/Schu(h)mann*. Das ist um so erstaunlicher, weil die Zahl der Grob- und Kleinschmiede in der Stadt Braunschweig 1671 mit 48 wesentlich geringer war als der Schuhmacher und Schuhflicker (184) und Schneider (82). Auch in den braunschweigischen Dörfern gab es um 1760 nach Achilles<sup>6)</sup> weniger Schmiede (227) als Weber (781), Schneider (449) und Schuster (235). Wenn trotzdem der Schmidt unter den nach Handwerken gebildeten Familiennamen unverhältnismäßig häufig zu finden ist, so läßt sich das wohl darauf zurückführen, daß der in



vorgeschichtliche Zeiten zurückreichende Beruf des Schmiedes von alters her bis in die Neuzeit hinein mit dem Nimbus zauberhafter Kunstfertigkeit und übernatürlicher Kräfte in der Ausübung der Heilkunst umgeben war.

#### 5) Namen aus Handel, Verkehr und Gaststättengewerbe

Mit dem Handel befaßten sich in der Stadt Braunschweig während des Mittelalters 3 Berufsgruppen, deren Geschäftsbereiche ursprünglich scharf voneinander geschieden waren und dementsprechend auch durch unterschiedliche Berufsbezeichnungen eindeutig gekennzeichnet waren<sup>7)</sup>. Dem *Kaufmann*, niederdeutsch *Kopmann* genannt, war der Fern- und Großhandel vorbehalten, dem *Kramer* der Kleinhandel innerhalb der Stadt mit eingeführten ausländischen Lebens- und Genußmitteln, Rohstoffen und Fertigwaren, dem *Höker*, niederdeutsch *Hoke* genannt, der Kleinhandel mit inländischen Erzeugnissen der Acker- und Viehwirtschaft. Das Wort *kopman* finden wir bereits in dem aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts stammenden sogenannten Ottonianum, dem von Herzog Otto dem Kinde verliehenen Stadtrecht. Als Familienname erscheint die Berufsbezeichnung zuerst 1320/30 mit dem Braunschweiger Bürger *Henning Kopman*. Die niederdeutsche Form wird seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts mehr und mehr durch die hochdeutsche Form *Kaufmann* ersetzt, hielt sich aber vereinzelt als Familienname hierzulande bis in die Neuzeit mit der Schreibung *Kopmann* oder *Koepmann*. 1937 enthielt das Braunschweiger Adreßbuch dafür 4 Belege, 1938 das Adreßbuch der braunschweigischen Landgemeinden nur einen. Ihnen standen damals 46 bzw. 20 Belege für *Kaufmann* gegenüber.

Die Berufsbezeichnung *Kramer*, in Braunschweig zuerst um 1300 als *de cramere* nachweisbar, begegnet uns hier 1353 als Familienname mit *Redeke Cramere*. Später wird bei der Schreibung des Namens das anlautende *C* meist durch *K* ersetzt, verschwindet aber in den Familiennamen nicht gänzlich. Das Braunschweiger Adreßbuch führt 1937 10 *Cramer* und 40 *Kramer* auf, während ein Jahr später 27 braunschweigische Landgemeinden nur die Schreibweise *Kramer* kennen. Seltener tritt daneben die umgelautete Form *Kraemer*, *Krämer* oder *Kremer* auf, nämlich in Braunschweig 23mal, auf dem Lande nur einmal, und zwar in Klein Twülpstedt. Um 1671 fehlte die umgelautete Form noch in Braunschweig sowohl als Berufsbezeichnung im Gewerbeverzeichnis wie als Familienname im Bürgerverzeichnis, und selbst in der herzoglichen Ordnung für die Kaufleute und *Kramer* in der Stadt Braunschweig von 1796 gilt immer noch amtlich die alte niederdeutsche Form mit *a* statt der schriftsprachlich-mitteldeutschen Form *Krämer*. Diese ist vermutlich aus Hessen oder Thüringen im Leinetal abwärts allmählich nach Norden vorgedrungen, denn 1585 bietet die Calenbergische Musterungsrolle neben den vorherrschenden Belegen für den Namen *Kramer* aus 26 westostfälischen Orten erst 6 Belege für *Kremer* aus dem südlichen und mittleren Leineberglande, nämlich aus Benterode, Kr. Münden, Göttingen und Reiffenhausen, Kr. Göttingen, Hardeggen, Kr. Northeim, Rössing, Kr. Springe, und Sarstedt, Kr. Hildesheim. Von dort her sind vielleicht dann die Träger der Namensform *Krämer/Kremer* nach 1671 in das nördliche Harzvorland gelangt, wenn nicht aus noch entfernteren Gebieten Mitteldeutschlands, sicher aber nicht vom Ostharz, wo in der Blankenburger Gegend nach Damköhlers Nordharzer Wörterbuch noch um 1927 *Krämer* als mundartliche Bezeichnung des Krämers gebräuchlich war.

Gar keine Spuren hat merkwürdigerweise die alte Berufsbezeichnung *Hoke* im neuzeitlichen Namenbestand der Stadt und des Landes Braunschweig hinter-

lassen, obwohl von *Hoken* in Braunschweig schon seit 1312 die Rede ist, 1373 der Name *Clawes Hoke* in der Stadt erscheint und um 1671 nach Spieß über 80 Personen mit Hokenwaren handelten. Die Form *Höker* bzw. *Hoiker*, die 1585 in der Calenbergischen Musterungsrolle immerhin dreimal bezeugt ist, fehlt 1937/38 ebenfalls unter den braunschweigischen Familiennamen. Vermutlich hängt das damit zusammen, daß im späten Mittelalter, als die Familiennamen fest wurden, der Hokenhandel noch nicht wie später hauptberuflich ausgeübt wurde, sondern von Angehörigen anderer Berufszweige wie Bauern, Gärtnern, Fischern u. ä., deren Nebenerwerb durch den Kleinhandel nicht charakteristisch genug erschien, um sie danach zu benennen.

Statt dessen scheint aber der Großhandel oder zum mindesten der Frachtverkehr mit drei inländischen Erzeugnissen eine bleibende Wirkung auf die heimische Namengebung gehabt zu haben, und zwar der Handel mit Korn, Hopfen und Salz. Wie anders sollte man sonst das Erscheinen der früh bezeugten und daher offensichtlich bodenständigen Familiennamen *Körner*, *Höp(pe)ner* bzw. *Höpiner* und *Sölter* erklären? *Körner* ist wohl nur zufällig für das spätmittelalterliche Braunschweig bisher noch nicht nachgewiesen, während er 1671 in der Stadt dreimal und bereits 1585 in 5 Orten des Fürstentums Calenberg-Göttingen vorkommt. Das Braunschweiger Adreßbuch von 1937 weist 50 Namensträger auf, und ein Jahr später findet sich *Körner* in 19 braunschweigischen Landgemeinden. Ins 14. Jahrhundert reicht der Name *Höp(pe)ner* zurück mit der Erwähnung eines Braunschweiger Bürgers *Tamme Hoppener* im Jahre 1399, bleibt aber in späteren Jahrhunderten seltener als *Körner*. Das Calenbergische hat 1585 in der Musterungsrolle nur 3 Belege zu bieten, von denen einer aus der Stadt Hannover stammt, das Braunschweiger Bürgerverzeichnis von 1671 gar nur einen.

Ihre Zahl steigt hier allerdings bis 1937 immerhin auf 20 Vertreter der niederdeutschen Formen *Höppener*, *Höppner* und *Höpner* sowie auf 13 Vertreter der verhochdeutschen Form *Höpiner*. Daneben begegnet uns der vermutlich bedeutungsgleiche Name *Hoppmann* achtmal. 1938 findet sich *Höppener* u. ä. in 9 braunschweigischen Dörfern und Flecken, *Hoppmann* in 7 Landgemeinden. *Hop(p)man* kommt 1585 bereits in 9 calenbergischen Orten vor, läßt sich aber bisher in der Stadt Braunschweig weder für 1671 noch für das späte Mittelalter nachweisen. Noch weniger Spuren hinterließ der Salzhandel bei den ostfälischen Familiennamen, obwohl er sogar in dem hiezulande gar nicht so seltenen Flurnamen *Sölterweg* seinen bleibenden Niederschlag gefunden hat. Zwar wird schon 1399 in Braunschweig ein *Hermen Zolter* (lies *Sölter*!) genannt und 1585 je ein Einwohner namens *Sölter* in den Städten Hannover und Göttingen, aber 1937 führte das Braunschweiger Adreßbuch nicht mehr als 13 Träger dieses Namens auf, denen 1938 nur 3 braunschweigische Landgemeinden je einen weiteren zur Stelle haben, nämlich Wenzen, Kr. Gandersheim, Hessen und Oker, Kr. Wolfenbüttel.

Ist beim Namen *Sölter* nicht mit Sicherheit zu entscheiden, ob er auf Salzkaufleute oder, wie der Flurname *Sölterweg*, auf Salzfuhrleute zurückgeht, so ist die Herleitung vom *Fuhrgeſchäft* eindeutig bei den Namen *Fuhrmann* und *Wagenfuhr*. Die mittelniederdeutsche Form für Fuhrmann erscheint in der Stadt Braunschweig zuerst 1346 in dem Namen *Peter de vorman*, im Calenbergischen 1585 als Familienname *Vorman(n)* in Leistringern und Rössing. Die hochdeutsche Form *Fuhrmann* ist im Braunschweiger Adreßbuch von 1937 27mal verzeichnet, daneben jedoch die Lautvariante *Führmann* 36mal. Das Zahlenverhältnis der

braunschweigischen Landgemeinden, in denen 1938 ebenfalls beide Lautformen vorkamen, ist 16 : 6, wobei die 6 Belege für *Führmann* auf die Orte Duttenstedt, Flechtorf, Liedingen, Meerdorf und Vechelade im Landkreis Braunschweig sowie auf Kneitlingen im Kr. Wolfenbüttel entfallen. Daß *Führmann* wirklich dasselbe bedeutet wie *Fuhrmann* und nichts mit dem niederdeutschen Wort *Fūr* für ‚Feuer‘ zu tun hat, ergibt sich zweifelsfrei aus dem Fehlen eines hochdeutschen Namens Feuermann in Ostfalen. Der mit Fuhrmann sinngleiche Name *Wagenführ* ist aus *Wagenführer* zusammengezogen wie *Spohr* aus *Sporer*. Die alte Vollform ist im niederdeutschen Gewande noch nachweisbar durch den Braunschweiger Bürgernamen *Ecgheling Waghenvorer* von 1399. Die Verbreitung dieses Namens ist auf ostfälischem Boden verhältnismäßig eng begrenzt und dürfte deshalb für Sippenforscher, die der Herkunft von Trägern eines solchen Namens nachgehen möchten, besonders interessant. 1585 gab es den Namen im Fürstentum Calenberg-Göttingen nach Ausweis der Musterungsrolle überhaupt nicht, und 1938 fehlte er auch in den braunschweigischen Kreisen Holzminden und Gandersheim gänzlich. Er war dagegen damals in 14 Orten des Kr. Wolfenbüttel, in 6 Orten des Kr. Helmstedt und in 2 Orten des Landkreises Braunschweig zu finden und ein Jahr zuvor 21mal im Adreßbuch der Stadt Braunschweig verzeichnet. Das ist um so verwunderlicher, als „Wagenführer“ unter den Berufsbezeichnungen der Stadt Braunschweig überhaupt nicht vorkommt. Die statt dessen vom 17. bis 19. Jahrhundert hier gebräuchliche Berufsbezeichnung „Karrenführer“, nach der um 1700 die Karrenführerstraße ihren Namen erhielt, hat ebenso wenig 1585 in der Calenbergischen Musterungsrolle, 1671 und 1937 in der Stadt Braunschweig und 1938 in den braunschweigischen Landgemeinden einen entsprechenden Familiennamen hinterlassen wie der nur 1389 einmal in Braunschweig bezeugte *Homod Karentogher* (= Karrenzieher). In den Bereich des Transportwesens gehört schließlich noch der Name *Kutscher*, der 1937 im Braunschweiger Adreßbuch sechsmal verzeichnet war, 1938 in den braunschweigischen Dörfern und Flecken aber fehlte. Die geringe Zahl der Namensbelege erklärt sich daraus, daß die Berufsbezeichnung Kutscher nach Kluge-Mitzka <sup>8)</sup> erst in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts von dem aus dem Ungarischen entlehnten Fahrzeugnamen Kutsche abgeleitet wurde, als die Bildung der Familiennamen im wesentlichen schon abgeschlossen war. In Braunschweig ist die dem ungarischen Lautstand noch nahestehende Wortform *Kotzsche* nach O. Schütte zuerst 1575 nachweisbar, *Kotswagen* sogar schon 1566 <sup>9)</sup>.

Aus dem Gaststättengewerbe stammen bei uns die Namen *Kröger* bzw. *Krüger*. *Kröger* ist in Ostfalen die mittelalterliche Lautstufe der niederdeutschen Berufsbezeichnung für den Gastwirt, die durch die neuostfälische Zwielaftung seit dem 17. Jahrhundert in der heimischen Volkssprache zu *Kroi(g)er* gewandelt und schriftsprachlich schon seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert zu *Krüger* verhochdeutsch wurde. Obwohl das nur in Niederdeutschland heimische mittelalterliche Wort *krög* ‚Gastwirtschaft‘ nach Kluge-Mitzka <sup>10)</sup> schon im 13. Jahrhundert bezeugt ist, findet sich die abgeleitete Berufsbezeichnung in Braunschweig als Familienname erst während des 16. Jahrhunderts. Hier gibt es 1535 einen *Peter Kroger*, der 1566 *Peter Kroiger* geschrieben wird, und 1567 einen verhochdeutschen *Melchior Cruger* (zu lesen als *Krüger*). Im Braunschweiger Bürgerverzeichnis von 1671 ist nur noch die hochdeutsche Form vertreten, aber gleich sechsmal. Wenn 1937 im Braunschweiger Adreßbuch neben 144 Trägern dieser Namensform auch wieder 4 niederdeutsche *Kröger* verzeichnet sind, so müssen deren Familien in der Zwischenzeit aus einem Gebiet zugewandert sein,

wo sich damals in der Mundart das alte ö noch nicht zum Zwielaut oi fortentwickelt hatte, also aus dem nördlichen Niedersachsen. In braunschweigischen Landgemeinden hat sich die Form Kröger nach Ausweis des Adreßbuches von 1938 gar nicht erhalten, während der Name Krüger in 55 Orten zu finden war.

(Fortsetzung folgt)

<sup>1)</sup> Alle in diesem Abschnitt enthaltenen Angaben über die Braunschweiger Metallhandwerker fußen auf den folgenden grundlegenden Veröffentlichungen von Franz Fuhse: a) Apengießer, Rotgießer und Gropengießer (in: Braunschweigisches Magazin 1923, Sp. 10 ff.); b) Schmiede und verwandte Gewerke in der Stadt Braunschweig (= Bd. V der Werkstücke aus Museum, Archiv und Bibliothek der Stadt Braunschweig) 1930; c) Braunschweiger Handwerk in führender Stellung (in: Braunschweigische Heimat, 25. Jahrg. 34, S. 98 ff.). — <sup>2)</sup> Diese mittelalterlichen Namensbelege und alle folgenden finden sich, wenn nicht ausdrücklich eine andere Quelle angegeben ist, teils in der als Manuskript 1957 vervielfältigten Freiburger Dissertation von Winfried Scharf über „Personennamen nach Braunschweiger Quellen des 14. Jahrhunderts“, teils in den seit 20 Jahren im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum aufbewahrten handschriftlichen Auszügen des Namenforschers Otto Schütte aus Quellen des 14.—18. Jahrhunderts im Stadtarchiv Braunschweig. — <sup>3)</sup> Die Jahreszahl 1671 bezieht sich hier und im folgenden auf das Bürger- und Gewerbeverzeichnis der Stadt Braunschweig von 1671, das Werner Spieß 1942 herausgegeben hat. — <sup>4)</sup> Die Jahreszahl 1938 bezieht sich hier und im folgenden auf das Adreßbuch der Landgemeinden Braunschweigs aus dem Jahre 1938. — <sup>5)</sup> Die Jahreszahl 1585 bezieht sich hier und im folgenden auf das Buch von Max Burchard über „Die Bevölkerung des Fürstentums Calenberg-Göttingen gegen Ende des 16. Jahrhunderts“ (= Bd. 12 der Schriftenreihe der Ostfälischen Familienkundlichen Kommission). Leipzig 1935. — <sup>6)</sup> Diesen Hinweis verdanke ich einer brieflichen Mitteilung von Dozent Dr. Walter Achilles in Barienrode aus seiner noch unveröffentlichten Habilitationsschrift „Braunschweigische Steuerpolitik im 17. und 18. Jahrhundert“. — <sup>7)</sup> Werner Spieß, Braunschweig im Nachmittelalter. 2. Halbband. Verlag der Waisenhaus-Buchdruckerei Braunschweig 1966; hier S. 444 ff. u. 453 ff. — <sup>8)</sup> Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 18. Aufl., bearb. v. Walter Mitzka, Berlin 1960; hier S. 414 unter dem Stichwort „Kutsche“. — <sup>9)</sup> Otto Schütte, Beiträge zum mittelniederdeutschen Wörterbuche (in: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Bd. IX, 1913, S. 107). — <sup>10)</sup> a. a. O. wie <sup>8)</sup>; hier S. 407 unter dem Stichwort „Krug“.

## Zur Geschichte der Pockenimpfung

von Paul Dannenbaum

Wann und wo die Pocken = Blattern = Variola erstmals aufgetreten oder beschrieben sind, verliert sich im Dunkel der Geschichte. In China und Indien sollen sie schon vor unserer Zeitrechnung bekannt gewesen sein, aber zuverlässige Berichte liegen erst aus den frühen nachchristlichen Jahrhunderten vor. Durch die Eroberungszüge der Mohammedaner und später durch die Kreuzzüge sind sie weit verbreitet und bis zum 16. Jahrhundert in jedes Land Europas eingeschleppt worden. Das Elend und die Sterblichkeit, die durch die Pocken besonders in den bis dahin von ihnen verschont gebliebenen Ländern im 18. Jahrhundert entstanden, waren nach zeitgenössischen Berichten ungeheuer groß. So schreibt in den Braunschweiger Anzeigen (Br. A.) 1791 Professor Lueder: „Man zittert bei dem Gedanken an die Pest, und doch war die Zahl der Schlachtopfer, welche die Pocken lieferten, unendlich größer ... Sie waren es, die im Jahre 1707 Zwanzigtausend Menschen auf dem menschenleeren Island aufrieben,

was nie eine Pest vermochte; sie waren es, die im vorigen Jahrhundert eine mächtige amerikanische Nation ganz vom Angesicht der Erde vertilgten (in beiden Fällen durch Schiffsbesatzungen von Europa eingeschleppt) ... wenn sie zuerst in ein Land gekommen, sind sie ungemein tödlich gewesen ... Schweden verlor in elf Jahren von 1749—1759 nicht weniger als Fünfundneunzigtausend seiner Bürger. London allein verlor in 67 Jahren Einhundertdreizehntausendacht-hundert Menschen und Braunschweig zählte im Jahre 1766 Eintausendsiebzehn Gebohrene und Sechshundertzweiunddreißig an den Pocken gestorbene. In Maynz starben in eben dem Jahr überhaupt Neunhundsiebenunddreißig, worunter die natürlichen Blattern allein Sechshundert, als  $\frac{2}{3}$  hinweggerafft hatten, und in Hannover Zwölfhundertfünfundsechzig, und davon hatten die Blattern Acht-hundertundzwanzig gewürgt."

A. Henke schreibt 1818 in seinem Handbuch über Kinderkrankheiten: „Die Pockenkrankheit gehört zu den gefahrvollsten und tödtlichsten Krankheiten. Epidemien, in welchen nur der zehnte Kranke starb, zählte man zu den gut-artigen, und nicht selten wurde der sechste bis dritte Kranke ein Opfer der bösartigen Blattern.“ Aus dem Buch von Henke wie dem 1764 erschienenen Werke von Rosén von Rosenstein, dem ältesten Lehrbuch zur „Kenntnis und Kur der Kinderkrankheiten in deutscher Sprache“ geht hervor, daß die Blattern vornehmlich eine Kinderkrankheit waren, Kindsblattern, wie etwa heute die Masern. Nur wenige Kinder erreichten das zehnte Lebensjahr ohne sie durchgemacht zu haben, und etwa 20 % eines Geburtsjahrganges starben bis zu diesem Alter daran.

Es ist daher sehr verständlich, daß bei einer Krankheit „der an Dauer, an Allgemeinheit, an Wuth keine andere gleichkömmt, zu deren Gebiet fast der ganze Erdkreis geworden und deren Herrschaft, wohin sie dringt, unwiderstehlich ist“ zu allen Zeiten das Bemühen groß war, sich vor ihr zu bewahren und sie zu überstehen. Drei Erfahrungstatsachen waren seit Jahrhunderten bekannt: 1., daß man sich vor dem „Kontagium“ der Pocken nicht schützen konnte, während z. B. die Pest und Cholera bis zu einem gewissen Grade durch strenge Absonderung vermeidbar waren (Kontakt- bzw. Tröpfcheninfektion). 2. An Pocken erkrankte man im allgemeinen nur einmal (lebenslängliche Immunität) und 3. kannte man leichte und schwere Formen (Variola major und minor).

Die ersten Versuche, sich diese Erfahrungen zunutze zu machen, sollen in China schon 590 nach Christi ausgeübt worden sein. „Unter den Arten, diese Krankheit zu erregen, ist die bei den Chinesern gebräuchliche wol mit der meisten Gefahr verbunden, da sie die getrockneten Kinderblattern zu Pulver zu reiben pflegen, und solches hernach von ihren Kindern einschnupfen lassen. Man weis auch durch die Erzählung derjenigen, so in dieses Land gereiset, daß durch diese Art von Erregung der Blattern gleichwol noch viele starben.“ Das gebräuch-lichere Verfahren war die Einpfropfung, auch Inokulation oder Variolation genannt. Aus Europa wird über Versuche dieser Art im 13. Jahrhundert berichtet, aber allgemein bekannt wurde die absichtliche Übertragung milder Pockenformen von Mensch zu Mensch zum Zwecke der Immunisierung erst 1718 durch die Lady M. W. Montague, die Frau des britischen Gesandten in Konstantinopel. Sie schreibt: „Die Blattern, die bei uns so gefährlich und verbreitet sind, werden hier mittels der Pfropfung (Impfung), wie sie es nennen, ganz unschädlich. Gewisse alte Weiber machen sich ein Geschäft daraus, jeden Herbst im Monat September, wenn die große Hitze nachgelassen hat, die Operation zu verrichten ... Dann kommt die alte Frau mit einer Nußschale voll Blatternmaterie von der besten

Art ... gleich ritzt sie die Stelle, welche man ihr zeigt, mit einer großen Nadel, steckt soviel Materie, wie auf den Kopf ihrer Nadel geht, hinein und verbindet die kleine Wunde mit einem hohlen Stück von einer Nußschale ... Alle Jahre wird an Tausenden diese Operation vorgenommen, und der französische Gesandte sagte im Scherz, daß die Leute sich hier die Blattern einimpfen ließen, um sich zu belustigen, sowie man in anderen Ländern Brunnen trinkt. Man hat kein Beispiel, daß jemand daran gestorben wäre, und sie werden mir glauben, daß ich von der Sicherheit dieses Versuchs hinlänglich überzeugt bin, weil ich es an meinem lieben kleinen Sohn machen zu lassen gedenke ... Ich habe genug Vaterlands-  
liebe, diese nützliche Erfindung in England einzuführen, und ich würde nicht ermangeln, an einige unserer Ärzte darüber zu schreiben, wenn ich einige kennen würde, die Menschenliebe genug hätten, einen so beträchtlichen Zweig ihrer Einkünfte zum Besten des Menschengeschlechtes zu zerstören ..."

Nachdem Lady M. sich in ihrer eigenen Familie von dem Erfolge dieses Schutzmittels überzeugt hatte, — sie ließ in Konstantinopel ihren Sohn und später in England ihre Tochter impfen — verschaffte sie ihm in ihrer Heimat Eingang. Es gelang ihr sogar durch ihre Verbindungen zu erreichen, daß die Kinder am königlichen Hofe geimpft wurden, und sehr bald verbreitete sich die Inokulation von Menschenblattern in Europa.

Die Meinung über diese Maßnahme war im Publikum wie unter Ärzten und Theologen sehr geteilt. Dazu einige Notizen aus den Br. A., 1758 schreibt dort Rahlwes, M. D.: „Unter demnach vorzüglichstem, worinnen sich der wichtige Nutzen dieser Untersuchung äußert, bestund eigentlich darin, daß man die Einpfropfung zu einer solchen Zeit vornehmen kan, wo eine gute Art derselben herumgehete, und daß man sich mithin des nicht so giftigen Eiters derselben bedienen kann. Denn, daß die Kinderblattern von verschiedener Art sind, daß eine Art derselben vor der anderen mehr gefährlich sey und gewisse Zeichen vorhanden, durch welche man die gutartigen von denen mehr gefährlichen unterscheiden kan, ... die Erfahrung lehret, daß die eingepfropften Blattern selten in großer Menge ausbrechen und daß sie auch nicht leicht unter sich fressen ... so halte ich dafür, daß ich mir durch Erörterung dieses Nutzens das schöne Geschlecht nicht wenig verbindlich machen werde; ich rate ihnen aus aufrichtigem Herzen an, daß diejenigen, bei denen es noch heute heist, sich dieses Hilfsmittels je eher je lieber bedienen.“

In den Br. A. vom September 1767 findet sich: „Nachricht an das Publikum wegen glücklich allhier angefangener Blatterninokulation.“ „Um das traurige Vorurtheil gegen die durch unzählige Beyspiele heilsam gefundene Einpfropfung der Pocken auch hier allmählich zu vertilgen, hält man es für nützlich, das Publikum zu benachrichtigen, wie am 31. August der bey dem Fürstl. Collegio Carolino stehende Prof. Schmid, ein Mann, dem beides, Gelehrsamkeit und vorzüglich Zärtlichkeit gegen seine Kinder, zum Ruhm und zur Ehre gereicht, seinen neun-jährigen, hoffnungsvollen Sohn durch den hiesigen Garnisonsmedikus Topp die Blattern glücklich hat einimpfen lassen.“ Nach Schilderung des Verlaufs folgt die Versicherung „der Patient befindet sich munterer, wie vorhin, und man freuet sich nicht wenig, daß man auch itzt von anderen hiesigen Ärzten hört, daß sie bei ihren Bekanntschaften die Einpfropfung zu unternehmen, baldigst entschlossen sind. GOTT sei für diesen Anfang gelobt! Nun wird nie wieder in den Totenlisten stehen, daß über Sechshundert in einem Jahr an Blattern gestorben sind“. Im

gleichen Jahrgang der Br. A. befaßt sich im langatmigen Stile der Zeit „einer unserer größten Gottesgelehrten ... mit der ‚Unsündlichkeit der Blattern‘“. Er bemüht sich, „die Vorurtheile soviel wie möglich auszurotten, die der weiteren so gewünschten Ausbreitung der Blattern-Inokulation bisher im Wege stehen, daß viele, sonst einsichtsvolle Personen, ja selbst oftmals angesehene Geistliche, diese für das menschliche Geschlecht so augenscheinlich heilsame Erfindung für bedenklich und für Eingriffe in die Rechte der Vorsehung GOTTES ansehen wollen, und daher bei gutherzigen Gemüthern Gewissensskrupel über diese Sache erregen“. Sehr eindrucksvoll und von sozialem Verständnis getragen ist ein Artikel in den Br. A. vom Januar 1771, wo ein Pastor Eisen unter dem Titel schreibt „Ein neuer Versuch, die wohltätige Blatternimpfkunst bis unter den gemeinen Mann auszubreiten“. „Der gemeine Mann muß selbst einimpfen lernen, ohne daß dies der Arzt zu verlassen braucht. Man verstehe mich wohl. Ich habe in einer Zeit von zwei Jahren gegen Fünfhundert Kindern die Blattern eingeimpft, und ich sage es hiermit öffentlich, daß mir davon nicht ein einziges verlohren gegangen sei ... Die Kunst kann ganz handwerksmäßig erlernt werden und fällt denn endlich ja was neues vor, welches für solch einen Handwerker zu hoch ist, so wird es doch nur ganz selten geschehen, und wir müssen auf diesen Fall den Grundsatz annehmen, daß es besser sey, es sterben von so eines Inokulisten Hand sehr wenige, als an den natürlichen Blattern sehr viele ... Wahrlich! soll der Bauer eingeimpft werden, so muß auch der Bauer selbst einimpfen.“

Unter den Vorzügen der Einimpfung bleiben auch kosmetische Gründe nicht unerwähnt. „Eingeimpfte Pocken lassen selten oder nie Narben zurück, theils weil die Anzahl der Pocken geringe, theils der Eiter selbst nicht so scharf ist, als bei den natürlichen; bei den natürlichen ist nichts häufiger als Verunstaltung oder wenigstens Verlust der schönen, glatten Haut; ein Übel, das nur dann unbedeutend werden kann, wenn die Erfahrung zu lehren aufhört, daß oft das Gesicht das Glück des Menschen mache, ein Umstand, der uns Mädchenreichen Braunschweigern bei der leider täglich zunehmenden Ehescheu doppelt wichtig seyn muß.“

Zur Technik des Impfverfahrens findet sich Juli 1769 in den Br. A. unter vermischten Nachrichten: „Da selten eine Erfindung für die Gesundheit der Menschen nützlicher gewesen als die Inokulation der Blattern, so ist man verbunden, diese edle Art, des Menschen Leben zu verlängern, allgemeiner zu machen. In dieser Absicht bietet der Uhrmacher Johann Delolme, Vor der Burg hieselbst, sein vor kurzer Zeit verbessertes Instrument dem Publiko an ... Der Verfertiger dieses macht sie nach englischer Art. Das englische Instrument bestehet darinn, daß, so wie das Instrument die Incision (sonst genannt die Wunde) machet, so wischet sie zugleich die Materie der Blattern über die Incision. Die französische Art ist künstlicher, und bestehet darinn, daß, sowie die Wunde geschieht, so legt dasselbige Instrument zugleich einen Faden (welcher vorher dazu zurechtgemacht) in ob benannte Wunde herein, welche Operation den Herren Chirurgis die grösste Dificultät verursacht. Diese beyden Arten zu inoculieren geschehen in einer Sekunde, ohne daß man brauchet die Hände anzulegen, um die Operation zu machen.“

Der Streit der Meinungen für und wider die Variolation scheint damals sehr groß gewesen zu sein. „Hier erhebt man sie mit wahrhaft proselytischer Schwärmerie himmelhoch, und ihre Verteidiger verkünden dem Menschengeschlecht



Schutzpockenimpfung  
Kupfer von D. Chodowiecki

von einem Anhänger des Verfahrens in den Br. A. vom Februar 1791 gemacht wird, sei noch erwähnt: „Freilich ist wohl manches Kind, das die künstlichen Blattern bekam, unglücklich gewesen; aber in der Regel war nur der schuld, der sie gab. Dass es eines Doktors Hand war, was man sich oft sagen lassen muß, tuth nichts zur Sache. Ein leerer Kopf mit einem Doktorhut ist kein Wundertier.“

Die Generalin von Riedesel, die Gemahlin des Führers der Braunschweiger Söldner im amerikanischen Freiheitskrieg, erlebte in New York eine Blattern-epidemie. Sie schreibt, ihr Kind wäre beinahe durch die Inokulation gestorben. „Gottlob aber, es ging alles gut. Einem Lord, der es uns nachmachen wollte, gelang es nicht, sondern er war so unglücklich, sein Kind zu verlieren.“

Die vielfältigen, allmählich gesammelten Erfahrungen gaben den Gegnern der Variolation recht. Wie zu erwarten, zeigte sich, daß die übertragenen Blattern nicht immer harmlos und leicht waren, und daß selbst leichteste Formen zuweilen in bösartige umschlugen, und daß auch nicht selten Todesfälle an Impfblattern vorkamen. Zudem bildete jeder geimpfte Mensch wieder eine neue Quelle der Ansteckung und war damit eine Gefahr für die Allgemeinheit. Auch das Risiko durch die Einpfropfung von Mensch zu Mensch mit anderen Krankheiten infiziert zu werden, wurde erkannt und mahnte zur Vorsicht.

Eine völlig neue Situation trat durch die Einführung der Kuhpockenimpfung ein. Besonders unter der Landbevölkerung wußte man schon seit längerer Zeit, daß beim Rindvieh eine Pockenerkrankung vorkam, die gelegentlich zu Infektionen beim Menschen z. B. Melkern, führte. Ferner hatte man die Beobachtung gemacht, daß diese Personen vor der Erkrankung mit Menschenblattern gefeit

Heil, Leben, Gesundheit und Schönheit. Ihre Gegner verwünschten sie mit wahrem Feuereifer und predigen auf Dächern und Gassen, es bedürfe nur der Inokulation, um das Menschengeschlecht zu verkrüppeln, und die Tugend wieder zum Himmel zurückzuscheuchen.“ Außer sachlichen Gegenargumenten versteigen sich einzelne Gegner zu den Worten, daß sich der Erfolg aus der Heilart erkläre, „die bei den Eingepfropften, nur gesunden Kindern, höchst weise und sorgfältig und bei dem größten Teile derer, welche an den natürlichen Pocken leiden, höchst barbarisch, unmenschlich und über alle Beschreibung heillos ist“. Ein gewisser Geistlicher machte „die Blattern zur Erbsünde und erklärte das Einimpfen für Höllen- und Teufelswerk ... Auch hat man geforschet, ob Christus habe sich inoculieren lassen oder sie empfohlen habe, und da man weder das eine noch das andere fand, die Inoculation verdammt“. Eine weitere Einschränkung überschwenglicher Erfolgsberichte, die



waren. Diese Schutzkraft der Kuhpocken war auch schon gelegentlich praktisch genutzt worden, wie 1769 aus einem Bericht des Landwirthes Böse in der Nähe von Göttingen, und 1791 aus der Impfung der Kinder des Lehrers Plett bei Kiel hervorgeht. Gleiche Beobachtungen bei den Kuhpocken waren auch in England bekannt geworden und veranlaßten den englischen Landarzt Edward Jenner in Berkeley zu jahrelangen systematischen Versuchen und Überlegungen, ehe er sich im Jahre 1796 zu der ersten Vaccination — von vaca = die Kuh — bei einem achtjährigen Knaben entschloß. Die Impfung verlief als lokal begrenzte Kuhpockenkrankheit programmgemäß und die Gegenprobe, die Inoculation von echten Blattern bestätigte einige Zeit später die Erwartung: Der Junge bekam keine Blattern. Nach weiteren, sehr sorgfältigen Erprobungen und Beobachtungen des Verfahrens, die stets den gleichen Schutzerfolg bestätigten, entschloß sich Jenner 1798 zur Veröffentlichung seiner „Untersuchungen über die Ursachen und Wirkungen der Kuhpocken oder Kuhblattern“ und wurde durch diese bahnbrechende Arbeit nach anfänglicher Ablehnung der „Vater der Schutzpockenimpfung“ und Besieger einer der größten Seuchen der Weltgeschichte. Die ersten Impfungen mit Kuhpockenlymphe „auf dem festen Lande“ wurden wohl infolge der nahen dynastischen Beziehungen in Hannover vorgenommen. Hier machten sich die Herren Hofmedicus Ballhorn und Hofchirurgus Strohmeier um die Einführung verdient. Sie impften bis August des Jahres 1800 etwa 500 Menschen und das Verfahren breitete sich schnell „in den benachbarten Städten, als Quedlinburg, Hornburg, Halberstadt wie auf dem platten Lande aus“ ...

„Auch in Berlin impfen die ersten Ärzte die Kuhblattern und nach der Schweiz, nach Frankreich, nach Amerika sind sie schon herübergebracht, und der König von Spanien betreibt ihre Verbreitung.“ So zu lesen in den Br. A. November 1800 in einem Artikel der Professoren Wiedemann, Roose und Himly, die damit die Unkenntnis und das Mißtrauen einer noch großen Zahl der hiesigen Mitbürger beseitigen wollen. Prophetisch knüpfen sie daran die Hoffnung, „daß die Kuhblattern das leichteste Mittel sind, die Pest der Menschenblattern, die jährlich fast eine halbe Million tötet, in wenigen Jahren gänzlich auszurotten. Sobald nämlich einige Jahre hindurch die Impfung allgemein betrieben würde, wie sie bei ihrer Gefährlosigkeit leicht wird betrieben werden können, so hörte alle Empfänglichkeit auf, und die Blattern stürben aus“. Die drei Autoren begründen ihre positive Einstellung „mit bis dato vorliegenden 16 000 Beobachtungen, die in verschiedenen Ländern gemacht und wechselseitig mitgeteilt sind und wenigstens 5000 Beobachtungen, daß die nachher geimpften Kinderblattern nicht angesteckt haben. Die Kuhblattern sind dem Leben nicht gefährlich. Von den Tausenden, die in diesem Jahre 1800 sicher schon in Deutschland geimpft sind, ist kein einziger gestorben, obgleich die Kinderblattern gerade dieses Jahr eine besonders fürchterliche Tödlichkeit haben. Die Kuhblattern lassen nie Verunstaltungen nach ... und stecken nicht durch Ausdünstung an, sondern bloß durch unmittelbare Berührung des Eiters an einer wunden Stelle“. Mit welchen Gegenargumenten sich die naturwissenschaftlich aufgeklärte Medizin damals auseinandersetzen mußte, dafür möge folgender Passus aus dem gleichen Artikel dienen: „Man sagt, die Kuhblattern sind eine viehische Krankheit, und durch ihre Mittheilung könnte wohl der Mensch dem Viehe zu nahe gebracht werden in Begierden, Krankheitsanlagen etc. ... Was für Begriffe muß ein Mensch von menschlicher Organisation, Reizbarkeit und von der Art wie menschliche Organe auf äußere Reize zurückwirken, haben, der im Ernst glauben kann, durch einen Vierteltropfen tierischer Lympe

könne diese Organisation und Reizempfänglichkeit in die eines Tieres verwandelt werden? Wäre es nach dieser Art zu rasonnieren nicht das allergewagteste Unternehmen, je einen Bissen Fleisch zu essen?" Bemerkenswert ist auch das Wort von I. Kant, der von der „Einimpfung der Bestialität“ gesprochen hat.

Ein krasses Beispiel der Ablehnung aus anderen Gründen findet sich in einer Fußnote des Lehrbuchs von Henke, wo der Verfasser schreibt: „Als ich im Jahre 1803 in Braunschweig, bei einer ausbrechenden Blatternepidemie, den Kindern des Militairs, welches ich damals als Arzt zu behandeln hatte, die Schutzpocken einimpfen wollte, entschlossen sich nur sehr wenige Aeltern dazu. Einige antworteten mir: Die Pocken seyen eine Wohlthat; sie hätten der Kinder ohnehin so viele, daß sie dieselben nicht ernähren könnten! Nur dreizehn wurden damals vacciniert, 109 wurden von den Blattern ergriffen, wovon 19 gestorben sind. Eine Mutter, der ich über die offenbare vorsätzliche Vernachlässigung ihres Kindes bittere Vorwürfe machte, gab mir ganz kalt zur Antwort: Der Himmel halte Abrechnung; sie habe ja sechs Kinder.“

Mai 1802 finden sich im Br. A. „einige Regeln für ungeübtere Impfärzte bei den Schutzblattern“ von dem bekannten Dr. Mühlenbein in Schöningen. M. schreibt über die beiden, damals gebräuchlichen Impfverfahren „den ersten Anfang machen die Impfärzte gewöhnlich mit einer trockenen Materie, die in Karpiefäden, Baumwolle oder Floretseide aufgefangen und in einer Glasplatte, Barometerröhre oder Federkiel genau verschlossen, verwahret ist. Sobald das Subjekt zur Impfung bereit ist, schneide man die Baumwolle oder Seide in so viele kleine Teile, als man Impfschnitte machen muß; dann schneidet oder ritzet man mittels der Lanzettseite der Impfnadel drei kleine Wunden auf den Oberarm, doch so, daß das Blut nur durchscheinet oder nur unbedeutend kömmt. Dann lege man auf jeden kleinen Impfschnitt ein solches getränktes Stückchen, wenn zuvor die Impfstelle mit sehr wenigen Wassers oder Speichels von dem Kinde benässert ist; dann drücke man mit der Nadel einige Male die Fäden auf, bis sich die Feuchtigkeit durch selbige durchzieht, und so von der Wunde angesogen wird. . . . Da man aber nicht immer getrockneten Impfstoff haben kann, so bleibt ohn- streitig die Impfung mit frischer, flüssiger Materie von Arm zu Arm das aller- sicherste Mittel, und diese Methode ist selbst die allerleichteste. Man hat hiebei nichts weiter nötig, als daß man auf jeden Arm seine drei Impfstiche macht, die Pustel des anderen Kindes mit der Spitze der Impfnadel öffnet, die aus ihr quillende, helle Lymphe auf die Lancettseite nimmt und selbige auf die Wunde streicht . . . Man lege eine kleine Binde umher, weil man bei mehreren Kindern nebst ihren anwesenden Müttern nicht genau darauf sehen kann, ob selbige es sich nicht gleich wieder abwischen“ . . . (ein Verhalten, das man auch heute noch gelegentlich beobachten kann, „damit die Pocken nicht so schlimm werden“.) Zwei weitere Ratschläge von M. sollen wegen ihrer Charakteristik für den Arzt und Menschen nicht unerwähnt bleiben: „Man impfe nie mehr als sechs bis zehn Kinder an einem Orte und in einem Tage, um theils seine Impflinge besser zu übersehen, theils, damit man desto länger, flüssigen, frischen Stoff zur Impfung haben könne; theils auch, damit das Impfzimmer, zumal da nicht allein die Kinder sondern auch deren Eltern im Zimmer mitbegriffen sind, nicht zu voll werde, die Luft zu sehr verdorben, die Kinder nicht ängstlich und zu unruhig werden mögen. Man hat hiebei nicht allein eine gewaltige Last, sondern es können dadurch kleine, nachtheilige Nebendinge entstehen.“ . . . „Am Schlusse füge ich noch die Bitte an meine Herren Kollegen hinzu: daß sie nie diese Impfung

in spekulativer Hinsicht vornehmen und betreiben mögen, wodurch nur der Unbegüterte von dieser Wohlthat abgeschreckt werden kann; denn der Bemittelte wird ja ohnehin die gute Absicht und Handlung des Arztes lohnen und schätzen."

1806 erscheint in den Br. A. in einem Aufsatz von Dr. W. Harke zu Wolfenbüttel erstmalig die Anregung, die Impfung der Schutzblattern zum Gesetz zu machen „um auch dem gemeinen Mann und den Landleuten diese Wohlthat angedeihen zu lassen". Veranlassung dazu gab eine Blatternepidemie in Gandersheim, Nordheim und Umgebung, die zu einer Impfaktion mit Hilfe zahlreicher Pfarrer und Amtmänner führte. „Die Operation ist so leicht, daß ein preußischer Landprediger sie schon selbst mit einer Schusterahle verrichtete."

Ein beeindruckendes Beispiel der Schutzimpfung gegen die Blattern durch Nichtärzte gab die Frau des aus Braunschweig stammenden R. H. Klünder, Friederika geb. Grupen. Das wohlhabende Ehepaar hatte Besitzungen in Blankenese und setzte sich sehr für die Wohlfahrt der dortigen Bevölkerung ein. Frau Klünder suchte das Vorurteil der Bewohner in den umliegenden Elbdörfern gegen die Impfung dadurch zu beheben, daß sie in die Hütten der Fischer und Landleute ging, ihnen die eigenen geimpften, blühend gesunden Kinder vorzeigte und jene aufmunterte, auch ihre Kinder von ihr *u n e n t g e l t l i c h* impfen zu lassen. „Die schöne Frau auf dem Berge", so von der Bevölkerung genannt, impfte laut dem von ihr geführten, noch in der Familie Klünder erhaltenen „Vaccinationsbuch" in den Jahren 1805—32 2100 Kinder.

Als erstes für die Braunschweiger Lande gültiges Impfgesetz erschien ein Dekret von Jérôme im April 1808 (umstehend auf S. 22):

In der Gesetz- und Verordnungssammlung Nr. 9 vom April 1833 findet sich weiterhin ein Gesetz, die allgemeine Einführung der Kuhpockenimpfung betreffend, in der Herzog Wilhelm zu wissen verfügte: „Die Schutzkraft der Kuhpocken gegen die verheerende Seuche der Menschenblattern ist durch eine langjährige Erfahrung insoweit bewährt gefunden, als die Geimpften bis auf wenige Ausnahmen die Empfänglichkeit für die echten Menschenblattern verloren haben ... Obwohl nun die Schutzblatternimpfung seit ihrer Entdeckung in den hiesigen Landen möglichst gefördert und durch mehrere Verfügungen eingeführt ist, so hat dennoch die hin und wieder geschehene mangelhafte Ausführung des Impfgeschäftes die allgemeine Verbreitung und unausgesetzte Fortsetzung verhindert, und finden Wir uns daher bewogen, zur Abwendung der für Unsere getreuen Untertanen aus der nicht gleichmäßig stattgefundenen Anwendung dieses Schutzmittels entstehenden Gefahr, nachstehendes Gesetz zu erlassen. § 1 Alle Eltern und Vormünder sind verpflichtet, ihren Kindern und Pflegebefohlenen in deren ersten Lebensjahr die Kuhpocken einimpfen zu lassen." Es folgen weitere Ausführungsbestimmungen, Strafandrohungen etc.

Der unzureichende Erfolg dieser gesetzgeberischen Maßnahmen findet seine Erklärung in mancherlei Unkenntnissen und Nachteilen, die dem damaligen Impfverfahren noch anhafteten. So glaubte man Mitte des 19. Jahrhunderts noch, daß eine einmalige Impfung das ganze Leben hindurch Schutz gewähre, und erst die folgenden Epidemien mit Erkrankungen bei geimpften Personen zeigen, daß eine Wiederimpfung erforderlich ist, um die individuell verschieden lange Wirkung der Erstimpfung zu erneuern oder aufzufrischen. Ein weiterer Nachteil der damaligen Methode bestand in der Anweisung: „Die Impfung und Fortpflanzung der

# Gesetz-Bulletin.

Nro 34.

(Nro. 69.) Königlich-deutsches Decret vom 13. April 1808, wodurch ein Central-Ausschuß zur Verbreitung der Kuhpockenimpfung errichtet wird.

**Nr. Hieronymus Napoleon, von Gottes Gnaden und durch die Constitutionen König von Westphalen, französischer Prinz u. c.**

haben, in Erwägung, daß Nachlässigkeit und Vorurtheile noch immer eine große Anzahl Unserer Unterthanen abhalten, die Wohlthaten einer Entdeckung zu genießen, deren glückliche, durch die Erfahrung hinreichend bestätigte, Erfolge schon in dem größten Theile Europa's die, durch die Plage der Blattern verursachten, Verluste um ein Beträchtliches vermindert haben;

auf den Bericht Unseres Ministers des Justizwesens und der innern Angelegenheiten;

nach Anhörung Unseres Staatsrathes;

verordnet und verordnen:

## Art. 1.

Kein Westphälisches Landeskind darf, von der Bekanntmachung des gegenwärtigen Decrets an gerechnet, weder auf einer Universität, in einem Gymnasium oder Collegium und in den öffentlichen Schulen beider Geschlechter, noch in den Werkstätten der Handwerker aufgenommen werden, wenn seine Eltern nicht eine, von einem Arzte ausgestellte und vom Maire des Wohnorts visirte, Beglaubigung beibringen, woraus der Beweis hervorgeht, daß das Kind die Blattern bereits gehabt hat, oder daß ihm die Kuhpocken eingeimpft worden sind.

## Art. 2.

Allen in Waisen- und Findel-Häusern aufgenommenen Kindern müssen von den, bei diesen Anstalten sich befindenden, Aerzten die Kuhpocken eingeimpft werden.

Außerdem soll in jedem dieser Waisen- und Findel-Häuser ein Saal eingerichtet werden, um daselbst den Kindern hilfsbedürftiger Eltern unentgeltlich die Kuhpocken einzupflanzen.

## Art. 3.

Die Präfecten haben in dem Hauptorte ihres Departements die aufräckerlichsten und thätigsten Aerzte und Chirurgen einzuladen, einen Central-Ausschuß zur Verbreitung der Kuhpocken zu bilden. Die Unterpræfecten werden an die Aerzte und Chirurgen des Hauptortes ihres Districts gleichfalls die Einladung ergehen lassen, einen besondern Ausschuß zu bilden.

## Art. 4.

Der Central-Ausschuß soll mit den besondern Ausschüssen, und diese mit den Aerzten und Maires

Kuhpocken darf in der Regel nur mit frischer Lymphe von Arm zu Arm geschehen, und der Impfstoff nur aus einer vollkommenen, guten, durch mechanische oder dynamische Verhältnisse in dem normalen Verlaufe nicht gestörten, ächten Schutzblätter eines sieben Tage zuvor geimpften Kindes genommen werden . . ." Daß dabei Infektionskrankheiten, deren Ursachen und Zusammenhänge man in jenen Jahren noch nicht kannte, insbesondere auch Syphilis übertragen wurden, war eine Erfahrungstatsache, die weite Kreise zu Vorsicht und Ablehnung bestimmten. Hinzu kam, daß durch lange Passagen von Mensch zu Mensch die „Wirksamkeit der Materie“ abgeschwächt wurde, die Schutzpocken also oft nicht angingen, der originäre Impfstoff von den Kühen schwer zu beschaffen und Konservierungsverfahren zur Erhaltung seiner Wirksamkeit noch in der Entwicklung waren. Erst die Einrichtung von Impfanstalten zur Gewinnung einer einwandfreien und ausreichenden Lymphe von Kühen und Kälbern überwand diese Schwierigkeiten.

Gemäß dem Satz von Heraklit „Der Krieg ist der Vater vieler Dinge“, erzwang der Krieg von 1870/71 eine entscheidende Wandlung. Das nur mangelhaft geimpfte französische Heer wies damals 23 469 gemeldete Pockentote auf, während das deutsche Heer, das gut durchgeimpft war, nur 297 Todesfälle durch

Pocken verzeichnete. Gleichzeitig brach aber in Deutschland, eingeschleppt durch französische Kriegsgefangene, eine Epidemie von großem Ausmaß aus. Allein in Preußen, das keinen Impfwang für Zivilisten hatte, starben laut amtlichen Meldungen 1871/72 162 000 Menschen an Pocken — das Vierfache der Kriegsverluste! Während der gleichen Epidemie kam es in Hamburg bei 325 000 Einwohnern zu mehr als 40 000 Pockenerkrankungen mit 10 % Sterblichkeit. Ausgelöst durch dieses dramatische Geschehen erfolgte 1873 der Beschluß des Reichstages, den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, daß er für eine einheitliche Regelung des Impfwesens im deutschen Reiche Sorge. Ein Jahr später wurde das deutsche Impfgesetz angenommen und trat in der, abgesehen von einigen Ergänzungen, noch heute gültigen Form am 1. 1. 1875 in Kraft.

Die Geschichte der Pockenschutzimpfung zeigt die große Bedeutung der Blattern für die Menschheit und das Bemühen ihrer immer wiederkehrenden Seuchenzüge mit heute unvorstellbaren Todesziffern Herr zu werden. Erst die geniale Entdeckung der Kuhpockenimpfung, die immer mit dem Namen Jenner verbunden bleiben wird, und die in den letzten hundert Jahren mit diesem Verfahren erworbenen Kenntnisse haben es ermöglicht, diese Erkrankung auf ihre heute noch endemischen Herde in Asien, Afrika und Südamerika zu beschränken. Es gibt bisher keine ursächliche Behandlungsmöglichkeit der Pocken, aber wir kennen sie in Europa nicht mehr, weil wir impfen, nicht, weil die Pocken ausgerottet sind. Die W. H. O. Pockenstatistik der zehn Jahre von 1951—60 ergibt Zahlen, die infolge wechselnder Seuchenzüge zwischen 489 000 und 74 000 Erkrankungen pro Jahr liegen mit der Einschränkung, daß diese Werte wegen der Schwierigkeiten einer genauen Erfassung in den Krankheitszentren nur angenähert sein können. Nach Meinung von Experten muß man in diesen Ländern mit einer zehnfach höheren Erkrankungsquote rechnen. Während in früheren Jahrzehnten durch den wesentlich langsameren Schiffsverkehr Einschleppungen nach Europa bei einer Inkubationszeit von 10 bis 14 Tagen kaum möglich waren, birgt heute der zunehmende Flugverkehr erhebliche Gefahren in sich. Nicht nur, daß durch die Kürze der Flugzeit, 14 Stunden bis Indien, 6 Stunden bis West-Afrika, die Inkubationszeit „unterflogen“ wird, sondern vor allem durch die Dichte des Flugverkehrs. Für 1970 wird der Flugreiseverkehr auf 350 000 Passagiere geschätzt, von denen ein nicht geringer Teil tropische Gebiete aufsucht und damit zahlreiche Möglichkeiten der Einschleppung tropischer Krankheiten bietet. So traten in der BRD wie in allen anderen europäischen Ländern auch Pockenfälle auf, die glücklicherweise bisher durch Isolierung, aber bei dem Problem der Früherkennung vor allem mit Hilfe eines ausreichenden Impfschutzes der Bevölkerung auf lokale Herde beschränkt werden konnten. 1957—70 waren es in der BRD 92 Erkrankungen mit 9 Todesfällen an neun verschiedenen Orten. Alle Einschleppungen fanden auf dem Luftwege statt, sieben aus Indien, zwei aus Afrika. Die erfreuliche Tatsache, daß es bei uns bisher nicht zu Epidemien gekommen ist, verdanken wir, wie gesagt, in erster Linie der hohen Impfquote. In Hamburg ergab eine jüngste Erhebung bei Schulanfängern, daß über 90 % einen Impfschutz gegen Pocken aufweisen. Diesen hohen Grad der Durchimpfung in Anbetracht der zunehmenden Einschleppungsgefahren in Zukunft aufrecht zu erhalten, ist eine äußerst wichtige, vorbeugende Aufgabe, der gegenüber die leider 1 : 25 000, nach neuesten Untersuchungen 1 : 60 000 bei Erstimpfungen vorkommenden ernststen Komplikationen kein Gegenargument sein können.

# Alte Wolfenbütteler Wirtshausnamen

von Mechthild Wiswe

Durch die Hofhaltung der Welfenherzöge und durch ihre Versuche, Wolfenbüttel zu einem bedeutenden Handelsplatz zu machen, wurden seit dem 16. Jahrhundert zahlreiche Fremde vorübergehend hierher gezogen. Für ihre Beherbergung war vor allem das Gotteslager, eine Vorstadt, vorgesehen. Hier, aber auch in der Heinrichstadt, der städtischen Siedlung vor der Festung, befanden sich denn bereits im 17. Jahrhundert zahlreiche Gasthöfe. In zeitgenössischen Quellen werden diese häufiger als Bom(m)mey bzw. Pomey bezeichnet. So etwa wurde Tilen Schleckefeld im Jahre 1601 eine ältere Verschreibung über „die Bommey im Gottes Lager“ durch Herzog Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel erneuert<sup>2)</sup>. Herkunft und Wortinhalt der Bezeichnung Bom(m)mey sind bisher ungedeutet.

Wiederholt forderten herzogliche Erlasse und Verordnungen die Kennzeichnung der Wirtshäuser durch Schilder. So etwa heißt es in § 23 der Statuten der Heinrichstadt von 1602:

*„Wer hinfüro in unser Heinrichstadt wil einen Gasthof halten, der sol, wy in andern wolbestalten Communen gebräuchlich, ein Zeichen oder Tafel aushengen, damit ein fremder Wandersmann wissen möge, wo er könne einkeren, und ausserhalb denselben soll kein Bürger sich unterstehen jemens Fremdes, der nicht bekant oder sonsten bey ime pflegen einzukeren und vielleicht verdächtig müchte seyn, noch jemens anders, wy oben gerürt, einzunemen, sondern schuldig seyn diselben in dy offne Gaststätte zu wissen.“*

Auf die Einhaltung derartiger Vorschriften wurde bis weit in das 18. Jahrhundert — wie eine Reihe überkommener Protokolle zeigt — streng geachtet. Die Schilder hatten rechtliche Bedeutung als Zeichen für die Schankgerechtigkeit und für die Einhaltung des Gastfriedens. Nach der Überlieferung dienten in Wolfenbüttel als Aushängeschilder in der Regel bemalte Holztafeln mit jeweils dem Namen des Wirtshauses und dem entsprechenden Wahrzeichen — zumeist in Gold oder in gelber Farbe. Die verhältnismäßig leichte Vergänglichkeit des Materials hat sicherlich mit dazu beigetragen, daß keine derartige Tafel erhalten geblieben ist. Wohl aber ist eine Beschreibung des Aushängeschildes des Wirtshauses „Zum goldenen Engel“ überliefert<sup>3)</sup>: „In dem Giebelfelde über dem Erker des Hauses (Lange Herzogstraße 46) befand sich bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts eine Holzplatte, die das Ölbild eines schwebenden gelben Engels“<sup>4)</sup> trug.

Ein einziges, aber erst im 19. Jahrhundert entstandenes Wahrzeichen hat sich bis heute an seinem ursprünglichen Platz erhalten: Über dem Portal des Hauses Kommißstraße 6, das das Wirtshaus „Krone von Spanien“ beherbergte, befindet sich ein Relief mit der Darstellung einer goldenen, rot unterlegten Krone. Über dem Sinnbild steht ein Band mit dem Namen des Gasthofes.

Die Verpflichtung, Schilder auszuhängen, hat die Sitte begünstigt, die Wirtshäuser mit Namen zu versehen. Letztere hatten als unverwechselbare Kennzeichen Bestand unabhängig von einem Wechsel der Besitzer. Sie erleichterten dem Ortsfremden die Orientierung. Bei Verlegung des Wirtshausbetriebes behielt man in der Regel den alten Namen bei. So etwa wechselte das Wirtshaus „Zum wilden Mann“ 1792 von der Harzstraße auf die Lange Herzogstraße über<sup>5)</sup>.

Freilich ist vereinzelt auch ein Namenwandel zu beobachten. Einerseits wurde offenbar nach dem Eingehen eines bekannten und renommierten Gasthauses sein

Name gern von einem anderen übernommen. Andererseits suchte man offensichtlich das Ansehen eines heruntergewirtschafteten Wirtshauses durch eine Umbenennung zu heben. So bat beispielsweise 1759 der Wirt Rappmund auf der Breiten Herzogstraße bei der Obrigkeit darum, daß er sich künftig statt des „Braunen Hirschen“ des Schildes „Zum Guldenen Löwen“ bedienen dürfe. Das wurde ihm auch mit Bescheid vom 10. September 1759 gestattet <sup>6)</sup>.

Mitunter ist ein Geschmackswandel für einen Namenwechsel verantwortlich zu machen. So wurde der inzwischen eingegangene Gasthof „Zum Erbprinzen“ am Großen Zimmerhof Ende des vorigen Jahrhunderts in „Deutsches Haus“ umbenannt <sup>7)</sup>. Mit der in ganz Deutschland im 18. Jahrhundert verbreiteten Orientierung am französischen Wesen und an französischer Lebensart steht in Zusammenhang, daß der „Goldene Löwe“ in jener Zeit des öfteren als „Lion d'Or“ firmiert <sup>8)</sup>.

In vielen Städten ist ein Teil der Gasthausnamen von Hausnamen und -zeichen abgeleitet. Diese fehlen in dem relativ jungen Wolfenbüttel. Hier sind daher die Wirtshausnamen Neuschöpfungen, für die sich aber vielfach in anderen Orten Parallelen finden lassen. Die älteste überlieferte Bezeichnung liegt vor in der Erwähnung der „Herberg zum gülden Hirtz“ im Jahre 1598 <sup>9)</sup>. Es handelt sich um das noch bestehende Gasthaus „Goldener Hirsch“ Leopoldstraße 4. Wenig später, im Jahre 1606, wird bereits das damals vor der Befestigung gelegene Wirtshaus „Zum kalten Tal“ erstmals genannt <sup>10)</sup>. Es war für Reisende vorgesehen, die so spät vor der Festung eintrafen, daß deren Tore bereits geschlossen waren. Im Jahre 1612 taucht das Gasthaus „Zum schwartzen Beeren“ erstmals auf <sup>11)</sup>. Zwei andere, nicht mehr vorhandene Gasthöfe, der „Weiße Schwan“ und der „Kalenbergische Hof“ sind 1653 namentlich angeführt <sup>11a)</sup>.

Die für das Gasthausgewerbe typischen Gegenstände und Begriffe fanden seit alter Zeit Verwendung bei der Namengebung, sind aber in Wolfenbüttel selten. Schon im alten Griechenland und Rom wurden die Schenken durch einen ausgehängten grünen Kranz bezeichnet <sup>12)</sup>. Bege erwähnt in seiner Chronik der Stadt Wolfenbüttel, daß die Klippkrüger <sup>13)</sup> in Wolfenbüttel keinen Kranz ausstecken durften nach einem Reskript von 1759, sondern daß das ein Vorrecht der Brauer war <sup>14)</sup>. Im 18. Jahrhundert trug ein Wirtshaus an der Kannengießerstraße den Namen „Zum grünen Kranz“ <sup>15)</sup>. Aus dem 18. Jahrhundert ist hier auch der Name „Zur Traube“ für ein Wirtshaus an der Langen Herzogstraße zu erwähnen <sup>16)</sup>.

Im 17. Jahrhundert wurde das Kaffeetrinken Mode. Im Jahre 1652 wird mit dem „Coffee-House“ in London erstmals ein Kaffeerestaurant erwähnt. 1677 wird von einem solchen in Hamburg als erstem deutschem berichtet. Die große Zeit der Kaffeehäuser jedoch war das 19. Jahrhundert. 1839 erhielt auch Wolfenbüttel sein Kaffeehaus, die jetzige Gaststätte des Namens. Diese war auf Betreiben der Landeseisenbahndirektion als Ausflugslokal auf einer ehemaligen Bastion der Stadtbefestigung, dem Karlsbollwerk, errichtet worden. Die Pläne hatte der bekannte Braunschweiger Baumeister Carl Theodor Ottmer entworfen. Die Sitte des Kaffeetrinkens war durch die Türken nach Europa gelangt. Dieser Tradition gemäß schuf Ottmer einen Bau im türkischen Stil mit hohen maurischen Rundbogenfenstern und einer zwiebelförmigen Kuppel. Bereits vor dem ersten Weltkrieg ist dieser Bau abgebrannt und in der Folge durch einen anderen ersetzt worden.

Die Wiener Kaffeehäuser hatten seit dem 19. Jahrhundert einen eigenen Stil, der anderen Orts vielfach nachgeahmt wurde und in der Namengebung seinen



Inschrift „Das neue Kaffeehaus bei Wolfenbüttel“ ohne Marke  
Ansichtstasse mit Darstellung des „Kaffeehauses“ in Wolfenbüttel um 1850

Niederschlag fand. So hatte auch Wolfenbüttel in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sein „Wiener Café“. Es wurde inzwischen als „Wursteluffe“ ein Restaurant.

Unter den älteren Wirtshausnamen überwiegen die von Tiernamen abgeleiteten bei weitem. Zumeist sind solche Tiere zur Benennung herangezogen, denen eine hohe symbolische Bedeutung anhaftete. Es sind jene, die man als Attribute der Heiligen ebenso wiedertrifft wie auf Wappen, allen voran der Löwe als Bestandteil des welfischen Wappens und der Adler als Emblem des Reichswappens. Mit beiden Tieren war die Vorstellung besonderer Stärke und Klugheit verbunden.

In Wolfenbüttel gab es zeitweilig zwei Gasthöfe, die den Namen des Löwen und den des Adlers trugen: Während das seit dem Jahre 1662<sup>17)</sup> nachgewiesene Wirtshaus „Zum goldenen Löwen“ an der Marktstraße noch existiert, ist das Unternehmen gleichen Namens an der Breiten Herzogstraße jüngsthin einem Warenhaus gewichen. Dieses hieß in älterer Zeit „Goldener Löwe“, seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts aber „Zum Löwen“. Neben dem „Goldenen Adler“ im Gotteslager, der im 18. Jahrhundert mehrfach angeführt wird<sup>18)</sup>, bestand ein „Schwarzer Adler“, der schon 1655 erwähnt wird<sup>19)</sup>. Das Pferd erscheint besonders in Niedersachsen, wo es als Emblem des welfischen Wappens hervorragende Bedeutung hatte, in Wirtshausnamen. Der Wolfenbütteler Gasthof „Zum weißen Roß“ lag an der Langen Herzogstraße. Er galt, als der Reiseschriftsteller Zacharias Uffenbach Mitte des 18. Jahrhunderts in der Stadt weilte, als „erstes Haus am Platze“, wird aber von ihm als „sehr schlecht“ kritisiert<sup>20)</sup>. Anfang des 19. Jahrhunderts läßt sich das „Weiße Roß“ zuletzt nachweisen<sup>21)</sup>. Offenbar völlig unabhängig davon ist erst Ende des vorigen Jahrhunderts die Bezeichnung „Zum



Schimmel" für ein Gasthaus mit Ausspann am Kornmarkt aufgekommen, das zunächst in Verbindung mit einer Schlachtereibetriebe betrieben wurde. Ob die schon früh belegte Bezeichnung „Goldener Hirsch“ im Zusammenhang damit entstanden ist, daß in seinem Gebäude ein fürstlicher Jäger wohnte<sup>22)</sup>, muß offen bleiben. Neben dem „Goldenen“ gab es im 18. Jahrhundert in Wolfenbüttel den bereits erwähnten „Braunen Hirschen“. Auch nach dem Bären, der ob seiner Kräfte im Volksglauben eine beachtliche Rolle spielte, wurden häufiger Wirtshäuser benannt. Vor dem Herzogtor am Alten Weg lag der „Schwarze Bär“<sup>23)</sup>. Nicht selten auch diente das Lamm, das als biblisches Sinnbild allgemein geläufig war, zur Benennung von Gasthöfen. In Wolfenbüttel erscheint 1659 ein Gasthaus „Zum Lamm“<sup>24)</sup>.

Dem „Goldenen Adler“ benachbart lagen im Gotteslager die Wirtshäuser „Zum weißen Schwan“<sup>25)</sup>, „Zur goldenen Ente“<sup>26)</sup> und „Zur goldenen Gans“<sup>27)</sup>. Vermutlich hat die räumliche Nachbarschaft der Gebäude die Wahl der Namen aus dem gleichen Sinnbezirk begünstigt. Überdies galten Schwan und Gans als Sinnbilder für eine gute Reise.

Unter den in unserem Gebiet nicht heimischen Tieren kommt der Elefant, der schon im Altertum als Wirtshauszeichen nachzuweisen ist<sup>28)</sup>, hin und wieder als solches auch in Norddeutschland vor, ohne daß hier, wie das im Süden der Fall ist, je ein Elefant gehalten oder untergestellt worden ist<sup>28)</sup>. In Wolfenbüttel wird das Wirtshaus „Zum goldenen Elefanten“ erwähnt, als es 1759 zum fürstlichen Packhof (heute Zollamt an der Kanzleistraße) angekauft wurde<sup>29)</sup>. — Das Einhorn, seit dem Altertum eins der bekanntesten Fabeltiere, stand als Symbol des Heilands aber auch als heraldisches Emblem in hohem Ansehen. Die dem Tier, das als Gift vertreibendes Wesen galt, zugeschriebene Heilkraft führte dazu, daß zahlreiche Apotheken sich nach ihm benannten<sup>30)</sup>. Nicht selten erscheint das Einhorn auch als Wirtshauszeichen. In Wolfenbüttel läßt sich der Name „Zum Einhorn“ von der Mitte des 18. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts für ein Gasthaus an der Ecke Kannengießer- und Fischerstraße nachweisen<sup>31)</sup>, das noch besteht.

Zu den Fabelwesen, die häufiger namengebend gewirkt haben, gehören auch die „wilden Leute“, „wilder Mann“ und „wilde Frau“. Diese Waldmenschen, die als riesenhaft und mit langem Haar bedeckt in der Vorstellung lebten, spielen in der Volkssage, vor allem gebirgiger Gebiete, eine Rolle, so auch im Harz (vgl. „Wildemannstaler“). Welche Motive zur Benennung des Wolfenbütteler Wirtshauses „Zum wilden Mann“ geführt haben, das an der Harzstraße betrieben und später an die Lange Herzogstraße verlegt wurde<sup>32)</sup>, war nicht aufzuhellen.

Im Gegensatz zu den Tier- fanden Pflanzennamen selten Verwendung bei der Benennung von Wirtshäusern. Am häufigsten erscheinen darin noch Rose und Lilie. Das Wolfenbütteler Kirchenbuch verzeichnet im Jahre 1666 Andreas Dege als Gastwirt in der „Gülden Rose“<sup>33)</sup>. Mitte des 18. Jahrhunderts wird vor dem Wolfenbütteler Harztor die 1692 privilegierte „Lilie“ erwähnt, an der damals ein Schild mit einer goldenen Lilie aushing<sup>34)</sup>. Jedoch ist die Bezeichnung keineswegs von der als Zeichen der Unschuld geltenden Pflanze abgeleitet. Sie geht vielmehr auf einen früheren Besitzer zurück, auf einen Georg Albrecht Lilly, der 1731 sein Wirtshaus, „die Lilly genannt“, an einen Harms aus Groß Stöckheim verkaufte<sup>35)</sup>.

Von den Bäumen ist die Tanne am häufigsten in Gasthausnamen. In Wolfenbüttel hieß ein Wirtshaus an der Engen Straße Ende des 19. Jahrh. „Zur Tanne“.

Wie auch sonst haben in Wolfenbüttel die Gestirne namengebend gewirkt, die Sonne als Zeichen der Wärme, der Mond als ihr Gegenpol und die Sterne als

Wegweiser, wie sie schon den Heiligen drei Königen dienten: Die Wirtshäuser „Goldene Sonne“, auch nur „Sonne“<sup>36)</sup> genannt, „Goldener Mond“ und „Zum goldenen Stern“ lassen sich im 18. Jahrhundert im Gotteslager nachweisen<sup>37)</sup>. Die Engel als Boten des Göttlichen erscheinen in mittelalterlichen Reise- und Ausfahrtssegnen oft als Beschützer der Reisenden. Sie verliehen des öfteren Wirtshäusern den Namen, so in Wolfenbüttel dem bereits erwähnten „Goldenen Engel“ an der Langen Herzogstraße. Dem Bereich des Religiösen unmittelbar zugehörig ist außer dieser nur die Bezeichnung „Goldene Glocke“<sup>38)</sup>, die im 17. Jahrhundert für einen Gasthof auftaucht.

In den bildhaften Wirtshausnamen sind den bezeichnenden Figuren oft Farben beigegeben. Wie in der Heraldik überwiegt das Gold bei weitem. Im übrigen aber ist verständlicherweise das typische Farbattribut gewählt, weiß für den Schwan, braun für den Hirsch, schwarz für den Adler. Zahlen fehlen in Wolfenbütteler Wirtshausnamen völlig, während sonst die Drei und die Sieben hin und wieder vorkommen.

Die allgemein verbreitete Benennung von Wirtshäusern nach Landschaften oder anderen Städten ist in Wolfenbüttel nur in zwei Fällen zu beobachten, in der nur im 17. Jahrhundert auftretenden Bezeichnung „Kalenberger Hof“<sup>39)</sup> und in der „Bayerischer Hof“ für ein 1896 am Stadtmarkt errichtetes, 1966 stillgelegtes Hotel.

Obwohl naheliegend, ist die Bezeichnung von Gastwirtschaften nach ihrer Lage in oder an einem besonderen Gebäude bis heute selten geblieben. Zunächst ist hier der „Ratskeller“ anzuführen. Im Jahre 1612 wurden in ihm Wein und fremde (d. h. nicht in Wolfenbüttel gebraute) Biere ausgeschenkt<sup>40)</sup>.

In diesen Zusammenhang gehören weiter das „Forsthaus“, das Gasthaus „Zum Zollen“ an der ehemaligen Zollstelle vor dem Augusttor, die „Schloßschenke“ am Schloßplatz, aber auch die „Domschänke“. Diese verdankt ihren Namen ihrer Lage an der Ende 19. Jahrhundert errichteten katholischen Kirche. „Antoinettenruh's“ Name geht auf das fürstliche Lustschloß des Namens zurück. Die Bezeichnungen „Atzumer Busch“ und „Fümmelser Waldhaus“ nach der Lage der Gaststätten an diesen Waldungen sind jung. Selten und jung sind Benennungen von Gastwirtschaften nach anderen in ihrer Nachbarschaft betriebenen Gewerben, wie etwa die Bezeichnung „Viehbörse“ für eine im Hause eines Viehhändlers betriebene Gaststätte. Hier anzuführen ist auch der „(Goldene) Krengel“ in der Auguststadt, an den das Grundstück einer Bäckerei grenzte.

Seit dem 18. Jahrhundert fanden politische Verhältnisse ihren Niederschlag in Wolfenbütteler Wirtshausnamen. Als der Herzog Anton Ulrich im Jahre 1709 den Verkauf der „Schenkkommiß“ (an der Kommissie gelegen) als Wirtshaus bestätigte, befahl er, daß dieses künftig den Namen „Krone von Spanien“ führen sollte<sup>41)</sup>. Was den Herzog zu diesem Entschluß bewog, muß offen bleiben. Vielleicht entstand dieser unter dem Eindruck der großen Schlacht bei Malplaquet im Spanischen Erbfolgekrieg.

Die Bezeichnung „Zum Erbprinzen“ für ein Gasthaus am Großen Zimmerhof, die zuerst 1759 auftauchte<sup>42)</sup>, gehört in diesen Zusammenhang. Ende des 19. Jahrhunderts hieß der „Erbprinz“ „Deutsches Haus“. Dieser Name dürfte ebenso wie die Bezeichnung „Deutscher Kaiser“ (um 1880/Harzstraße 23) und „Kaiserschänke“ (1896/Marktstraße 3) sowie „Kronprinz“ (am Harztorplatz) in Zusammenhang mit der Reichsgründung von 1871 gebildet sein. — Die „Bürgerschänke“ an der Langen Herzogstraße, der Name kommt nur um die Jahrhundertwende vor, und

die „Handwerkerbörse“ widerspiegeln etwas von den sozialen Verhältnissen in der Stadt.

Heute nicht selten, aber sämtlich jung sind die Gasthausnamen, die auf bedeutende Persönlichkeiten zurückgehen. Teils sind diese unmittelbar geschaffen, so etwa der Name „Lessingschenke“, teils aber im Anschluß an den Namen der Straße oder des Stadtteiles gebildet, worin sich die Gasthöfe befinden. So beispielsweise liegt das „Juliusseck“ in der Juliusstadt, die Rembrandt-Klause an der Rembrandtstraße.

Unklar ist das Motiv für den Namen „Fortuna / Fortune“ einer Gastwirtschaft, die sich im 18. Jahrhundert südlich der Stadt „hinterm Kalten Tal“ befand<sup>43)</sup>. Vielleicht beruht der Name darauf, daß hier Spiele betrieben wurden. Wird doch berichtet, daß den Gästen hier ein Billard zur Verfügung stand.

Der alte Rechtscharakter der Wirtshausschilder ist verloren gegangen, diese aber und die Wirtshausnamen haben nach wie vor ihre Bedeutung als Merkmale. Manche von ihnen sind durch mehrere Jahrhunderte erhalten geblieben. Vielfach aber sind die alten durch moderne Bildungen ersetzt worden.

Die hier betrachteten Bezeichnungen repräsentieren nur einen kleinen Ausschnitt aus dem großen Bereich der Namengebung, durch die der Mensch sich mit seiner Umwelt auseinandersetzt. Im Wechsel der Namen, der im Bereich der Gasthausnamen vom Naturgegebenen, Sinnlich-Bildhaften zum Unanschaulichen führte, verdeutlicht sich ein Wandel menschlicher Geisteshaltung.

<sup>1)</sup> Erfasst sind, abgesehen von wenigen Ausnahmen, nur vor 1900 entstandene Wirtshausnamen. Die neueren Bezeichnungen sind leicht aus den verschiedenen Ausgaben des Wolfenbütteler Adreßbuches zu ergänzen. Diesen entstammen auch die Belege der Namen, für die keine Quellenangaben gemacht sind. — <sup>2)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: II Hs 24. — <sup>3)</sup> Zuerst erwähnt Mitte 17. Jh., eingegangen 1858; vgl. Wolfenbütteler Kreisblatt v. 18. 11. 1922. — <sup>4)</sup> Wolfenbütteler Kreisblatt v. 18. 11. 1922. — <sup>5)</sup> Ns. Staatsarchiv: 34 N Fb. I XV Nr. 616 Bd. III. — <sup>6)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 34 N Fb. I XV Nr. 616 Bd. II. — <sup>7)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: VI Hs 15 Nr. 120. — <sup>8)</sup> So z. B. 1759 in Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: VI Hs 15 Nr. 120. — <sup>9)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 40 Slg. 5875. — <sup>10)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 34 N Fb. I XV Nr. 616 Bd. II. — <sup>11)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 2 Alt vorl. Nr. 6232. — <sup>12a)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 34 N Fb. I XV Nr. 616 Bd. I. — <sup>12)</sup> Vgl. Hoffmann, M.: 2000 Jahre Gaststätte. Frankfurt 1954, S. 16. — <sup>13)</sup> Als Klippkrüger werden die Inhaber kleiner, schlechter Gaststätten bezeichnet. „Klipp-“ steht in Zusammenhang mit Kneipe, vgl. Kluge, F.: Etymol. Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearb. v. W. Mitzka. Berlin 1960, bei „Kneipe“. — <sup>14)</sup> Bege, K.: Chronik der Stadt Wolfenbüttel und ihrer Vorstädte. Wolfenbüttel 1839, S. 164. — <sup>15)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: VI Hs 15 Nr. 120. — <sup>16)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: VI Hs 15 Nr. 120. — <sup>17)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 2 Alt vorl. Nr. 6156. — <sup>18)</sup> Vgl. Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 34 N Fb. I XV Nr. 616 Bd. I und Bd. II; 2 Alt vorl. Nr. 6163. — <sup>19)</sup> Nach Kulke, H.: Die alte Residenz an der Oker Anno 1671. In: Wolfenbütteler Zeitung v. 27. 3. 1971. — <sup>20)</sup> v. Uffenbach, Z.: Merkwürdige Reisen. Ulm 1753. Bd. I, S. 304. — <sup>21)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: VI Hs 15 Nr. 118; Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Nov. 17 C 8. — <sup>22)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 21 Alt 1035. — <sup>23)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: K 175. — <sup>24)</sup> Kulke, a. a. O. — <sup>25)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 21 Alt 1028. — <sup>26)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 34 N Fb. I XV Nr. 616 Bd. I. — <sup>27)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 21 Alt 1033. — <sup>28)</sup> Potthoff, O. D. u. G. Kossenhaschen: Kulturgeschichte der deutschen Gaststätte. Berlin (1935), S. 226 f. — <sup>29)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: VI Hs 15 Nr. 120. — <sup>30)</sup> Vgl. Cohn, C.: Zur literarischen Geschichte des Einhorn. Berlin 1896/97. — <sup>31)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: VI Hs 15 Nr. 120; Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: Nov. 17 C 8. — <sup>32)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 34 N Fb. I XV Nr. 616 Bd. II. — <sup>33)</sup> Vgl. Kulke, a. a. O. — <sup>34)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 34 N Fb. I Nr. 616 Bd. I. — <sup>35)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 21 Alt 1035. — <sup>36)</sup> So u. a. 1745/47 in Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 34 N Fb. I XV Nr. 616 Bd. II. — <sup>37)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 34 N Fb. I XV Nr. 616 Bd. II. — <sup>38)</sup> Kulke, a. a. O. — <sup>39)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 34 N Fb. I XV Nr. 616 Bd. I. — <sup>40)</sup> Vgl. Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 2 Alt vorl. Nr. 6232. — <sup>41)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 2 Alt vorl. Nr. 826. — <sup>42)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: VI Hs 15 Nr. 120. — <sup>43)</sup> Ns. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 20a Alt 425; 58 Alt 2375; 34 N Fb. I XV Nr. 616 Bd. II.

## *Wat is en Kavalier?*

von Frieda Bittersohl

Fritzchen döört eines Dages mit Mudder inne Stadt  
Wo Mudder wat tau besorgen hat.  
Sei künnt nu nich alle Wege gahn,  
Un fäuert ok mal mit de Stratenbahn.  
Et is bannig vull, un ok mächtig warm,  
Un da kümmet ne junge Fru miten Kind oppen Arm.  
Un Fritzchen, as lütjen höflichen Jungen,  
Is denn ok gliecks tau Höchten esprungen.  
Un dä junge Fru, dä freut sick gewiss,  
dat Fritzchen son höflichen Jungen is.  
Sei seggt: „Dat ist nett, und ich danke dir;  
Du bist ja ein kleiner Kavalier.“  
Den anderen Dag inne Schaule, da süllt nu dä Gören  
Ok mal wat von Fritzchen hören.  
Un dä Lehrer, dä seggt nu sau dütt un datt,  
Un wat dütt un datt Wort tau bedüen hat.  
Un mit einmal, da fällt ein dat grade sau in,  
Un et kummt em dat Wort Kavalier in den Sinn.  
Un hei seggt: „Kinder, nun saget mir  
Doch mal, was ist wohl ein Kavalier?“  
Da shütt Fritzchen sin Finger aber pile tau Höchte,  
Weil hei doch gern watt seggen möchte.  
Un hei röppt: „Herr Lehrer. ick wett ick wett,  
Dat is ein, dä ne Fru mitten Kind sitten lett!“

## *Dä Nachtjacken*

von Frieda Bittersohl

Schulten Luise hat inne Stadt in Deinsten estahn,  
Aber nu sall dä Frigerie ok endlich angahn.  
Denn sin Wilhelm, dä will nu partu nich mehr täuben;  
Un sünd sei nu fertig mit Kartuffeln un Räuben,  
Denn hett se vorr sauwat dä beste Tied,  
Denn ward Hochtied emakt un denn is et sauwiet,  
Eines Dages also, da kömmigt Luise denn nu,  
Un verafschiedet sick, un dä gnädige Fru

Seggt denn recht fründlich: „Meine gute Luise,  
 Alles Gute für Sie, und dann nehmen Sie diese  
 Sechs Nachtjacken hier von mir zum Geschenke,  
 Womit ich Ihrer am Hochzeitstage gedenke.“  
 Ein paar Wochen, nachdem sick dat tauedragen hat,  
 Kummt denn Luise mal wedder inne Stadt.  
 Und wie dat sau is, op den verschiedenen Wegen,  
 Kummt mittenmal sei dä gnädige Fru entgegen.  
 Sei bliwet stahn un kört sau von dit un von dat,  
 Un wat sick sau hier un da tauedragen hat.  
 Un mittenmal seggt dä Gnädige: „Ich muß doch mal fragen  
 Haben Sie denn schon Ihre Nachtjacken getragen?“  
 „Ach, gnädige Fru“, seggt Luise verlegen,  
 „Ick harr sei mick ja all mal herekregen;  
 Aber na en paar Dagen, da sä min Mann,  
 Wischen, treck dick man leber din Himme wedder an.“

## AUS DER *HEIMATPFLEGE*

---

### *Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1971*

Wie in den Vorjahren stand am Anfang des Jahres, am 22. Januar 1971, eine Studien-Schlachtfest-Fahrt nach Salzgitter-Salder und Groß Gleidingen auf dem Programm. Während im Jahr vorher in SZ.-Salder die renovierte Pfarrkirche von 1713, eine kreuzförmige Anlage mit Holzgewölben, besichtigt wurde, galt in diesem Jahre der Besuch dem von Herrn Bothe und Frau Nippe neu eingerichteten Städtischen Museum im ehemaligen Schloß, das um 1600 errichtet worden ist. Die wirkungsvolle innere Ausstattung aus der Zeit August Wilhelms (1714—1731) verleiht den Ausstellungen ein gutes Gepräge. Die Sammlungen selbst sind außerordentlich aufschlußreich, sehr geschickt aufgestellt und vermitteln einen guten Eindruck von der Geschichte des Salzgitter-Gebietes. Den Abschluß dieses Nachmittages bildete ein Schlachtfestessen in der Gaststätte Wolter in Groß Gleidingen, bei dem die Herren Heike-Cramm und Lippelt Einblick in die Geschichte dieses Dorfes und seiner Mundart gaben.

Die erste sommerliche, eigentlich zweite Studienfahrt hatte als Ziel das Erdöl-Museum in Wietze und das Nonnenkloster Wienhausen (1221—1229, gegründet von Agnes, Gemahlin des Pfalzgrafen Heinrich bei Rhein).

Die dritte Studienfahrt folgte am 11. Juli 1971 und führte in den Süd-Harz. Unter Führung des Stadtarchivars Dr. Granzin wurden bei einem Rundgang durch Osterode, dessen Blütezeit im 16./17. Jahrhundert lag, die mittelalterliche Stadt-Pfarrkirche St. Aegidii, das Kornmagazin und das Rathaus besucht. Nach einer Mittagspause in Herzberg folgte

ein Besuch des Schlosses, der ehemaligen Residenz der welfischen Grubenhagenlinie. Den Abschluß bildete am Nachmittag die Besteigung der Burgruine Scharzfels, die 1761 von den Franzosen zerstört worden ist.

Die vierte Studienfahrt ging am 14. August 1971 nach Nettlingen, wo unter Führung des Superintendenten Meyer-Roscher die im vergangenen Jahr durch Brand zerstörte Archidiakonatskirche besichtigt wurde. Dann führte die Fahrt nach der Marienburg im Innerstetal, einer starken Wasserburg, die vom Hildesheimer Bischof Heinrich III., aus Braunschweiger Hause stammend, als Schutzburg angelegt worden war. Weiter wurde die „Neue“ Marienburg im Leinetal unter Führung von Frau Kastellan Franke besichtigt.

Die fünfte, ganztägige Fahrt führte in den Naturpark Südheide. Nach einer Besichtigung des sehr reich eingerichteten Bauernhaus-Museums in Bergen fuhren die Teilnehmer über Unterlüß nach Hermannsburg, wo ihnen Frau Missionarin Hollmann die „Aufgaben der Hermannsburger Mission“ nahebrachte. Nach einer Mittagspause in Hankensbüttel sprach dort Herr Hans Burghardt in einem Gemeinschaftsraum seiner Gesamtschule über „Erfolge der praktischen Heimatpflege im Gebiet des Kreises Gifhorn.“ Den Abschluß bildete ein Besuch des Zisterzienser-Nonnenklosters in Isenhagen.

Bereits bei herbstlichem Wetter folgte am 9. Oktober 1971 die sechste Studienfahrt, die nach Helmstedt führte. In der großen ehemaligen Klosterkirche von St. Marienberg sprach Propst Hobohm über die Geschichte der Anlage, und Frau von der Schulenburg erläuterte die noch jetzt dort geübte Paramentenstickerei. Anschließend fand ein Besuch des schönen neu eröffneten Heimatmuseum im Juleum statt, bei dem Herr Museumsleiter O. Müller die Erläuterungen gab.

Neben diesen Studienfahrten fanden drei größere Vortragsveranstaltungen im großen Sitzungssaal des Landkreises Braunschweig bei sehr guter Beteiligung statt:

- am 4. 3. 1971 O. Homuth: „Vergleichende Betrachtungen der Rekultivierungsmaßnahmen in Braunkohlenbergbau-Revieren“
- am 1. 4. 1971 Jahres-Hauptversammlung mit Rudolf Fricke: „Das Braunschweiger Fachwerkhaus — Neue Erkenntnisse aufgrund eigener Forschung“
- am 1. 11. 1971 Dr. Quast: „Die Ausgrabung Heinrichs des Löwen, dargestellt nach Originalaufnahmen und nach dem Original-Protokoll“.

Leider konnten im abgelaufenen Jahre die Monatsversammlungen nicht regelmäßig durchgeführt werden, da der bisher von unserem Verein benutzte Raum nicht zur Verfügung stand. Trotzdem fanden eine Reihe dieser sehr beliebten Veranstaltungen, so am 7. Januar 1971 mit Herrn Rohman und einer Lesung aus seinem Buch: „Butzenscheiben-Lyrik“ statt. Weiterhin folgten:

- am 4. 2. 1971 Dr. Schultz mit einem Quiz: „Kennst Du die Landschaft Deiner Heimat“
- am 11. 3. 1971 Aussprache-Abend
- am 3. 6. 1971 Dr. Schultz: „Warum Landschaftsschutz?“
- am 12. 10. 1971 F. W. Wiedenbein: „Geologische und mineralogische Erkenntnisse im Braunschweiger Raum“
- am 14. 12. 1971 H. H. Grote: „Die Barock-Bauten und ihre Erhaltung“.

Da alle Referate großen Beifall fanden, sollen diese Veranstaltungen in unverminderter Häufigkeit in einem größeren Raum, im Gemeindesaal des Dom-Pfarramtes, an jedem zweiten Dienstag im Monat fortgesetzt werden.

Der Vorstand trat sechsmal im Jahre 1971 zusammen. Die Tagungsordnungen wiesen nicht nur Punkte der allgemeinen Geschäftsführung auf, sondern befaßten sich intensiv mit den Aufgaben, Zielen und ersten Erfolgen auf den Gebieten der Landschaftserhaltung und der Umweltforschung.

S c h u l t z

# Braunschweigische Heimat



Universitätsbibliothek

Technischen Universität

33 Braunschweig  
Pockelsstraße 4

1972

58. Jahrgang · Heft 2 · Juni

---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimaltschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

## Inhaltsverzeichnis

Verborgene historische Stätten: Die Klosterkirche Heiningen Von Oberkustos Dr. H. A. Schultz, Braunschweig, Fuchsweg 11; Fotos: O. Birker, M. Illner	33
Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen	
5. Namen von Dienstleistungsberufen a) Namen vom Kirchen- und Schuldienst Von Oberkustos Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6	39
Die Abendmahlbilder im Raume Braunschweig-Wolfenbüttel und ihre niederl. Vorlagen, 1. Teil Von Oberschulrat i. R. Dr. H. Oertel, Braunschweig, Kollwitzstraße 2	44
Bemerkungen zur Geschichte Sülfelds Von Kl. Naß, Wolfsburg, Saarstraße 15	48
Vegetationsuntersuchungen an einem Fundort der Trollblume Von D. Brandes, Braunschweig, Fasanenstraße 31	54
Aus der Geschichte des Drömlings Von Oberforstmeister H. Strüver, Helmstedt, Schützenwall 13	56
Jugend forscht! Ein Mitglied unseres Landesvereins wurde Landessieger Von Oberkustos Dr. H. A. Schultz, Braunschweig, Fuchsweg 11	58
Alltauvielfalt ist ungesund Von Dr. O. Rohkamm, Bad Harzburg, Herzog-Julius-Straße 42	59
Aus der Heimatpflege: Zur Einweihung der Otto-Klages-Sammlung in Königslutter Von Fr.-W. Wiedenbein, Lehre, Campenstraße 8	60
Theodor Schmidt-Reindahl (1901—1972) — Einem Bildhauer zum Gedächtnis Von Ob.-Med.-Rat i. R. Dr. Fr. Barnstorf, Königslutter, Wallstraße 10	61
Abschiedsworte erklängen (Alversdorf) Von Oberkustos Dr. H. A. Schultz, Braunschweig, Fuchsweg 11	64

# BRAUNSCHWEIG

Die sehenswerte Stadt  
zwischen Harz und Heide

Reich an Tradition und Kultur

Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 440 65,  
Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 2 017 762, Braunschweig



# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

58. Jahrgang

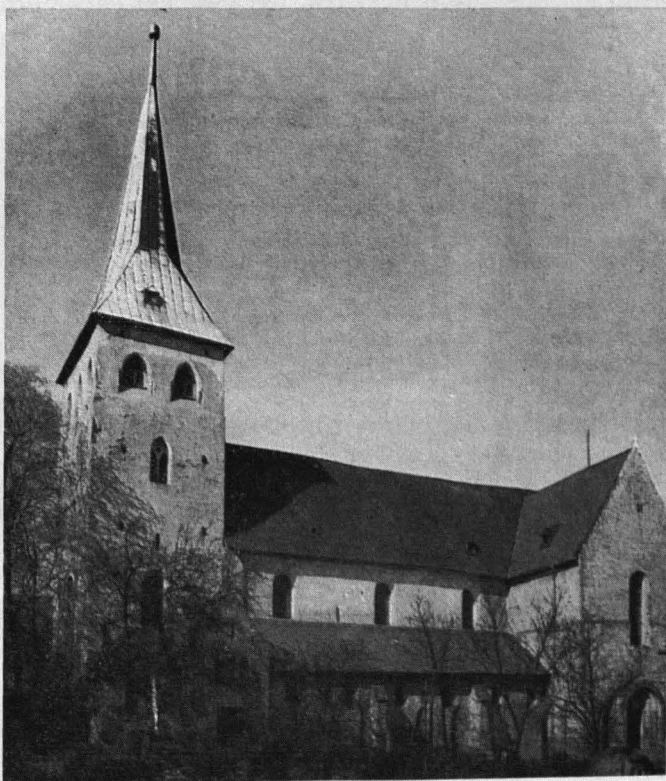
Juni 1972

Heft 2

## *Verborgene historische Stätten*

### **Die Klosterkirche Heiningen**

von Hans Adolf Schultz



Klosterkirche Heiningen

Auf der westlichen Talseite der Oker, unmittelbar an der Bundesstraße 4, finden sich südlich von Wolfenbüttel zwei Rittergüter, die in ihrem Ursprung auf mittelalterliche Nonnenklöster, ja, vielleicht schon auf altsächsischen Herrenbesitz zurückgehen. Es sind dies Dorstadt (siehe „Braunschweigische Heimat“ 1971/1) und Heiningen, Landkreis Goslar. Von heimischen Adelsgeschlechtern ins Leben gerufen, legen sie in ihren sakralen verborgenen Resten ein beredtes

Zeugnis von dem damaligen kulturtragenden Wesen der Kirche sowohl in dem äußeren Kirchenbau wie auch in den Ausstattungsgegenständen ab.

Nach geschichtlicher Überlieferung muß das Kloster Heiningen (s. d.) bereits zur Zeit Ottos III. und des Hildesheimer Bischofs Bernward um 1000 von der Edlen Frau Hildeswid und ihrer Tochter (W)Alburg — häufig wird 980 angenommen — zur Ehre der Maria in Art eines mehr weltlichen Stiftes gegründet sein. Von den Stifterinnen stehen noch heute zwei 1,70 m hohe Figuren, zwei gekrönte Frauengestalten, an dem südwestlichen Vierungspfeiler im Kirchenraume. Auf dem gemeinsamen Sockel steht die Inschrift: „HILDESWID ET ALBURGIS / SAXONIAE DUCISSAE ALTFRIDI E STIRPE GERMANORUM REGIS ITALIAE / OTTONIS III INPERANTE IN PRAELIO CONTRA SARACENOS CAESI / UXOR ISTA / HAEC FILIA / PARTHENONIS CANONICARUM REGULARIUM IN HEININGEN / ANNO MXII FUNDAT .. /QUARUM STATUAE SEPULCHRALES REPARATAE / ANNO MDCCLXVI.“ Diese lateinische Inschrift erzählt die Legende der Stiftsgründung bzw. der Gründer-Persönlichkeiten selbst, der Witwe eines Herzogs Altfried, der im Kampfe gegen die Sarazenen im heiligen Lande gefallen sein soll und deren Tochter (W)Alburgis. Aus Demut vor dem Geschehen, aus Trauer um den Gemahl und Vater legten beide ihre Kronen ab und gründeten dieses Stift, das sie — wie erwähnt — der Mutter Gottes und dem Apostel Petrus — später kam Apostel Paulus hinzu — weihten.

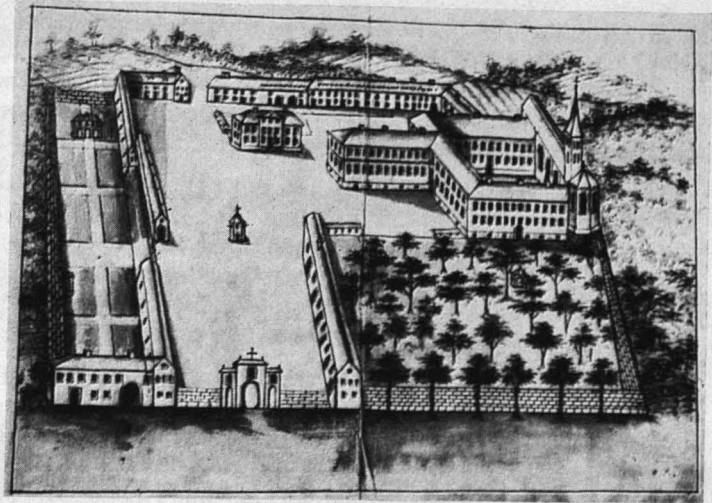
An sich ist über dieses Adelsgeschlecht nichts Näheres bekannt. Auch über die beiden Stifterinnen schweigen die Urkunden. Gleichfalls ist unbekannt, ob sie in der Klosterkirche beigesetzt sind; kein Grabstein kündigt von ihnen. Zweifelsfrei gehören aber diese Standbilder (statuae sepulcrales werden sie genannt) zu einem Grabmal, das 1766 wieder hergestellt worden ist.

Die Güter des Altfriedischen Geschlechts lagen wohl in diesem Okergebiet, vielleicht noch weiter im Halberstädtischen Gebiet und in der Altmark. Der Mittelpunkt scheint jedoch Heiningen gewesen zu sein.

Nachdem Kaiser Otto III. († 1002) schon das Kloster Heiningen in seine Obhut genommen hatte, erneuerte sein Nachfolger Heinrich II. im Jahre 1013 auf der Pfalz Werla den Schutzbrief und verlieh weitere Rechte — ein Beweis dafür, in wie hohem Ansehen das Kloster, das in elf Dörfern Besitz hatte, damals stand. Während seiner wechselvollen, an Schicksalsschlägen reichen Geschichte hat es mehrere schwere, aber auch gute, mehrfach sogar Blütezeiten erlebt. Ein



Stifterfiguren



erster Eingriff in die innere Ordnung erfolgte 1126/1128. Propst Gerhard von Riechenberg erhielt den Auftrag, das bisherige Stift, in dem es an der inneren Klosterzucht zu mangeln schien, im Rahmen einer geistlichen Erneuerungsbe-  
wegung als Nonnenkloster nach den Regeln des hlg. Augustin wieder aufzu-  
bauen.

Nachdem 1174 der Hildesheimer Bischof Adelog die erworbenen Rechte, vor allem die Gliederung der Bann-Verhältnisse bestätigt hatte, nahm Papst Alexander III. 1178 das Kloster in seinen Schutz. Nun erfolgte ein weiterer Aus-  
bau um 1200. Kaiser Otto IV. gab sein Einverständnis zur Anlage eines Wasser-  
armes aus der Oker nach Heiningen. Wie wichtig dies war, ersehen wir aus  
einer nochmaligen Bestätigung 1222 durch Heinrich bei Rhein, einem Bruder  
Otto IV.

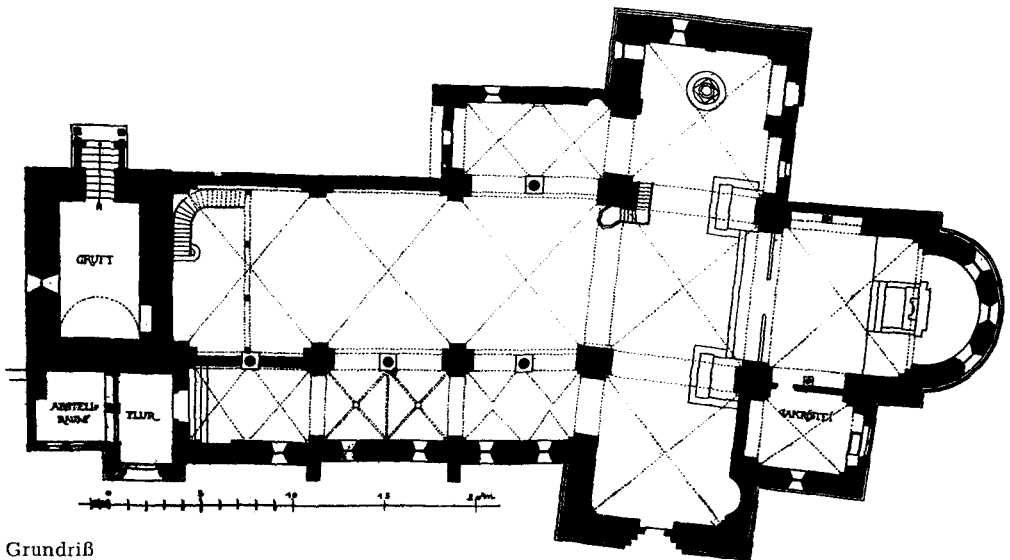
Nach einem Tiefstand um 1451 lag eine recht bedeutende Blütezeit um 1500,  
als etwa 100 Nonnen in dem Kloster lebten. Damals entstanden die wertvollen  
Bildteppiche, Antependien (s. d.) und Gewänder. 1521, nach der Hildesheimer  
Stiftsfehde, kam das Kloster Heiningen zusammen mit dem großen Stift Hildes-  
heim an Braunschweig-Wolfenbüttel. 1542 versuchten Visitatoren des Schmal-  
kaldischen Bundes die Reformation einzuführen. Die Nonnen legten ihr Ordens-  
kleid ab, ein lutherischer Geistlicher wurde eingesetzt. Dies änderte sich jedoch  
bereits am 7. August 1547, da nach der Rückkehr des Herzogs Heinrich d. Jüng.  
das Kloster wieder katholisch wurde. Aber auch dies währte nur 12 Jahre.

Der Sohn Heinrichs d. Jüng., Herzog Julius, führte 1568 allgemein die Refor-  
mation ein, schaffte erneut die Ordenstracht ab und setzte lutherische Pröpste ein,  
so Johannes Badenwerper, Tobias Schonemeyer, Johannes Haverlandt. 1592 wurde  
vom Propst Rembert Ewieghausen, nachdem er die Finanzen des Klosters in  
Ordnung gebracht hatte, eine neue Glocke (19,5 Zentner schwer) bei Hans Mertens  
in Goslar in Auftrag gegeben und aufgehängt. 1629 fiel jedoch Heiningen an das  
Stift Hildesheim zurück, das Kloster wurde unter dem Augustiner-Pater Georg  
Gocklenius von Dalheim neu aufgebaut. Eine Domina kam aus Kloster Neuwerk

in Erfurt. Ein gleichzeitiger Anspruch der Jesuiten auf Heiningen wurde vom Domkapitel in Hildesheim abgewiesen. Ab 1643 stand das Kloster wieder ganz unter der Hoheit des Hildesheimer Bischofs. Am 4. Oktober 1656 fand die Neuweihe der Kirche statt. Dies war erforderlich, da sie während des 30jährigen Krieges ganz ausgeraubt worden waren.

1802 kam Heiningen zusammen mit dem Bistum an Preußen. Am 7. März 1810 erfolgte die Auflösung des Klosters. Von der westfälischen Regierung wurde es an Johann Samuel Markwort, Schöningen, für 520 000 Francs verkauft. Die Kirche war jedoch ausgenommen, sie wurde Pfarrkirche der katholischen Gemeinde. Seit 1825 sitzt die Familie Degener auf dem Klosterhofe, der erste — Karl Ludwig Degener — war der Schwiegersohn des ersten Besitzers.

Unter den Bauten des Klosters Heiningen ist die ehemalige, gut erhaltene romanische Klosterkirche, die nicht zur „Verkaufsmasse“ des Klosters gehört hatte, der bemerkenswerteste Teil. Sie ist eine dreischiffige Kreuz-Basilika mit Westturm und stammt sicherlich aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. Abschnitte des nördlichen Seitenschiffes, ferner der Nebenchor zwischen Querschiff und Chorquadrat fehlen leider. Besonders auffällig ist weiterhin, daß die Achse dieser alten romanischen Anlage einen deutlichen Knick zwischen Langhaus und Vierung aufweist. Leider waren die Untersuchungen, die Ursache hierfür zu finden, bei Renovierungsarbeiten im Jahre 1967 ohne Erfolg.



Grundriß

Der Westturm (8,0 mal 11,5 m) weist kein Sockel- oder Gurtgesims auf. Er ist in sich zweimal abgesetzt und mit einem gotisch profilierten Hauptgesims versehen. An der Nordseite findet sich im Erdgeschoß ein Grufteingang, der jedoch erst aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, etwa 1820, herrührt. Der Turm ist nur von der Orgelempore aus zugänglich. Die Obergeschosse weisen spitzbogige Öffnungen auf. Der Anbau an der Südseite stammt von 1904.



Der Stützenwechsel im gebundenen System gibt auch diesem Langhaus sein Gepräge. Die spitzbogigen und gurtlosen Kreuzgewölbe ruhen auf rechteckigem Wandpfeiler. Die Mittelsäulen haben eine Stärke von 0,60 m, attische Eckblattbasen und derbe „Würfel“kapitelle. Nur eine Säule im westlichen Joche zeigt ein besonderes Kapitell. In der Mitte zweier Seiten findet sich ein männlicher und ein weiblicher Kopf. An dem Säulenschaft sind zwei angearbeitete Ansätze (etwa 10 cm im Quadrat) vorhanden. (Letztes Viertel des 12. Jahrhunderts).

Die Vierung weist vier breite Rundbögen mit Kämpfergesimsen gleich denen der Mittelpfeiler auf. Ähnlich sind auch beide Kreuzarme mit rippenlosen spitzbogigen Kreuzgewölben versehen. Die Apsis hat ein halbkugeliges Deckengewölbe und drei rundbogige Fenster mit glatten Leibungen.

Die Ausstattung gibt ebenfalls einen guten Einblick in die Geschichte und auch in die Geschicke des Heiningen Klosters. Die reich geschnitzte Kanzel stammt aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts (vier Evangelisten zwischen leeren Nischen). Der Schalldeckel gehört in das Ende des 17. Jahrhunderts. Der Beichtstuhl — einfach gehalten — rührt ebenfalls aus dem 17. Jahrhundert her. Die Figur des Bischofs Bernward von Hildesheim, aus Holz, ist spätgotisch. Das hölzerne Kruzifix ist eine Arbeit des 14. Jahrhunderts.

Die Nonnen aus Heiningen waren berühmt wegen ihrer kunstfertigen Herstellung von Stickereien und Gewändern für kultische, kirchliche Zwecke. Leider sind diese wertvollen Arbeiten nur noch zu einem kleinen Teil am Ort. Von den Gewändern findet sich nur eine Kasel, etwa 1680. Sie zeigt die Kreuzigung mit Maria und Johannes, darunter drei Auferstehungsbilder: Maria Magdalena, die drei Frauen am Grabe und die zwei Jünger von Emmaus. Ferner findet sich ein Pluviale vom Jahre 1700 mit den Figuren von Petrus und Paulus.

Ein besonderer Reichtum sind die Antependien:

1. 1680 = Wollstickerei auf Gitterleinwand; Mutter Gottes auf dem Thron; Augustinus und Bernward; Inschrift PHPHAEBDH ANO 1680.
2. 1686 = Heilige Familie; Inschrift „Ad maiorem Dei gloriam“; Rosengerank und kleine Hirsche.
3. 1687 = Roter Seidenuntergrund; Darstellung der Stifterinnen des Klosters Heiningen mit Scepter und Kirchenmodell; Kirche als dreischiffiges Langhaus mit Turm; Blumenranken; Inschrift „Ad maiorem Dei gloriam C M D H“.
4. 1697 = Praedikate der Mutter Gottes nach der Lauretanischen Litanei und nach dem alten Testament.
5. 1698 = Krönung der Maria mit vier Engeln als Beistand und vier musizierenden Engeln; Inschrift T M P H 1698.



Antependium 1699

6. 1699 = Weiße, gemusterte Seide, mit Gold- und Silber-Stickerei; Christus in der Kelter; Auf zwei Schriftbändern; „SIC DEUS DILEXIT MUNDUM“ und „PROPRIO FILIO SUO NON PEPERCIT DE“ „T MPH“ und „1699“.

Ein schöner Bildteppich, 1516 gestickt, etwa 25 Quadratmeter groß, mit den Namen von 59 Nonnen liegt im Victoria und Albert-Museum in London.

Buchschätze, Handschriften aus der Heiningen Kloster-Werkstatt finden sich in der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel und in der Dresdener Staatsbibliothek.

Abschließend sei besonders ein weißes Antependium aus der Mitte des 13. Jahrhunderts erwähnt, das in Marienberg zu Helmstedt liegt. Es ist gearbeitet aus weißem Leinwandgarn mit weißer, gelber und schwarzer Seide. Christus in der Mitte als Herr der Welt, ihm zur Seite Augustin, Petrus, Maria, Johannes der Täufer, Paulus, Nicolaus; verziert mit Blattranken, Bögen und Darstellungen der Evangelisten und Apostel; Hildeswid und (W)Alburgis werden auch genannt.

Ein Teil der 1810 abgebildeten Klostergebäude steht noch heute auf dem Wirtschaftshof. So findet sich an der am ehemaligen Kloster vorbeiziehenden Hauptstraße das Haupttor von 1702, das wie ein Triumphbogen anmutet. Der Schlussstein trägt die Inschrift „Anno 1702“. Drei rundbogige Durchgänge führen hindurch, in der Mitte das Wagentor, links und rechts davon die Personentore. Inmitten des Hofes zieht sofort der Taubenturm mit seiner geschweiften Helmhaube die Aufmerksamkeit auf sich. Seine Wetterfahne weist die Jahreszahl 1743 mit dem Heiningen Wappenbild auf. Im Hintergrunde des Wirtschaftshofes steht das zweigeschossige Herrenhaus mit abgewalmtem Satteldach aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Ursprünglich war es das Priorenwohnhaus. Aber auch die Scheunen und Stallungen weisen in die gleiche Zeit. Eine Scheune rührt von 1705 her, ein Stall von 1721 und die alles umschließende Gutsmauer von 1715.

# *Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen*

von Werner Flechsig

(Fortsetzung)

## 5. Namen von Dienstleistungsberufen

Unter dem Sammelbegriff Dienstleistungsberufe werden hier alle männlichen Tätigkeiten zusammengefaßt, die nichts mit Land- und Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei, Handwerk, Handel und Gaststättengewerbe zu tun haben. Sie lassen sich ordnen nach dem Kirchen- und Schuldienst, dem künstlerischen Dienst, dem Verwaltungs- und Justizdienst, dem Wehrdienst und dem Gesundheitsdienst. Die meisten dieser Dienstleistungsberufe haben im Vergleich zu den vorher behandelten Berufsgruppen zumeist nur wenig Einfluß auf die Bildung von Familiennamen gehabt, weil damals, als die Namen entstanden, der zahlenmäßige Anteil der Dienstleistenden an der Gesamtbevölkerung gegenüber den heutigen Verhältnissen noch verschwindend gering war. Eine Ausnahmestellung nahmen in dieser Hinsicht nur die Träger kirchlicher Dienste ein, die außer in den Städten und Flecken auch in den meisten Dörfern vertreten waren und sich einer angesehenen sozialen Stellung erfreuten.

### *a) Namen vom Kirchen- und Schuldienst*

Auf den ersten Blick sieht es so aus, als ob unter den heutigen Familiennamen Ostfalens kirchliche und schulische Berufsbezeichnungen so gut wie ganz fehlen. Im Adreßbuch der Stadt Braunschweig von 1937 suchen wir vergeblich nach Namen wie Priester, Pastor, Diakon, Kaplan, Vikar, Lehrer, Schulmeister, Rektor oder Kantor, und auch den Name Pfarrer finden wir nicht mit Ausnahme zweier Träger der gekürzten Form *Pfarr*. Ganz anders sieht es aber aus, wenn wir nicht nach solchen amtlichen Berufsbezeichnungen Ausschau halten, sondern nach den volkstümlichen, wie sie im späten Mittelalter hierzulande gebräuchlich waren, nämlich Pape oder Pfaff(e), Oppermann und Köster oder Küster.

Die niederdeutsche Form *Pape* und ihre hochdeutsche Entsprechung *Pfaff* standen 1937 mit 168 bzw. 17 Namensträgern im Braunschweiger Adreßbuch an 13. Stelle unter berufsbezogenen Familiennamen und damit weit vor Krüger, Köhler, Kramer, Böttcher mit seinen Varianten, Jäger, Schu(h)macher oder Schuster und Richter. Im Adreßbuch der braunschweigischen Landgemeinden von 1938 erscheint unser Namenpaar *Pape/Pfaff* mit Belegen aus 74 und 2 Orten an 9. Stelle unter den häufigsten Berufsnamen, ebenso schon 1585 im Fürstentum Calenberg-Göttingen, dessen Musterungsrolle den Namen *Pape* in 51 Orten aufführte<sup>1)</sup>. Unter den dortigen Namensträgern befanden sich außer zahlreichen Kötern, deren Berufe nicht näher angegeben wurden, 4 Ackerleute bzw. Vollmeier, 6 Halbspänner bzw. Halbmeier, ein Vogt und je ein Knochenhauer, Rademacher, Schmied und Schäfer. Wollte man in allen diesen Trägern des Namens *Pape* eheliche Nachkommen der ersten protestantischen Pfarrergeneration sehen, die im Fürstentum Calenberg-Göttingen seit dem Erlaß der reformatorischen Kirchenordnung der Herzogin Elisabeth von 1542 der Verkündigung der lutherischen Lehre diene, so müßte man aus ihren Berufsangaben auf einen sozialen Abstieg von Pfarrerssöhnen schließen. Das stände jedoch im Widerspruch zu der wohl begründeten bisherigen Annahme, daß die evangelischen Pfarrhäuser mit ihren männlichen Nachkommen früher zum größten Teil den Nachwuchs für die gelehrten Berufe und für den höheren Verwaltungsdienst stellten. Bei vielen Trägern des Namens *Pape/Pfaff* handelt es sich aber wohl gar nicht um Nach-

kommen protestantischer Geistlicher. *Pape* ist als Familienname nämlich in Ostfalen schon Jahrhunderte vor Einführung der Reformation bezeugt, also in Zeiten, als man unter einem Papen nur einen katholischen Priester verstehen konnte, der sich wegen der Verpflichtung zur Ehelosigkeit offiziell nicht zu etwaigen eigenen Kindern bekennen durfte und infolgedessen auch seine Berufsbezeichnung nicht vererben konnte. Zu solchen frühen Trägern des Namens Pape gehören z. B. 1267 die Nonne *Sophia Pape* in Steterburg<sup>2)</sup>, 1291 der Braunschweiger Ratsmann *Johannes Pape*<sup>3)</sup>, 1312 der Braunschweiger Schuhmacher *Thidericus Pape*<sup>4)</sup> und 1402 ein *Hans Pape(n)* im Dorf Stiddien, der dem Stift St. Blasii in Braunschweig zinspflichtig war<sup>5)</sup>.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Familien namens *Pape/Piaff*, die sich über die Reformationszeit zurück bis ins Mittelalter verfolgen lassen, alle von unehelichen Priesterkindern abstammen. Wer mit dem Makel behaftet war, einem nach mittelalterlicher Vorstellung sündhaften Liebesbund sein Dasein zu verdanken, wird gewiß alles daran gesetzt haben, diesen Makel nicht zeitlebens durch Führung des Namens *Pape* zur Schau zu tragen oder gar durch Vererbung an seine Nachkommen zu verewigen. Deshalb möchte ich *Pape* eher für einen scherzhaften Übernamen halten, der den ersten Trägern des Namens wegen eines priestergemäßen Aussehens oder Benehmens angehängt war, sei es, daß er mit Vorliebe schwarz gekleidet einherging, sei es, daß er ein betont würdevolles Auftreten an den Tag legte oder sich besonders salbungsvoll auszudrücken beliebte. Der eine oder andere mag außerdem vielleicht wegen einer tonsurähnlichen Hinterkopfglatze *Pape* genannt worden sein. Solche Beweggründe für die Verleihung des Übernamens *Pape* könnten auch noch nach der Einführung der Reformation in den welfischen Ländern wirksam gewesen sein, da es längere Zeit gedauert hat, bis die neue Amtsbezeichnung Pastor für den evangelischen Geistlichen den im Volk geläufigen älteren Ausdruck Pape völlig verdrängen konnte. Noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts hatte sich das Wort Pastor im Volksmunde offensichtlich nicht überall durchgesetzt. In einer Beschwerdeschrift über den Pastor Johannes Spring in Scheppau bei Königslutter aus den 1650er Jahren ist von ihm nämlich als dem „*dollen Pfaffen*“ die Rede<sup>6)</sup>, und Spring selbst soll in der dritten seiner plattdeutschen Osterpredigten, die 1846 von einem ungenannten Herausgeber in Braunschweig veröffentlicht wurden, wörtlich gesagt haben: „*De pastor tou Wittmershagen sä mal tou'n junker: da liggt de kappe, hyr stait de pape!* un dat was hai sülvest“. Der späte Übergang von *Pâpe* zu *Pastör* bzw. *Paster* in der Volkssprache läßt sich auch an den heimischen Flurnamen nachweisen. Für Geländeteile, deren Nutzung den Pfarreien zustand, finden wir in großer Zahl Flurnamen wie *Pâpenbarch*, *Pâpenbêk*, *Pâpenborn*, *Pâpenhörn*, *Pâpenkamp*, *Pâpenküle*, *Pâpenkulk*, *Pâpensik*, *Pâpenstich* und *Pâpenwische*, aber nur sehr wenige Flurbezeichnungen mit dem Bestimmungswort *Pastören-*, und diese lassen sich fast ausnahmslos nicht über das 19. Jahrhundert in die Vergangenheit zurückverfolgen. So hieß z. B. ein Flurteil bei Süplingen im Kr. Helmstedt, der 1921 *Pastörenbusch* genannt wurde, 1755 noch *Papenbusch*.

Drängte sich schon beim Familiennamen *Pape* aus den dargelegten Gründen die Vermutung auf, daß er in vielen Fällen nicht ein Abstammungsverhältnis anzeigen, sondern priesterähnliche Eigenarten des ersten Namensträgers scherzhaft ausdrücken sollte, so gilt das in noch stärkerem Maße für die Verewigung von Amtsbezeichnungen höherer geistlicher Würdenträger in den Familiennamen Probst, Abt, Bischof und Pabst oder Papst. *Probst* (mittelniederdeutsch *provest*) war in vorrefor-



matorischer Zeit die Amtsbezeichnung für den Vorsteher eines geistlichen Kollegiatsstiftes und für den rangzweiten Mann in der Verwaltung eines Klosters, der dessen Güterverwaltung und das Rechnungswesen besorgte. Gemessen an der Zahl der Pfarrer war natürlich die Zahl der Pröpste in den welfischen Ländern nur klein. Umso erstaunlicher ist es, daß *Probst* als Familienname 1937 im Braunschweiger Adreßbuch 75mal verzeichnet ist und ein Jahr später auf dem Lande mit Belegen aus 61 Orten fast so häufig begegnet wie Pape. Davon entfallen auf den Kr. Gandersheim allein 37, was vielleicht im Zusammenhange mit der einflußreichen Stellung des Stiftsprobstes des mächtigen Reichsstiftes Gandersheim im Gebiet zwischen Harz und Leine steht. Westlich der Leine war und ist der Name *Probst* dagegen selten. Er fehlte 1938 ganz im Kr. Holzminden und war 1585 durch die Calenbergische Musterungsrolle nur für 8 Orte in den Kreisen Münden, Göttingen und Northeim bezeugt. Unter jenen Namensträgern befanden sich 2 Ackerleute, 2 Köter, 2 Leineweber und 1 Müller. Übrigens gehörte der vierköpfigen Kommission, die Herzog Julius von Braunschweig für die Musterung im Fürstentum Calenberg-Göttingen 1585 eingesetzt hatte, auch ein fürstlicher Sekretär *Martin Probst* an, der anscheinend in Altgandersheim ansässig war, weil er für die dortige Kirche ein Fenster mit seinem Namen gestiftet hatte. In der Stadt Braunschweig erschien *Propst* als Familienname zuerst 1331 mit *Köneke Provest* <sup>7)</sup>.

Im Gegensatz zu Probst ist *Abt* als Familienname hierzulande merkwürdigerweise so gut wie gar nicht zur Entfaltung gekommen. Er fehlte sowohl in der Stadt Braunschweig während des Mittelalters wie 1585 im Fürstentum Calenberg-Göttingen und findet sich nur dreimal im Braunschweiger Adreßbuch von 1937.

Umso erstaunlicher ist die Zahl von 41 Vertretern des Namens *Bischof* (f) im gleichen Stadtadreßbuch, denen 1938 im Adreßbuch der braunschweigischen Landgemeinden nur 2 Belege aus Vallstedt im Landkr. Braunschweig und Watenstedt im Kr. Helmstedt zur Seite standen. Dabei gehört *Bischof(f)* zu den am frühesten bezeugten Familiennamen ostfälischer Dörfer. Im Jahre 1311 wird unter den Zinspflichtigen des Stiftes St. Blasii zu Braunschweig ein Söllinger Einwohner genannt, dessen Name in latinisierter Form *Hinricus Episcopus* geschrieben wurde, und 1442 erscheint in Söhlde ein anderer Zinspflichtiger des gleichen Stiftes mit seinem niederdeutschen Namen *Hinrik Byscop* <sup>8)</sup>. Über Berufe der Träger des Namens *Bischof(f)* in älterer Zeit wissen wir leider kaum etwas, da nur 3 von ihnen in der Calenbergischen Musterungsrolle von 1585 verzeichnet sind. Darunter befand sich ein Häusling in Stöckendrebber.

Selbst der *Papst* fehlte nicht ganz im Kreise der Familiennamen, die aus kirchlichen Amtsbezeichnungen entstanden sind. Das Braunschweiger Stadtadreßbuch verzeichnete 1937 28 Träger des Namens *Pabst*, und 9 ländliche Belege für diesen Namen verteilten sich 1938 auf die Kreise Braunschweig-Land (Sophiental, Vechelde, Wahle), Wolfenbüttel (Dettum, Harlingerode, Hessen, Oelber) und Gandersheim (Bornum, Langelsheim). Im Fürstentum Calenberg-Göttingen kam 1585 Pabst ebenso wenig vor wie 1938 im Kr. Holzminden. Am frühesten begegnet uns der Name hierzulande 1445 in Fallersleben, wo damals ein *Hans Pawest* den Stift St. Blasii in Braunschweig zinspflichtig war <sup>9)</sup>.

Es ist unerfindlich, wie unsere Landsleute im späten Mittelalter auf den Gedanken gekommen sein mögen, Männer ihresgleichen als Bischof oder Papst zu bezeichnen, wo doch gewiß die wenigsten von ihnen je einen echten Bischof

oder gar den leibhaftigen Papst zu Gesicht bekommen haben werden. Eine etwaige Ähnlichkeit der so benannten Menschen mit einem dieser hohen geistlichen Würdenträger kann also kaum der Anstoß zur Namengebung gewesen sein, eher vielleicht eine stereotype Redewendung des Betreffenden wie etwa „Wenn eck de Bishop (bzw. de Pawest) wörre, . . .“. Doch bleibt das eine vage Vermutung, für die es keine überlieferte Quelle gibt.

Auf festeren Boden kommen wir erst wieder bei der Betrachtung von Familiennamen nach niederen kirchlichen Diensten, die den ersten Namensträgern höchstwahrscheinlich nicht als Scherznamen, sondern als echte Berufsbezeichnungen beigegeben wurden, nämlich *Oppermann* und *Köster* oder *Küster*. Über ihre Bedeutung sagte Carl v. Schmidt-Phiseldeck 1894 in seinem Werk „Das evangelische Kirchenrecht des Herzogtums Braunschweig“ § 99: „Neben dem Geistlichen muß an jeder Kirche mindestens ein zweiter Kirchendiener zur Verrichtung gewisser . . . Hilfsgeschäfte angestellt sein. Derselbe führt nach den verschiedenen Zweigen seiner Tätigkeit verschiedene Benennungen, namentlich: *Opfermann*, von dem jetzt im allgemeinen abgeschafften Einsammeln der Opfergaben (§ 121); *Kantor* von der Leitung des kirchlichen Gemeinde- und Chorgesanges; *Organist* von der Handhabung der Orgel, *Küster* (*custos*) von der Sorge für die Sicherheit und Sauberkeit des Kirchengebäudes. Im Folgenden wird der Ausdruck „*Opfermann*“ . . . zur Bezeichnung des zweiten Kirchdieners . . . schlechthin gebraucht. An Kirchen größerer Gemeinden sind die einzelnen Zweige des *Opferdienstes* öfter verschiedenen Personen übertragen und infolgedessen mehrere kirchliche Hilfsbeamten vorhanden, welche dann nach ihrem Hauptgeschäfte verschiedene Benennungen (*Kantor*, *Organist*, *Küster* u.s.w.) führen.“ Landeskirchenarchivar i. R. Friedrich Wilhelm Freist, dem ich dieses Zitat verdanke, teilte mir am 23. 8. 1971 brieflich dazu noch mit, daß seines Wissens der Ausdruck „*Küster*“ in der altbraunschweigischen Landeskirche im allgemeinen nicht benutzt worden sei.

Anders verhielt es sich anscheinend in der althannoverschen Landeskirche. Dort waren nach Ausweis der Familiennamen in der Calenbergischen Musterungsrolle von 1585 *Opperman(n)* und *Köster* bzw. *Küster* offensichtlich bedeutungs- gleich in Gebrauch. Die beiden konkurrierenden Namen fanden sich damals nämlich nirgends am gleichen Ort, was einen Rangunterschied hätte anzeigen können, sondern säuberlich getrennt in deutlich voneinander geschiedenen Geltungsbereichen, was sie nach den Erfahrungen der Volkstums- und Dialektgeographie als echte Synonyme kennzeichnet. Die 19 Belege für *Opperman* verteilen sich über die Kreise Münden (4), Göttingen (5), Northeim (3), Hameln (3), Springe (1), Alfeld (4) und Hildesheim (2), die Belege für *Köster/Küster* über die Kreise Münden (1), Northeim (2), Einbeck (2), Hameln-Pyrmont (11), Springe (2), Hannover (5) und Fallingb. *Köster/Küster* galt damals nur zwischen Leine und Weser, ohne das Leinetal selbst zu erreichen, während *Opperman(n)* nicht nur zwischen Harz und Leine allein herrschte, sondern über den Fluß hinaus nach Westen bis zu den das Leinetal westlich begleitenden Waldbergen reichte. Diese frühere Scheidung zwischen einem westlichen *Köster/Küster*-Gebiet und einem östlichen *Oppermann*-Gebiet spiegelt sich auch noch in der neuzeitlichen Verteilung der beiden Familiennamen wider, soweit sich das aus dem Adreßbuch der braunschweigischen Landgemeinden von 1938 ablesen läßt. Von 37 Ortsbelegen für *Küster/Köster* fanden sich 21 westlich der Leine und nur 16 östlich davon, unter denen 7 auf den Ostteil des Kr. Gandersheim, 3 auf den Kr. Wolfenbüttel, 1 auf

den Kr. Braunschweig und 5 auf den Kr. Helmstedt entfallen. Von den 73 Ortsbelegen für Oppermann stammten 1938 dagegen 54 aus dem Raume zwischen Lappwald und Leine, darunter 5 aus dem Kr. Helmstedt, 16 aus dem Landkr. Braunschweig, 18 aus dem Kr. Wolfenbüttel und 15 aus dem Ostteil des Kr. Gandersheim, aber nur 6 aus dem Westteil des Kr. Gandersheim und 13 aus dem Kreis Holzminden. Auch in der Stadt Braunschweig überwog 1937 der Name *Oppermann* mit 100 Namensträgern im Adreßbuch erheblich die *Küster* und *Köster* mit ihren 35 und 25 Buchungen. Vor dem 16. Jahrhundert finden sich *Köster/Küster* überhaupt nicht in der Stadt Braunschweig. Die ersten Belege sind hier nach O. Schüttes Auszügen *Ghert Koster* 1568 und *Hans Custer* 1608. Ein *Wernerus Opperman* ist dagegen hier bereits 1320 bezeugt<sup>10)</sup>, und auch in den Landkreisen Peine und Wolfenbüttel läßt sich dieser Familienname seit 1385 bzw. 1432 nachweisen<sup>11)</sup>. Es besteht demnach wohl kein Zweifel darüber, daß Oppermann im Kernteil des ehemaligen Herzogtums Braunschweig zwischen Aller und Leine ebenso wie im alten Fürstentum Göttingen die ursprünglich allein gebräuchliche Bezeichnung für den zweiten Kirchenbeamten war und *Köster/Küster* erst später allmählich aus dem Weserbergland und aus dem Deistervorlande nach Osten vorgerückt ist, wobei seit dem späten 16. Jahrhundert die ursprüngliche niederdeutsche Form *Köster* mehr und mehr durch die hochdeutsche Form *Küster* ersetzt wurde.

Die vom Oppermann oder Küster versehenen Dienste wurden vor dem 17. Jahrhundert wohl noch zumeist nebenberuflich ausgeübt. Die Träger des Namens *Oppermann* in der Calenbergischen Musterungsrolle waren teils Vollbauern (7 Ackermänner bzw. Vollmeier, 1 Halbspanner), teils Köter, also Kleinbauern oder Handwerker mit Landbesitz, während sich unter den Trägern des Namens *Köster* bzw. *Küster* neben einem Vollbauern („Meier“) und zahlreichen Kötern auch einige Häuslinge befanden, die am ehesten schon hauptamtlich im Kirchendienst gestanden haben könnten. Keiner aber wird ausdrücklich als Schulmeister, Kantor oder Organist bezeichnet. Erst in der Schulordnung des Herzogs August d. J. von Braunschweig aus dem Jahre 1651 ist auf S. 8 davon die Rede, daß für den Unterricht in den untersten Schulen der Flecken und Dörfer „zu den *Custodibus templorum / insgemein Cüster oder Opferman genant / keine Handwerker / auch nicht solche genommen werden sollen / welche nicht im Lesen und Schreiben ... geübt*“. Obwohl hier also vom Schuldienst der Küster oder Opfermänner in Verbindung mit ihrem Kirchenamt gesprochen wird, erscheint doch noch immer nicht die Berufsbezeichnung „Schulmeister“. Sie begegnet uns amtlich erst rund 100 Jahre später in der „Ordnung für die Schulen auf dem Lande in dem Herzogthum Braunschweig-Wolfenbüttel und dem Fürstenthum Blankenburg“ vom 22. September 1753. Noch später setzte sich die Berufsbezeichnung „Lehrer“ hierzulande durch. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß Schulmeister und Lehrer nicht mehr Familiennamen werden konnten.

<sup>1)</sup> Max Burchard, Die Bevölkerung des Fürstentums Calenberg-Göttingen gegen Ende des 16. Jahrhunderts (= Bd. 12 der Schriftenreihe der Ostfälischen familienkundlichen Kommission). Leipzig 1935. — <sup>2)</sup> Urkundenbuch der Stadt Braunschweig Bd. II, hrsg. v. L. Hänselmann 1900; hier S. 95, Zeile 29. — <sup>3)</sup> a. a. O. wie <sup>2)</sup>; hier S. 178, Zeile 22. — <sup>4)</sup> a. a. O. wie <sup>2)</sup>; hier S. 380, Zeile 15. — <sup>5)</sup> Die Vicedominatsrechnungen des Domstifts St. Blasii in Braunschweig 1299–1450, hrsg. v. H. Goetting u. H. Kleinau (= Heft 8 der Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung). Göttingen 1958; hier S. 234. — <sup>6)</sup> K. Böhme, Johannes Spring, der „dolle Pfaffe von Scheppau“ (in: Braunschweigisches Magazin XI, 1905, S. 32 ff.); hier S. 34. — <sup>7)</sup> Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, hrsg. v. L. Hänselmann u. H. Mack, Bd. III, 1905; hier S. 346, Zeile 20. — <sup>8)</sup> a. a. O. wie <sup>5)</sup>; hier S. 23, Zeile 39, u. S. 218, Zeile 18. — <sup>9)</sup> a. a. O. wie <sup>5)</sup>; hier S. 122, Zeile 12. — <sup>10)</sup> a. a. O. wie <sup>2)</sup>; hier S. 508, Zeile 4. — <sup>11)</sup> a. a. O. wie <sup>6)</sup>; hier S. 94, Zeile 16, u. S. 198, Zeile 28.

# *Die Abendmahlsbilder im Raume Braunschweig-Wolfenbüttel und ihre niederländischen Vorlagen*

von Hermann Oertel

## 1. Teil

### I

Martin Luther neigte nach seiner Veranlagung mehr zur Musik als zur bildenden Kunst. Aber bilderfeindlich war er nicht. Da Gott den Menschen mit Augen ausgestattet hat, war es auch für ihn nur natürlich, wenn der Mensch sich Bilder mache. In seiner Schrift gegen die Bilderstürmer, die die Kunstwerke ablehnten, während Luther ihnen nur einen Wert für das Seelenheil des Stifters absprach, hat er sich ausdrücklich zum biblischen Bild bekannt und seiner Kirche vor allem die Darstellung der Passion empfohlen. In einer Auslegung des 111. Psalms hat er den besonderen Rat gegeben: „Wer Lust hätte, Tafeln auf den Altar setzen zu lassen, der sollte lassen das Abendmahl Christi malen“. Das Abendmahlsbild als Zierde des Hochaltars, diese Auszeichnung hat die Darstellung des Abendmahles erst in der lutherischen Kirche erfahren. Die vorreformatorische Kirche kennt das Abendmahlsbild vorwiegend als Bild innerhalb der Darstellung des Lebens und Leidens Christi, als Einzelbild oder als Hauptbild über dem Altar erst im 15. Jahrhundert und auch dann nur über einem Nebentalar. Riemenschneiders Heilighlaltalt in Rothenburg, auch ein Nebentalar, ist der erste deutsche Altaraufsatz, dessen Mitte das Abendmahl darstellt. Eine bilderfreudige Kirche kann sich somit auf Luther berufen, und die protestantische Kirche ist es bis ins 18. Jahrhundert in hohem Maße gewesen. Viele barocke Altaraufsätze im Raume Braunschweig-Wolfenbüttel sind schöne Beispiele dieser protestantischen Bilderfreude. Wenn die protestantischen Altaraufsätze in der Regel einseitig die Kreuzigung über dem Abendmahl oder nur das Abendmahl darstellen, folgen sie dem Rate Luthers, der die Darstellung dieser Zeugnisse von der Barmherzigkeit Gottes nicht als Augenweide, sondern mit den Worten empfahl: „Ist's nun nicht Sünde, sondern gut, daß ich Christi Bild im Herzen habe, warum sollt's Sünde sein, wenn ich's im Auge habe?“

Die vielbeschäftigten Schnitzer und Maler dieser Altäre beherrschten das Handwerkliche ihrer Kunst, aber besaßen selten eine künstlerische Phantasie, die so anspruchsvollen Themen wie denen des Abendmahles und der Kreuzigung gerecht geworden wäre. Statt eine eigene Bildlösung zu wagen, griffen sie auf anerkannte Darstellungen dieser Themen zurück. Diese Benutzung von Vorlagen darf nicht falsch verstanden werden. Es ist ein Zitieren eines berühmten Meisters, das allgemein üblich, jedermann bekannt und oft vom Auftraggeber gewünscht war. Als Vorlage für die Kreuzigung sind z. B. verwendet worden: in Dorstadt und in Schöningen (Clus) die unter dem Namen „Der Lanzenstich“ berühmt gewordene Kreuzigung von Rubens, in Wahrstedt bei Velpke ein Kreuzigungsstich des Niederländers Hendrik Goltzius.

### II

Gegenstand der hier vorgelegten Untersuchung sind die Vorlagen für die Abendmahlsdarstellung an Altaraufsätzen im Raum Braunschweig-Wolfenbüttel. Dieser Raum ist dabei sehr weit gefaßt. Die Untersuchung berücksichtigt das Gebiet des ehemaligen Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel und das Gebiet



Kupferstich des Johann Sadeler nach Peter de Witte  
Stich: Herzog-Anton-Ulrich-Museum Braunschweig; Foto: B. P. Keiser, Museum

des heutigen Verwaltungsbezirkes Braunschweig und bezieht außerdem den benachbarten Landkreis Gifhorn und die Gutskirche Equord bei Peine ein. Voruntersuchungen zu diesem Thema liegen nicht vor. P. J. Meier und Karl Steinacker sind bei der Inventarisierung der Bau- und Kunstdenkmäler im ehemaligen Herzogtum Braunschweig auf diese Frage nicht eingegangen.

Im Untersuchungsraum sind 84 Abendmahlsdarstellungen aus Altaraufsätzen nachweisbar und davon 63 erhalten geblieben. Von diesen erfüllen 46 noch ihre liturgische Aufgabe über dem Altar, während 14 nur noch Wandschmuck ihrer Kirche sind und 3 an die Braunschweiger Museen abgegeben sind. (Das Dutenstedter Abendmahl an das Herzog-Anton-Ulrich-Museum, das Vepstedter an das Städtische Museum, das Abendmahlsbild des Braunschweiger Domes an das Landesmuseum). Im Untersuchungsraum sind bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts mit einer Ausnahme alle Abendmahlsdarstellungen nach niederländischen Stichen gearbeitet, seit der Mitte des 17. Jahrhunderts nur noch ein Teil der Abendmahlsdarstellungen. Insgesamt sind 13 Vorlagen verwendet worden.

Der erste Teil der Untersuchung stellt das Ergebnis beispielhaft an der am häufigsten und am längsten verwendeten Vorlage dar: an dem Kupferstich des Münchener Stechers Johann Sadeler nach einem heute verlorenen Abendmahlsgemälde von Peter de Witte, genannt Candidus, der seiner Herkunft nach ein Niederländer ist, seinem Wirkungskreis nach zur süddeutschen Kunst der Gegenreformation gehört.

### III

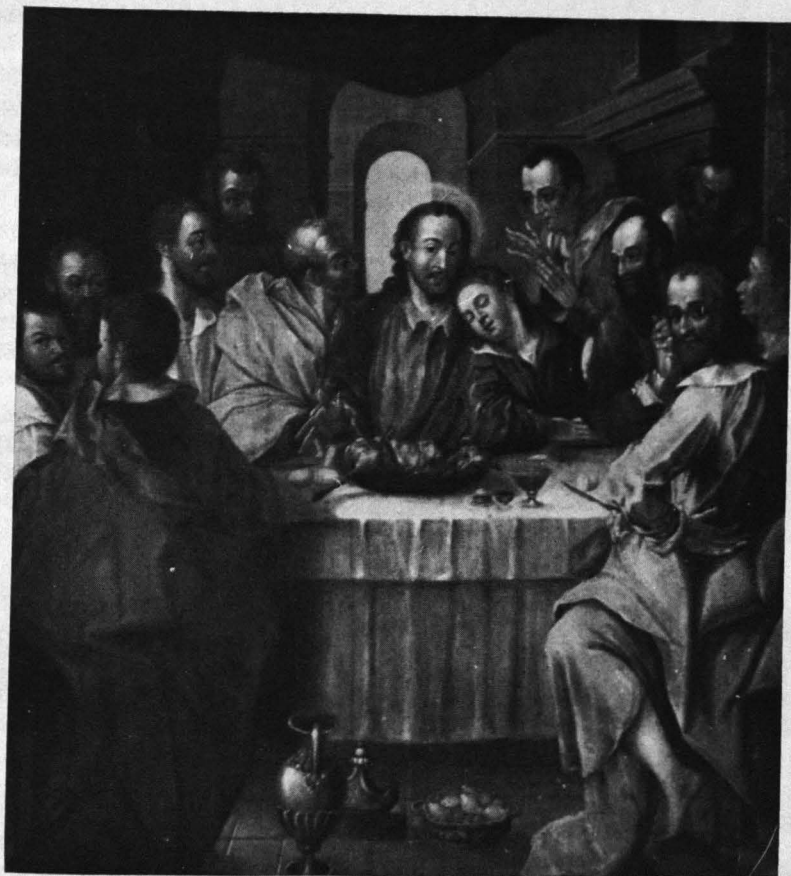
Candidus ist 1548 in Brügge geboren, schulte sich an Italienern und war in München als Hofmaler und für die Fugger in Augsburg beschäftigt. Den Stich, der die Kenntnis dieses Abendmahlsbildes sehr schnell verbreitete, stach der

Münchener Kupferstecher Johann Sadeler (gestorben 1600). Diese Darstellung des letzten Mahles fand so sehr die Zustimmung der Zeitgenossen, daß dieser Stich vom Ende des 16. Jahrhunderts bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts immer wieder als Vorlage für ein Abendmahlsbild auch in den evangelischen Kirchen verwendet worden ist. Im Umkreis von Braunschweig—Wolfenbüttel in: Klein-Winnigstedt 1597, Duttonstedt um 1600, Hornburg 1617, Equord bei Peine um 1620, Halle bei Eschershausen 1620, Helmstedt Stephanikirche 1644, Delligsen 1654, Dorstadt 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts, Goslar Frankenberger Kirche 1675, Groß-Elbe um 1700, Lamme um 1700, Klein Dahlum 1727, Münchhof 1720. Der Stich wurde aber ebenso in Obersachsen, 1619 in Burkhardswalde bei Meißen, 1627 in Sebnitz bei Pirna, wie in Süddeutschland und in Österreich benutzt, so in Augsburg in der Benediktenkapelle der Kirche St. Ulrich und St. Afra, wie in der einst protestantischen Kapelle des niederösterreichischen Renaissanceschlusses Greillenstein. Die um 1590 gestiftete Benediktenkapelle in Augsburg ist Grablage eines Fugger, den Altar der Kapelle schmückt ein gleichzeitiges Gemälde des Candidus, und die Predella dieses Altares enthält seit 1660/70 eine freie Abwandlung des Candidus-Abendmahles. Die Greillensteiner Schloßkapelle erhielt ihren Altar im Jahre 1604; der Schloßherr war vermutlich bei der Bildwahl von seinem evangelischen Pfarrer beraten, den er 1600 aus Augsburg berufen hatte, wo Candidus bekannt war.

#### IV

Candidus hat den Moment der Verratsankündigung gewählt. Die Wirkung der Worte des Herrn „Einer unter euch wird mich verraten“ wird dargestellt. Der Herr selbst ist still geworden, nur seine rechte Hand liegt noch wie sprechend auf dem Tisch, während seine linke Hand liebevoll den an seiner Schulter arglos und ahnungslos schlafenden Johannes umfaßt. Die Jünger sind zutiefst erschrocken. Ihre Mienen spiegeln Verwirrung und Sorge. Candidus wählt als Spiegel des seelischen Geschehens das Gesicht, selten die Hand. Die Jünger der Bildmitte, mit Petrus als ihrem Sprecher, wenden sich dem Herrn, die Jünger an den Tafelenden einander zu; alle bewegt die eine Frage: Wer ist der Verräter? Dieser aber, vorn rechts, mit dem Beutel in der Rechten, die andere Hand bei abgewinkeltem Arm mit dem Handrücken in die Hüfte gestützt, wendet sich vom Tisch ab, schließt sich selbst aus der Gemeinschaft aus. Sein kalter Blick verrät, daß die Worte ihn getroffen haben, aber Schuldgefühl und Reue quälen ihn nicht.

Candidus verlegt das letzte Jüngermahl in einen Raum, dem jede Andeutung einer architektonischen Gestaltung und Begrenzung fehlt. Den Hintergrund des Geschehens bildet eine neutrale Fläche. Die Darstellung verzichtet auch auf jedes entbehrliche Beiwerk; Nebenpersonen wie Bedienstete fehlen. Das Mahl ist vergessen. Das Bild ist eine reine Figurenkomposition, genauer eine Komposition aus Halbfiguren. Das sachliche Interesse ist auf die Verdeutlichung der Erregung der Jünger in Mimik und Gestik konzentriert. Den formalen Aufbau bestimmt der Wille, plastisch wirkende Figuren zu Dreiecksgruppen und diese Gruppen zu einem Bildganzen zu vereinen. Christus beherrscht die Bildmitte und mit ihm die ihm am innigsten verbundenen Jünger Johannes und Petrus. Damit sie unverdeckt sich dem Blick des Betrachters darbieten, bleibt die Vorderseite des Tisches in der Mitte unbesetzt. Diese drei Figuren sind der Kern einer Mittelgruppe, deren „Schale“ beiderseits je zwei Jünger mehr passiven Verhaltens neben dem aktiven Petrus, mehr aktiven Verhaltens neben dem passiven Johannes bilden, die



Altarbild in Münchhof bei Gandersheim

Foto: Restaurator F. Hezig, Braunschweig Vorlage: Stich des Johann Sadeler nach Peter de Witte.

formal nicht zuletzt durch ihre aufgerichtete Haltung rahmende Funktion haben. Die Jünger im Rücken dieser in sich geschlossenen Mittelgruppe, zwei Randfiguren an jeder Seite, suchen miteinander Rat in ihrer Not.

Sie leiten zu den beiden Eckfiguren im Vordergrund über. Diese stehen als ausgeprägte Kontrastfiguren in formalem Bezug. Auch sie blicken nicht auf Christus hin, aber stellen mit Christus kompositorisch die tragenden Pfeiler des Bildaufbaues dar; sie sind Ausgangspunkt aller strahlenförmig ins Bild hinein-führenden Diagonalen.

## V

Vorlagen werden nicht immer wörtlich zitiert. An den Altären in Duttonstedt, Halle, Sebnitz ist der Sadeler-Stich nur teilweise übernommen worden. Auch der Goslarer Schnitzer des Frankenberger Abendmahlsreliefs hat sich Abänderungen erlaubt. Er setzt die in der Vorlage stehenden Jünger an den Tisch, gibt den vier Jüngern im Vordergrund die volle Körpergestalt, den beiden Randfiguren außerdem die gleiche Sprechgebärde und reiht durch Blickänderung zum Bildbetrachter hin die Jünger der linken Bildhälfte nebeneinander auf. Diese Änderungen bewir-



ken eine Verlängerung der Tafel und eine Lockerung der Gemeinschaft. Im übrigen ersetzt er als Protestant die flachen Trinkschalen auf dem Tisch der Vorlage durch den einen hohen Kelch. Alle Eingriffe in die Komposition der Vorlage geben aber ihren kunstvollen Aufbau, seine äußere Symmetrie und seine innere Form auf.

Dem Goslarer Meister mag seine Fassung des Themas natürlicher erscheinen, und heute wird Candidus gegenüber der volkstümlichen Art des Goslarer Meisters auf manchen Betrachter sogar gekünstelt wirken.

In der Geschichte der Darstellung des Abendmahles hat Candidus mit seinem Vorgänger Leonardo da Vinci den Christustyp, die Gruppierung der Jünger nach künstlerischen Gesetzen, den Gegensatz zwischen der Unruhe in der Jüngerschaft und dem schicksalsergebenen Schweigen des einsamen Herrn gemeinsam, aber an künstlerischer Kraft und seelischer Tiefe bleibt Leonardos Abendmahl im Mailänder Kloster S. Maria delle Grazie von Candidus unerreicht.

Anmerkung: Die Datierungen der Altäre sind den entsprechenden Inventarisationsbänden der Bau- und Kunstdenkmäler entnommen.

## *Bemerkungen zur Geschichte Sülfelds*

von Klaus Naß

Die Erforschung der Lokalgeschichte sowie die Darstellung ihrer Ergebnisse haben verschiedene Motive, was Beweggrund und Absicht betrifft. Sie tut es der großen, der allgemeinen Geschichte gleich. Als in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre der heutige Wolfsburger Stadtarchivar Bernhard Gericke eine Geschichte des Raumes Wolfsburg schrieb<sup>1)</sup>, wollte er eine „Gesamtskizze der Geschichte Wolfsburgs in älterer Zeit“ und seiner näheren Umgebung zeichnen, um das fehlende „heimatgeschichtliche Bewußtsein“ der Wolfsburger Neubürger zu bilden. Gericke verzichtete von vornherein „aus praktischen Gründen“ auf eine genauere Untersuchung einzelner Abschnitte der Lokalgeschichte, wobei er jedoch eine Zusammenstellung Wolfsburger Geschichtsquellen in Aussicht stellte. Eine solche steht bis heute aus.

Währenddessen leistete die übrige und fleißige Landesgeschichtsforschung überaus fruchtbare Arbeit, neue und wichtige Quellen wurden erschlossen und ediert, kluge und aufschlußreiche Einzeluntersuchungen zur niedersächsischen Geschichte geschrieben.

Es erscheint daher notwendig, die bisherige Geschichte des Raumes Wolfsburg, der als solcher historisch definiert werden muß<sup>2)</sup>, auf Grund des heutigen Forschungsstandes neu zu durchforschen, einiges richtigzustellen, vieles zu ergänzen. Ein Beitrag dazu mögen die folgenden Bemerkungen zur Geschichte Sülfelds sein, die bisher wenig beachtet wurden\*.

In jahrzehntelanger Lokalforschung befaßte sich als erster der verstorbene Sülfelder Lehrer Fritz Söhnholz mit ihr. Die Ergebnisse schrieb er im zweiten Band der dortigen Schulchronik nieder, die jedoch in den Nachkriegswirren des Zweiten Weltkrieges verschollen ist. Söhnholz übernahm sie vermutlich nur teilweise in seine „Schulchronik der Volksschule Sülfeld“<sup>3)</sup>. Seinen Plan, ein ausführliches Heimatbuch über Sülfeld bzw. über das Amt Fallersleben zu schreiben, konnte er nicht verwirklichen. Die erwähnten Ergebnisse der Söhnholzschen Forschung decken sich in großen Zügen mit denen, die die „Kunstdenkmäler der Provinz



Hannover“ <sup>4)</sup> abdrucken, welche sich ausschließlich auf die urkundlichen Erwähnungen Sülfelds im Urkundenbuch der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg beziehen <sup>5)</sup>).

Das älteste Zeugnis der Sülfelder Geschichte meinte man in einer Urkunde des Jahres 1318 in Händen zu halten, doch wir besitzen eine noch wesentlich ältere inhaltsreichere und daher bedeutungsvollere Quelle.

Im siebten Buch, Kapitel 68/69, der Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg schildert der Autor folgende Begebenheit: in seiner Nachbarschaft (in mea vicinitate) im Orte „Silivellun“ (in oppido S.) habe sich in der zweiten Dezemberwoche des Jahres 1017 ein Wunder ereignet. Eine ansässige Frau sei in ihrem Haus von einem Poltergeist belästigt worden, der erst am nächsten Morgen und an den nächsten Tagen von einem herbeigerufenen Priester vertrieben werden konnte.

Thietmar kommentiert diese Wundergeschichte dahingehend, daß es nicht verwundere, solcherlei Ereignisse in dieser Gegend anzutreffen (in hiis partibus), da sich die hiesige Bevölkerung wenig um den Kirchgang kümmere und eigene Hausgötter verehere. Es gäbe sogar einen Stab, an dessen Ende eine Hand angebracht sei, die einen eisernen Ring halte. Dieser Stab werde von dem Hirten des jeweiligen Dorfes von Haus zu Haus getragen, wobei sein Träger ihn beim Eintreten mit den Worten „Wache, Hennil, wache“ (Vigila, Hennil, Vigila) anredete. Denn so nannten ihn die Bauern in ihrer Sprache. Nach diesem Anruf schmausten die Toren (stulti/nicht etwa pagani!) und glaubten, in seinem Schutze sicher zu sein.

Erstmals versuchte G. W. Leibniz <sup>6)</sup>, das erwähnte „oppidum Silivellun“ zu lokalisieren, wobei er meinte, den Ort in der Merseburger Diözese suchen zu müssen. J. M. Lappenberg <sup>7)</sup>, ging ebenso wie F. Kurze <sup>8)</sup> davon aus, und beide präzisierten die allgemeine Angabe Leibnizens indem sie „Silivellun“ mit dem Ort Selben (Kreis Delitzsch) identifizierten.

Als R. Holtzmann 1935 die heute maßgebende Thietmaredition herausgab <sup>9)</sup>, wich er von dieser Meinung ab und setzte „Silivellun“ mit dem heutigen Sülfeld gleich. Der Ausgangspunkt der ersten Lokalisation ist die Bemerkung Thietmars, daß „Silivellun“ „in mea vicinitate“ läge. Die älteren Editoren meinten, der Merseburger Bischof könne eben nur die Nachbarschaft seines Bistumsitzes gemeint haben, wo er vermutlich auch den Bericht niederschrieb. Holtzmann hingegen ging vom Stammsitz der Grafen v. Walbeck aus, aus deren Familie Thietmar stammte; Walbeck in der Nähe Helmstedts an der oberen Aller, wo Thietmar die Hälfte des dortigen Familienstiftes besaß und auch einige Zeit Propst war.

Es ist wahrscheinlich, daß Thietmar während eines Aufenthaltes in Walbeck von den merkwürdigen Ereignissen in „Silivellun“ hörte und sie aufzeichnete, zumal er sich bekanntlich wöchentliche Notizen machte und in unmittelbarer Nähe des heutigen Sülfeld begütert war.

Auch etymologisch ist die Weiterentwicklung des Namens „Silivellun“ zu Sülfeld wahrscheinlicher und auf der Hand liegender als die zu Selben. Ich weise hier nur auf die parallel im „Chronikon“ vorkommenden Ortsnamen „Birgilun“, „Bisinstidi“ und „Saleveldun“ <sup>10)</sup> hin, die sich im Laufe der Zeit zu Bürgel, Bürsstadt und Saalfeld entwickeln. Von der falschen Lokalisierung ging auch W. Füllner <sup>11)</sup> aus, der in seiner Dissertation, die ihre Entstehungszeit, was Absicht und Tendenz betrifft, nicht verleugnen kann, den erwähnten Hirtenstab mit einem

slawischen Kultus in Verbindung bringen will. Dem ist nicht so. Denn zumindest seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wissen wir, daß der erwähnte „Hennil“ ein anderer Name für den germanischen Gott Wodan ist<sup>12)</sup>. Es handelt sich also um eine altsächsische Vorstellung, die jeglicher pauschalen Gegensatzkonstruktion zwischen reinem deutschen Christentum und slawischen Heidentum den Boden entzieht. Die Tatsache, daß „Hennil“ eine altsächsische Vorstellung ist, spricht für die Sülfeldlokalisierung, da dieser Ort auf sächsischem Boden liegt und im slawischen Selben slawische Riten und keine sächsischen zu finden wären.

Bei allem Vorbehalt und aller Vorsicht, die man bei der Beschäftigung mit Heiligen- und Wundergeschichten walten lassen muß, läßt sich doch einiges über den historischen Zustand Sülfelds und des Raumes Wolfsburg aussagen.

Die wichtigste Erkenntnis ist die, daß nun auch Sülfeld neben Barnstorf, Ehmten, Fallersleben, Hattorf, Möse, Vorsfelde und Wolfsburg zu den frühest belegtesten Orten des Raumes Wolfsburg zu zählen ist und wahrscheinlich eine altsächsische Siedlung war. Über zweihundert Jahre nach den friedlichen und gewaltsamen Christianisierungsbemühungen der Karlingerzeit treffen wir in dem untersuchten Gebiet heidnische Kulte an, obwohl in dem nur zwei Kilometer entfernten Fallersleben schon 942 ein fester Kirchensprengel der begüterten St. Michelskirche belegt ist<sup>13)</sup>. Aus ihr wird man vermutlich auch den herbeigerufenen Priester geholt haben. Will man diesen lokalen Zustand verstehen, so muß man sich die allgemeine historisch-geographische Lage vergegenwärtigen.

Sülfeld lag im Derlingau nur wenige Kilometer entfernt von der Aller, die im 9. Jahrhundert die Grenze der Gebiete bildete, die die Slawen wiedererobert hatten. Erst 950—983 konnten die Slawen hinter die Elbe zurückgeworfen werden.

Das allgemeine politische Interesse richtete sich in dieser Zeit, was die östlichen Gebiete betrifft, hauptsächlich auf die Eroberung und Sicherung der Slawengebiete zwischen Saale und Oder. Die Expansion hatte in diesem Augenblick Vortritt vor der inneren christlichen Konsolidierung. So konnte sich das altsächsische Heidentum in bestimmten Gebieten noch einige Zeit halten, ehe es ganz oder teilweise dem Christentum weichen mußte. Interessant in diesem Zusammenhang ist die Überlieferung, daß noch am Ende des 19. Jahrhunderts der Sülfelder Dorfhirte das Vieh um einen Baum oder dergleichen auf dem Kreuzberg getrieben habe, damit es besser gedeihe<sup>14)</sup>. Heidnische Bräuche haben sich also noch sehr lange in Sülfeld gehalten.

Thietmar von Merseburg bezeichnet „Silivellun“ als ein „oppidum“, wobei er darunter etwas anderes versteht als Widukind von Corvey (Mitte d. 10. Jahrhunderts), der damit eine „Vorstadt“ oder eine außerhalb einer Burg gelegene Siedlung kennzeichnet. Thietmar verwendet den Begriff „oppidum“ in einem Zuge mit dem Begriff „villa“ (Dorf)<sup>15)</sup>. Leider werden diese Begriffe oft in deutschen Übersetzungen kunterbunt übertragen<sup>16)</sup>. Im Gegensatz zu dem allgemeinen Begriff „locum“ (Ort) gibt Thietmar sechzehn „villa“- und drei „oppidum“-Nennungen, wobei er diese Dörfer vermutlich näher gekannt hat als die unbestimmten „locum“-Orte. Neben Sülfeld werden noch Großgörschen bei Lützen und Eythra links der Elster als „oppidi“ bezeichnet.

Auf Grund der ältesten Überlieferung des Namens Sülfeld läßt sich nunmehr die Etymologie und die Bedeutung des Namens klären. Alle phantasievollen Deutungsversuche, die unter Sülfeld u. a. das „Bienenfeld“ oder das „Sonnenfestfeld“<sup>17)</sup> verstanden, können beiseite gelegt werden.

Das Bestimmungswort des Ortsnamen Sülfeld ist „Sole“<sup>18)</sup> = Lache, Tümpel, Morast, worauf auch die älteste Namensform „Silivellun“ hinweist, da im angelsächsischen Sprachraum das Wort „sylu“ die Bedeutung des obigen „Sole“ hat. Im Laufe der Zeit verändert sich das Bestimmungswort zu Sole, Suhl und Sül. Das Grundwort „-vellun“ ist der Plural des Dativs zu Feld. Der gesamte Ortsname bedeutet demnach „in den Tümpelfeldern“. Die geographische Lage Sülfelds stützt diese Deutung, da das Dorf in einer morastigen und sumpfigen Gegend lag, was für die späteren Besitzverhältnisse einige Bedeutung gewann. Die alte sogar im Angelsächsischen vorkommende Form „sylu“ (sili) und die im 8. Jahrhundert aufkommende Grundwortform -feld<sup>19)</sup> deuten neben den altsächsischen Traditionen ebenfalls auf das hohe Alter Sülfelds hin, so daß wir mit einer noch weit vor dem Anfang des 11. Jahrhunderts gegründeten Siedlung rechnen können.

Rund zwei Jahrhunderte lang nach der Thietmarüberlieferung schweigen die Quellen, hüllt sich die Geschichte Sülfelds ins Dunkle und Ungewisse. Erst am 19. August des Jahres 1269 taucht ein Ritter (miles) „Otto de Solvelde“ als Zeuge einer Dorstädter Urkunde auf<sup>20)</sup>, wobei Otto in dieser Zeit zur näheren Umgebung der Herren von Dorstadt gehört haben dürfte, die knapp zweihundert Jahre später noch einmal mit Sülfeld in Berührung kommen.

In der Zeit nach dem 22. September 1318 belehnt Herzog Otto v. Braunschweig den Ritter (miles) Johannes und dessen Bruder Gebhard „dicti de Solevelde“ unter anderem mit dem Dorf Sülfeld und dem Patronatsrecht der hiesigen Kirche (S. I. 303), die hier erstmals erwähnt wird und zwischen 1017 und 1318 erbaut wurde.

Der Überlieferung zufolge existierte also ein eigenes Rittergeschlecht derer von Sülfeld, das jedoch in den nächsten Jahrzehnten ausstarb. In einer Urkunde vom 24. April 1339 (S. I. 643), in der Ritter Bosse und Knappe Werner von Bartensleben zugunsten der Herzöge Otto und Wilhelm v. Braunschweig-Lüneburg auf den halben Zehnt zu Sülfeld verzichteten, wird ein „her Hannes von solevelde“ erwähnt, der von dem Vater der genannten Bartenslebener Werner den halben Zehnt verliehen bekommen hatte. Hans von Sülfeld wird daneben auch im Lehnregister der oben erwähnten Herzöge genannt<sup>21)</sup>, und mit mehreren Gütern belehnt. Er und der ebenfalls im Lehnregister erwähnte Gebhard sind die letzten des ausgestorbenen Geschlechts derer von Sülfeld; die Bartenslebener treten im Laufe der Jahrhunderte noch einmal auf die kleine Bühne der Sülfelder Geschichte.

Das Wappen derer von Sülfeld soll das 1925 erhobene Gemeindewappen Sülfelds sein. Es ist ein Renaissanceschild, das im Schrägrechtsbalken vier paarweise abgekehrte silberne Schwäne mit goldenen Schnäbeln auf blauem Grunde führt<sup>22)</sup>. Fritz Söhnholz gibt jedoch keine Nachricht über die Überlieferung dieses Wappens, so daß in diesem Falle einiger Zweifel angebracht ist.

In dieser Zeit lassen sich zwei Braunschweiger Bürger, die aus Sülfeld stammen, urkundlich belegen. Es ist „Conradus de Solevelde“ (1320?), der „uppe der Beckenwerchten strate“ in der Neustadt wohnte, und der Altstädter Siebmacher „Hermannus de Solvelde“<sup>23)</sup>. Im Jahre 1345 wird ebenfalls ein Braunschweiger Bürger namens „Soleveld“ und am 23. August 1350 ein „Hennecke Solvede“ erwähnt. Außerdem ist bekannt, daß der Braunschweiger Bürger Bertram Kale (21. Oktober 1349) „ene mark gheldes to Solvelde“ besaß und für den 8. Oktober des Jahres 1458 ist ein „Hinrich Solevelt“ in Einbeck bezeugt<sup>24)</sup>.

Nach dem Aussterben der Herren von Sülfeld scheint das Dorf zwei Empfängern oder nur zur Hälfte verliehen worden zu sein, denn am 17. Dezember 1340 fordern die Gebrüder von Campe die Hälfte des Dorfes „Solvelde“ mit allem Rechte (S. II. 35). Acht Jahre später, am 8. Juli 1348, schenkt Herzog Magnus v. Braunschweig den Kalandbrüdern in Papenteich die Einkünfte der Güter „scoenevedderen“, die in der Sülfelder Feldflur lagen und dem Herzog von Wedekind von Garzsenbüttel resigniert worden waren, mit aller Nutznießung (S. II. 277). Lange blieben die Güter nicht in Händen der Kalandbrüder, denn Herzog Magnus verlieh sie Wedekind und Otto von Garzsenbüttel, den Söhnen Wedekinds die sie schließlich Ritter Ludolf v. Honhorst verkauften. Ludolf, der zu dieser Zeit eine einflußreiche Stellung am herzoglichen Hofe einnahm und einem Ratskollegium angehörte, erhielt die Sülfelder Güter am 16. Oktober 1359 als Eigentum (S. III. 90). Angemerkt sei, daß Ludolf von Honhorst nicht mit der Adelsfamilie derer von Hohnhorst in Verbindung zu bringen ist <sup>23)</sup>.

Aber schon nach einem knappen halben Jahr, am 25. Februar 1360, resigniert Ludolf die Güter zugunsten des Klosters Riddagshausen, die Herzog Magnus entsprechend dem Abt und Konvent von Riddagshausen verleiht (S. III. 106). Jedoch am 28. März 1367 überläßt das Kloster Riddagshausen tauschweise die Güter wiederum den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg (S. III. 117). In den beiden letztgenannten Urkunden wird die Lage einiger Besitzungen der Güter präzisiert und zwar liegen sie „in silvis videlicet bernebrok (Barnbruch)“. Ebenfalls gehörte zu den Besitzungen die Hälfte einer Mühle „vulgariter brokmole dicti“, die vermutlich im Norden des heutigen Sülfelds lag.

Bei dem häufigen und oft kurzfristigen Wechsel der Besitzverhältnisse des Gutes mußte man sich neben anderen Umständen ständig der sumpfigen und morastischen Lage Sülfelds vergegenwärtigen, die die Güter nicht eben sehr ergiebig erscheinen ließen. Erst systematische Entwässerung halfen dem Übel in sehr viel späterer Zeit ab.

Für die Mitte des 14. Jahrhunderts (1359—1365) ist uns überliefert, daß ein gewisser „Gherardus de honleghe“ einen Hof und einen Talenten in Sülfeld erhielt (S. II. 79). Aus der Zeit zwischen 1388—1400 ist ein Verzeichnis der Pfründen erhalten geblieben, die sowohl im Herzogtum Braunschweig als auch in der Diözese Halberstadt liegen und vom Braunschweiger Herzog zu verleihen waren. Zu diesen Pfründen gehörte auch die Kirche zu „Solvelde“ <sup>26)</sup>. In den Jahren 1391 bis 1393 werden Friedrich und Hans Horsteker von Herzog Friedrich v. Braunschweig-Lüneburg mit einem Hof zu „solvelde“ belehnt.

Für ein halbes Jahrhundert versiegen dann die mir bekannten Quellen und erst vom 8. Oktober des Jahres 1458 wissen wir, daß Bischof Ernst von Hildesheim den Edlen Arnd von Dorstadt mit dem Dorf „Solveld“ belehnt <sup>27)</sup>, der aber bereits 1464 erbenlos stirbt. 1495 verleiht Herzog Heinrich v. Braunschweig-Lüneburg den halben Zehnt in Dorf und Feld zu Sülfeld den Bartenslebener, die ihn aber am 15. Juli 1517 tauschweise zurückgeben <sup>28)</sup>.

Fritz Söhnholz berichtet in seiner Schulchronik, daß im 15. Jahrhundert folgende Besitzer das Sülfelder Gut innehatten: Hans Bortfeld, Asche v. Kraunau, Werner v. Bevensen, Rudolf v. Bevensen, und Melchior v. Marenholz, dessen Witwe das Gut an Brandt v. Mönnighausen und wiederum dessen Söhne es an Franz Otto v. d. Wense verkauft hätten.

Söhnlein schöpft in diesem Falle aus mir unbekannten, trotz aller Bemühungen nicht auffindbaren Quellen. Doch gibt es für mich keinen Grund, seine Angaben in Frage zu stellen. Bekannt ist, daß Franz Otto v. d. Wense (1547—1600) auf dem Gut Sülfeld saß<sup>29)</sup>, daß es sich auf seinen Sohn und Geheimen Kammerrat Georg (1582—1641), nach ihm auf August v. d. Wense (1631—1665), nach dessen söhnelosen Tod in Messina auf seinen Neffen und Landrat Georg (1662—1728) vererbte. Das enge Verhältnis derer von der Wense drückt sich besonders darin aus, daß sich der größte Teil von ihnen mit ihren Ehefrauen in der Sülfelder Kirche bestatten ließ. Die schlechten Vermögensverhältnisse zwangen die Familie v. d. Wense, das Gut nach dem Tode Georgs an einen Bürger Preuß zu verkaufen. Aber schon 1733 kaufte es die Königliche Kammer zu Hannover zurück und übertrug es dem bisherigen Pächter des Zollhauses Ehra Georg Heinrich Santelmann erbenzinsweise. Bis 1805 war dieser Santelmann Erbenzinsmann. Am 25. März 1805 kaufte ihm die Sülfelder Bauernschaft das Gut ab und 1842 ist das ehemals adelige Gut endgültig in die Bauernschaft übergegangen.

Damit verlassen wir den Schauplatz der Sülfelder Geschichte. Will man sie in der Neuzeit genauer verfolgen, so müssen die insgesamt über einhundert Archivalien zur Geschichte Sülfelds, die im Staatsarchiv zu Hannover liegen, herangezogen werden. Wenige stammen aus dem 17. Jahrhundert, mehrere aus dem 18. und viele aus dem 19. Jahrhundert. Sie gäben sicherlich ein kulturgeschichtlich anschaulicheres und historisch lebendigeres Bild des Dorfes Sülfeld als es die dürftigen Nachrichten über Güter und Besitzer, die hier geboten wurden, tun.

Die Be- und Verarbeitung dieser Archivalien wird die Aufgabe einer noch zu schreibenden Geschichte des Ortes Sülfeld sein.

Die Bemerkungen über die hochmittelalterliche und heidnische Siedlung, über das Geschlecht derer von Sülfeld, über die schwankenden Besitzverhältnisse des Gutes, über die Verarmung des Adels und das Erstarken der Bürger- und Bauernschaft sind und können nur ein Torso sein, wenn man sie nicht in Verbindung mit der übrigen Geschichte des Raumes Wolfsburg sieht, damit wir wenigstens einen kleinen Ausschnitt aus einer Landschaftsminiatur betrachten können, auch dann, wenn es niemals ein großes Gemälde sein wird.

<sup>1)</sup> B. Gericke: Geschichte d. Raumes Wolfsburg. Wolfsburg o. J., maschinenschriftlich u. photokopiert. — <sup>2)</sup> Weitere Untersuchungen zu diesem Thema befinden sich in Vorbereitung. — <sup>3)</sup> Fritz Söhnholz: Schulchronik der Volksschule Sülfeld bis 1955; handschriftlich, Sülfeld o. J. — <sup>4)</sup> Kunstdenkmäler der Provinz Hannover, 4. Kreis Gifhorn, 1918. — <sup>5)</sup> UB zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg und ihrer Länder; hrsg. v. H. Sudendorf, T. 1—11, 1859—1883, fortlaufend zitiert als (S. Teil u. Nr.). — <sup>6)</sup> G. W. Leibniz: *Scriptores rerum Brunsvicensium*, Bd. I, Hannover 1707. — <sup>7)</sup> In MG SS 3, 1839. — <sup>8)</sup> In MG SS rer. Germ. i. u. sch., Bd. LIV, 1889; ebenso H. Oesterley: *Historisch-geographisches Wörterbuch d. dt. Mittelalters*, 1881—1883. — <sup>9)</sup> In MG SS rer. Germ. Nova Series, Bd. IX, 1935. — <sup>10)</sup> Ortsnamen in VIII, 18. IV, 4. u. II, 5. — <sup>11)</sup> W. Füllner: *Der Stand d. deutsch-slawischen Auseinandersetzungen z. Zt. Thietmars v. Merseburg*, Beiträge zur ma. u. neueren Geschichte, Bd. 8, Jena 1937. — <sup>12)</sup> Siehe Siels, *Zeitschrift f. dt. Philologie* 24, 1892. — <sup>13)</sup> J. F. Böhmer: *Regesta Imperii II*, 1893, S. 60. — <sup>14)</sup> F. Söhnholz: *Schuldchronik*, S. 6. — <sup>15)</sup> F. Geppert: *Die Burgen und Städte bei Thietmar v. Merseburg*, Thüringisch-sächs. Zs. für Geschichte u. Kunst, Bd. 16, 1927. — <sup>16)</sup> Siehe die Übersetzung v. W. Trillmich i. d. *Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe*, Bd. IX, 1966, Darmstadt. — <sup>17)</sup> Siehe bei F. Borst im *Schulblatt d. Provinz Sachsen*, Nr. 11, 1925. — <sup>18)</sup> J. u. W. Grimm: *Deutsches Wörterbuch*, Bd. X, Abt. I u. IV, E. Kück: *Lüneburger Wörterbuch*, Bd. 3, 1967. — <sup>19)</sup> Siehe dazu H. Wesche: *Unsere niedersächsischen Ortsnamen*, 1957. — <sup>20)</sup> UB d. Hochstifts Hildesheim u. seiner Bischöfe, Teil II, nr. 236. hrsg. v. H. Hoogeweg, 1903, Leipzig. — <sup>21)</sup> *Archiv f. Geschichte u. Verfassung d. Fürstenthums Lüneburg*, Hrsg. v. E. L. v. Lenthe, Bd. 9, Abt. I, 1862, Celle. — <sup>22)</sup> Das Wappen ist abgedruckt und beschrieben bei W. Schulz: *Wolfsburg*,

Zentrum einer sich wandelnden Landschaft, 1969, Wolfsburg. — <sup>23)</sup> UB d. Stadt Braunschweig, hrsg. v. L. Haenselmann, Bd. 2, 3, 4; Zu den Herkunftsnamen allgemein siehe W. Flehsig: Herkunftsbezeichnungen in ostfälischen Familienamen, Braunschw. Heimat, Jg. 56, Heft 3, 1970. — <sup>24)</sup> W. Deeters: Quellen zur Hildesheimer Landesgeschichte d. 14. u. 15. Jhdts., 1964, Göttingen. — <sup>25)</sup> G. v. Lenthe: Hohnhorst-Regesten, handschriftlich, Celle. — <sup>26)</sup> UB d. Hochstifts Halberstadt u. seiner Bischöfe, Teil IV, hrsg. v. G. Schmidt, 1889. — <sup>27)</sup> W. Deeters: Quellen zur Hildesheimer Landesgeschichte, a. a. O. — <sup>28)</sup> J. R. v. Loewenfeld: Wolfsburg, Kirchen- u. kulturgeschichtliche Bilder aus einem halben Jahrtausend, 1925. — <sup>29)</sup> Siehe die folgenden Angaben im Stammbaum des Geschlechtes v. d. Wense, 1381 o. O.

\* Dank zu sagen gilt es besonders dem Syndikus der Lüneburger Ritterschaft, Herrn Gebhard v. Lenthe, Celle, der die vorliegende Arbeit durch sein einmaliges genealogisches Wissen und seine reiche Bibliothek in jeder Hinsicht förderte. Ebenso danke ich Herrn Hauptlehrer Felix Bittner, Sülfeld, der mir freundlicherweise die Söhnholzsche Schulchronik zur Verfügung stellte.

## *Vegetationsuntersuchungen an einem Fundort der Trollblume*

von Dietmar Brandes

Vor etwa 60 Jahren fand sich die Trollblume (*Trollius europaeus* L.) in unserem Gebiet noch relativ oft. Außerhalb des Harzes ist sie heute sehr selten geworden, so daß ihre Wuchsorte unbedingt geschützt werden sollten. Im Osten von Braunschweig wurde ein solcher Standort pflanzensoziologisch untersucht. Die Tabelle zeigt das Ergebnis der Vegetationsaufnahme.

### **Feuchtwiese östlich von Braunschweig**

Probefläche 200 m<sup>2</sup>. Deckungsgrad 100 %.

#### **VC Calthion**

- 2.2 Wald-Simse (*Scirpus sylvaticus* L.)
- 1.1 Kohldistel (*Cirsium oleraceum* [L.] SCOP.)
- + Sumpfdotterblume (*Caltha palustris* agg.)
- + Bach-Nelkenwurz (*Geum rivale* L.)

#### **OC Molinietalia**

- 2.2 Trollblume (*Trollius europaeus* L.)
- 1.3 Knäuel-Binse (*Juncus conglomeratus* L.)
- 1.1 Mädesüß (*Filipendula ulmaria* [L.] MAXIM.)
- + Wald-Engelwurz (*Angelica sylvestris* L.)
- + Sumpf-Kratzdistel (*Cirsium palustre* [L.] SCOP.)
- + Sumpf-Schachtelhalm (*Equisetum palustre* L.)
- + Kleiner Baldrian (*Valeriana dioica* L.)
- + Dactylorhiza majalis x maculata (Knabenkraut-Bastard)
- 2.2 Schlängelige Schmieie (*Deschampsia caespitosa* [L.] P. B.)

#### **ODiff**

#### **KC Molinio-Arrhenatheretea**

- 1.2 Wolliges Honiggras (*Holcus lanatus* L.)
- 1.2 Wiesen-Schwingel (*Festuca pratensis* HUDS.)
- + Scharfer Hahnenfuß (*Ranunculus acris* L.)
- + Sauerampfer (*Rumex acetosa* L.)
- + Wiesenschaumkraut (*Cardamine pratensis* L.)
- + Vogel-Wicke (*Vicia cracca* L.)
- + Wiesen-Rispengras (*Poa pratensis* L.)

#### **VC Molinion**

- + Natternzunge (*Ophioglossum vulgatum* L.)
- + Silge (*Selinum carvifolia* L.)
- + Molinia caerulea agg.)
- + Teufelsabbiss (*Succisa pratensis* MOENCH)

OC Arrhenatheretalia

1.2 Wiesen-Labkraut (*Galium mollugo* L.)

1.1 Gemeine Schafgarbe (*Achillea millefolium* agg.)

Begleiter

1.3 Wohlriechende Schlüsselblume (*Primula veris* L.)

1.2 Schlank-Segge (*Carex gracilis* CURT.)

+ Sumpf-Segge (*Carex acutiformis* EHRH.)

+ Schwarz-Segge (*Carex nigra* [L.] REICHARD)

+ Großes Flohkraut (*Pulicaria dysenterica* [L.] BERNH.)

+ Wasser-Minze (*Mentha aquatica* L.)

+ Gemeine Kratzdistel (*Cirsium vulgare* [SAVI] TEN.)

+ Wohlriechendes Ruchgras (*Anthoxanthum odoratum* L.)

+ Pyramiden-Günsel (*Ajuga pyramidalis* L.)

+ Gundelrebe (*Glechoma hederacea* L.)

+ Feld-Hainsimse (*Luzula campestris* [L.] DC.)

(+) Gamander-Ehrenpreis (*Veronica chamaedrys* L.)

VC = Verbandskennart OC = Ordnungskennart KC = Klassenkennart

Zweifellos ist diese Wiese den Sumpfdotterblumenwiesen (Calthion Tx. 37) zuzuordnen, es fallen aber die Arten der Pfeifengraswiesen (Molinion W. Koch 26) auf. Durch Düngung gehen Pfeifengraswiesen in Sumpfdotterblumenwiesen über. Es ist also durchaus möglich, daß die Natternzunge, die Silge und der Teufelsabbiß als „Relikte“ einer ehemaligen Pfeifengraswiese anzusehen sind. Da aber keine alten soziologischen Aufnahmen vorliegen, kann das nur eine Vermutung sein, um die Artenkombination der Wiese zu erklären.

Es lassen sich zwei jahreszeitliche Aspekte unterscheiden: im Mai leuchten die gelben Trollblumen weithin, im Hochsommer dominieren die etwa einen Meter hohen Wald-Simsen.

Die Wiese liegt auf schwach ansteigendem Boden. Durch Entwässerungsmaßnahmen in den letzten Jahren hat sie stark gelitten: heute ist sie höchstens noch als wechselfeucht zu betrachten. So wird ihre Physiognomie zunehmend durch die Bulle der Schlängeligen Schmiere bestimmt. Auf eine Störung weist auch das große Flohkraut hin. Vor fünf Jahren wuchs in einem jetzt ausgetrockneten kleinen Graben der Fieberklee (*Menyanthes trifoliata* L.). 1971 konnte er nicht mehr gefunden werden.

Diese Wiese wird nicht gemäht, sondern ab und zu von Schafen überweidet. Diese „Pflege“ ist nicht gerade optimal, aber besser als gar nichts. (Immerhin tauchen schon die ersten Kratzdisteln auf [*Cirsium vulgare* (Savi) Ten.]). Würde die Wiese überhaupt nicht genutzt, so würden sich rasch Unkräuter ansiedeln. So besteht aber die Gefahr, daß diese Wiese ihre seltenen Arten, die weder weiden- noch trittfest sind, verliert und zu einer Weide degradiert wird. Das Problem dieser Wiese mag zeigen, daß die Erhaltung einer bestimmten Pflanzengesellschaft sehr schwierig sein kann, wenn es sich nicht gerade um eine klimatisch oder edaphisch bedingte (stabile) Endgesellschaft handelt.

Durch verständnisvolles Entgegenkommen der betreffenden Behörde konnte diese Wiese aber geschützt werden.

Anmerkung:

die floristische Nomenklatur richtet sich nach:

F. EHRENDORFER, Liste der Gefäßpflanzen Mitteleuropas. Graz 1967;

die pflanzensoziologische Nomenklatur richtet sich nach:

E. OBERDORFER, Pflanzensoziologische Exkursionsflora für Süddeutschland. Stuttgart 1962.

## Aus der Geschichte des Drömlings

von H. Strüver

Die älteste Mitteilung über den Drömling finden wir in einem Bericht des Corveyer Mönches Widukind über den Ungarneinfall 938. Nach Überschreiten der Bode teilten sich die Ungarn; der eine Teil wird bei Wolfenbüttel zurückgeworfen, der andere durch einen Wenden in die Gegend des unwegsamen Drömling (locus Thrimining) geführt und hier aufgerieben.

Eine weitere Erwähnung des Drömlings finden wir in einer Urkunde vom 1. Juni 1193: Kaiser Heinrich VI. schenkt dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg die Burg Haldensleben, Hof und Abtei Königslutter sowie das frühere Eigentum Heinrichs des Löwen zwischen Königslutter und Magdeburg und zwischen dem Wald Drömling (silva trumelinga) und dem großen Sumpf, der sich von Hornburg nach der Bode und von dieser an die Saale und schließlich nach der Elbe zieht (also das jetzige Große Bruch).

Den Annales von Torquatus — 1574 — entnehmen wir, daß dort sehr viel Bäume wachsen, besonders Birken, Erlen, Haselnuß, Buchen und Eschen (Eiche wird eigenartigerweise nicht erwähnt), woraus viele Gegenstände für den häuslichen Bedarf gefertigt und in entfernte Gegenden verkauft wurden. Die Gegend sei so naß, daß dort nichts gemacht werden könne, außer bei großer Trockenheit oder starkem Frost. Auch sei dort ein Wildreservat für die Jagden der vornehmen Herren.

Die Unwegsamkeit durch die Sumpfigkeit war aber im 30jährigen Kriege von Vorteil, da damals die Drömlingsbauern Familie, Vieh und bewegliche Habe in die verborgenen Erhebungen des Drömlings retten konnten.

Die Verhältnisse des „freien Drömlings“, in dem die Bewohner der umliegenden Dörfer nach Belieben schalteten, brachte es mit sich, daß um die Berechtigungen häufig Streitigkeiten entstanden oder — wie der Chronist es ausdrückt — das Meum und Tuum viel Streitens verursacht hat.

Auch die Landesgrenzen lagen nicht fest. Zur Klärung wurde 1691 eine Kommission eingesetzt, die nach 35jähriger Tätigkeit im Jahre 1726 einen Rezess zustandebrachte, der 1727 durch König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und König Georg von England ratifiziert wurde.

Eine eingehende Beschreibung gibt Walther 1737: Der Drömling ist durch und durch morastig, wird nicht alle Sommer trocken, friert auch nicht alle Winter wegen seines dicken Gebüsches zu. Seiner Nässe wegen gibt der Drömling viel Wiesenwachstum und ist rund herum mit einer Kante von Wiesen eingefaßt. Die vornehmste Holzart sei die Erle, dann die Eiche, die auf den Erhebungen wachse, und ferner allerlei Buschwerk wie Birken, Haselnuß und dergl. Büsche. Die Bäume wachsen nicht so wie andere nebeneinander; 6—10 wachsen auf einem Bult, der soviel Erde hat als nötig ist, dann kommt ein Streifen von Morast worin man bis an den Hals sinken möchte; um fortzukommen, muß man von einem Bult zum andern springen.

Durch die zunehmende Versumpfung und durch Viehseuchen wurde die Lage der Drömlingsbauern immer kläglich; zumeist konnte das Heu nur im Wasser gemäht werden, mußte durch Kähne auf höher gelegene Stellen geschafft oder dorthin zum Trocknen getragen werden.



1770 ordnete Friedrich II. an, man möge sehen, daß auch der Drömling urbar werde. Darauf erfolgten Bereisungen, Vermessungen, Verhandlungen mit Braunschweig und Hannover; aber zunächst verlief alles ergebnislos. 1782 erklärte der König zur allgemeinen Überraschung, er habe mit dem Herzog von Braunschweig wegen des Drömlings und der Braunschweigischen Enklave Calvörde gesprochen. Jetzt kam in die Angelegenheit Bewegung und bereits 1783 erfolgte eine Einigung zwischen Preußen und Braunschweig; dies bezog sich auf das Calvörder Gebiet und auf den Bau eines Allarentlastungsgrabens mit Schleusen von Grafhorst zur Ohre. Um sich gegen Überschwemmungen aus dem Allergebiet zu sichern, baute Preußen entlang der Grenze des Hannoverschen und Braunschweigischen Drömlings eine Verwallung, den sogen. Fangdamm und später den Kiefholzdamm.

Trotz verschiedener Widerstände — es mußte sogar Militär eingesetzt werden — schritten im Preußischen Drömling die Arbeiten rasch voran und bereits 1800 wurden die ersten 30 Kolonistenfamilien angesetzt.

Dagegen wurden im Braunschweigischen Drömling die Verhältnisse immer schlechter, da durch den Preußischen Fangdamm und Kiefholzdamm ein Teil der Vorflut zur Ohre verloren ging und somit die Allerniederungen immer mehr versumpften, zumal auf dem Hannoverschen Gebiet die Aller kaum geräumt wurde. Verhandlungen Braunschweig — Hannover scheiterten. Erst 1842 begannen ernsthafte Verhandlungen zwischen den 3 Staaten, die am 9. Juli 1859 endlich zur Vertragsunterzeichnung führten.

Wie es damals ausah, können wir den Kindheitserinnerungen von Brandes, einem Förstersohn aus Dannorf, entnehmen, der aus dem Jahre 1860 berichtet: Wir fahren aus dem Dorfe in den Drömling, wilden Hopfen zu ernten; erst auf dem Leiterwagen, dann finden wir, wo der Sumpf beginnt, einen flachen Kahn, schieben uns damit von Bülden zu Bülden und reißen die raschligen, würzig duftenden Dolden herunter, bis die mitgenommenen Säcke voll sind. Damals ging dem Vater das Wasser noch in die Hüftstiefel; einige Jahre später nach der Allerregulierung schritt man ebenda wie auf glattem Tanzboden.

In dem Vertrag von 1859 war vorgesehen, daß eine Verbesserung der Vorflut für die Aller von Weferlingen bis zur Grafhorster Schleuße, von dort bis zur Einmündung der kleinen Aller und von dort bis Diekhorst erfolgen solle. Diese Arbeiten waren im wesentlichen 1871 beendet.

Bisher versumpfte Wiesenflächen wurden so zu wertvollen Wiesen umgewandelt und aus höher gelegenen Partien entstanden Ackerflächen. Als die Wirkung der Meliorationsarbeiten in dem besseren und reichlicheren Grasertrag sichtbar wurde, gestattete die Herzogliche Regierung den Gemeinden die Rodung der minderwertigen und infolge der Entwässerung absterbenden Bruchwäldungen zur Umwandlung in landwirtschaftliche Nutzung unter der Bedingung, daß trockene zur Landwirtschaft ungeeignete Flächen aufgeforstet würden. Auch die herrschaftlichen Forsten — meist geringwertige mit Blößen vermischte Niederwäldungen mit einem jährlichen Ertrag von 2 Groschen je Feldmorgen —, deren Bestände durch die Tieferlegung des Grundwasserstandes abstarben, wurden in Hochwald umgewandelt.

Als Nachteil der Melioration empfand man damals allerdings, daß die neu angelegten Äcker bei eintretenden Überflutungen größeren Gefahren wie als Wiesen ausgesetzt seien, daß die früher in großer Zahl vorhandenen Sumpfvögel vollständig verschwunden wären; die Jagd sei im Ertrage erheblich verringert worden und auch die Fischerei in der Aller sei durch Senkung des Wasserspiegels und den regelmäßigen Wasserabzug sehr vermindert.

## *Jugend forscht!*

Ein Mitglied unseres Landesvereins wurde Landessieger

Immer wieder berichten Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen von jungen Leuten, die sich in ihrer Freizeit mit einem wissenschaftlichen Spezialgebiet beschäftigen haben. Aus einem anfänglichen Hobby ist häufig bei ihnen eine ernsthafte Forschung geworden, die stark beeindruckt und die volle Anerkennung verdient. Um die Begeisterung bei den jungen Menschen weiterhin zu stärken, finden in regelmäßigen Abständen Wettbewerbe auf drei Ebenen (Regional-, Landes- und Bundesebene) statt. Auf der unteren, der Regionalebene, erwirbt der Teilnehmer zunächst die Qualifikation und das Recht, sich an einem Landeswettbewerb beteiligen zu können. Die Sieger aus diesen, die „Landessieger“, fahren dann nach München, um sich im Bundeswettbewerb zu messen. Einer von ihnen kehrt als „Bundessieger“ heim. Getestet wird in folgenden Disziplinen: (sowohl im Landes- wie im Bundeswettbewerb) in Biologie, Technologie-Elektronik, Chemie, Physik, Mathematik und Informatik, Geo- und Raumwissenschaften.

Den Mitgliedern unseres Landesvereins ist Friedrich Wilhelm Wiedenbein, Schüler der 12. Klasse der Neuen Oberschule zu Braunschweig, wohnhaft in Lehre, Campenstraße 8, kein Unbekannter. Mehrfach hat er in Referaten und in Artikeln unserer „Braunschweigischen Heimat“ von seiner Arbeit, von seinen eigenen Exkursionen und von seinen Erkenntnissen berichtet. Er selber erzählt von sich, daß er schon als 5jähriger Junge viel Interesse „an den Steinen“ gehabt habe. Damals habe er sich an einem Amethyst im „Haus der Natur“ zu Bad Harzburg so begeistert, daß er ihn für 3,— Mark gekauft habe. An sich war es aber nicht das erste Stück seiner Sammlung. Ständig wurde sie erweitert. Heute umfaßt sie einen großen Raum in seinem väterlichen Hause.

Da das Gebiet der Mineralogie sehr umfassend ist, hat sich Fr. W. Wiedenbein in den letzten Jahren spezialisiert und zwar auf die Tongruben, auf die Salzlagerstätten, auf die Zinklagerstätten des Harzes u. a. Sein Bestreben ist, von jedem Fundort einen möglichst vollständigen Querschnitt durch die Mineralparagenese zu erhalten.

Das Thema seiner schriftlichen, sehr umfangreichen Arbeit für den Landeswettbewerb (1.—3. März 1972 in Hannover) lautet: „Der makroskopische Mineralbestand der meso- und neozoischen Tone im niedersächsischen Gebirgsvorland östlich der Leine.“ In vielen Abend- und Nachtstunden hat Wiedenbein die Untersuchungen durchgeführt und schriftlich niedergelegt. So gilt sein Haupt-Augenmerk der mineralogisch-petrographischen Forschung. Er weiß jedoch, daß er hierzu auch gute Kenntnisse in den Neben-Disziplinen, der Biologie, der Chemie, und weiteren Naturwissenschaften haben muß. So gilt zusätzlich seine Arbeit diesen Fächern. Etwas scheint noch interessant, in diesem Rahmen erwähnt zu werden — er benötigt einen Ausgleich, um nicht einseitig zu werden. Diesen findet er ... in der kritischen Betrachtung der modernen Malerei.

Es ist zu wünschen, daß Friedrich Wilhelm Wiedenbein weiterhin so zielstrebig bei seiner Arbeit in dem keineswegs leichten Gebiet der Mineralogie bleibt. Sein Wunsch ist, nach bestandenen Vor- und Abitur dieses Fach zu studieren.

*Schultz*

Während der Drucklegung erreicht uns die erfreuliche Nachricht, daß Fr. W. Wiedenbein auch in München beim Bundeswettbewerb 2. Sieger wurde. Herzlichen Glückwunsch!

# Alltauviel is unjesund

von Otto Rohkamm

In Westeruo'e, da w'ohne vor Jahren en B'ouer mit s'änder Fr'oue. Dai harren en sch'enen Hoff un sau an de fufzich Morjen Acker un W'äischen. Un 'ok en gr'oten Garen harren se un 'ne Untahl 'Owethi'eme da inne.

Disse Luie werren stainr'äike, awer hai sau g'out w'äi sai werren ekelhaftich g'äizich un knickerich. Se rapen un j'äiren un d'ie'en, as herren se kaine T'äit tau'n starben. Se wußten woll silwest nich, w'ufor se noch immertau quälen un ramen-ten. Se harren kaine Nak'omen un kaine Arben. Se h'ieren tau dän Luien, dai da mainet, se k'omet nich bet an't Enne. Un dab'äie: Et leste Himmet hat kaine Ficke!

N'ou stinnen in dän gr'oten Garen hinder'n H'ouse en ganz Dail Twetschen-b'ieme, un sau word denne alle Jahre en Foier Twetschenmaus ek'oket, in gr'oten koppernen Kettele. En paar Da'e kamm de Mauskruck nich tau'r Rauhe. 'Ut 'en Waschh'ouse dampe de Twetschenmausbr'äiten in dicken Wulken. Dat Maus smecke jo sch'ene un was woll in Ordnunge. De 'Olsche make'r en Dail Kaileken an un en paar groine Wallnette tau'n Swartw'ieren. 'Ok Ann'äis kamm 'er an tau'n Smackichw'ieren. Awerst immertau Twetschenmaus äten un 'en ganzen Winter dorch nist w'äi Twetschenmaus! Dat kann ainen woll doch nich jefallen! Un Kraft sitt 'er sauw'äisau nich inne, in 'en Mause!

N'ou harren se under andern up 'en Howwe en Knecht un twai Dainstmäkens. Haindrich, dai Knecht, stamme nich von Westeruo'e. Hai was en forschen Bengel un hailt seck en betten mit dän ainen hibschen Mäken. Dat was saune dralle, 'ne dr'äbastije un woll 'ne Sinde w'ert.

Et morjens tau'n Koffi'e jaff et kaine Bottere un kain Smalt, 'ok kain ander Upsmäär 'oder Taubroich; et jaff immertau bl'ot Twetschenmaus. Dat word n'ou awerst Haindrichen mid'er T'äit tau viel, un hai säe tau dän baiden Mäkens: „Dat sejje eck J'äich, dat ewije Twetschenmaus up 'en Sticke, dat heww'eck n'ou balle satt, dat will eck dai Fr'oue woll noch afw'iehn; da sall se an denken! Da kennt w'äi 'ouse Arbeit nich b'äi maken!“

N'ou jaff et seck dän ainen Senndachmorjen: Haindrich wolle dän gr'oten Ackerwa'en afsmären. Hai harre de Hinderä'er all aw'etreckt un 'en Ass-Schenkel fr'äi emaket, do kaik de Fr'oue 'ut 'en Fenster un raip: „G'ouen Morjen!“

Do jaff Haindrich terijje: „Och, Fr'oue, j'ewet meck doch emal dat Twetschenmaus 'ut 'en Fenster!“

Do frauch dai Fr'oue: „Awerst, Haindrich, wat wutt D'ou denne mit dän Twet-schenmaus maken?“

„Och“ twiere dai an, „eck will 'er 'en Wa'en midde smären!“

„Wat? D'ou wutt 'er 'en Wa'en midde smären, mit Twetschenmaus? Jo awer Haindrich, in dän Twetschenmause, da sitt doch kain Sp'ereken Fett inne!“

„Jo“, maine Haindrich, „dat heww'eck meck 'ok all edacht. Eck bin all sau älenne un sau l'eech an Ballije, eck kann de H'ose balle nich m'iehr h'olen up 'en Kn'oken. Un damidde, datt J'äi b'äischaid wettet, Fr'oue: Mart'äinich, do is m'äine T'äit umme, do is h'äier F'äjeraben for meck up 'en Howwe! Un dai baiden Mäkens, dai gahet 'ok! Denne kennt J'äi J'oue Twetschenmaus all'iene fräten!“

Alltauviel is unjesund:

W'äi eck kaue, sau eck maue, sau eck arbit'en daue!

# AUS DER HEIMATPFLEGE

---

## *Zur Einweihung der Otto-Klages-Sammlung in Königsutter*

von Friedrich-Wilhelm Wiedenbein, Lehre

Am 18. Februar 1972 erreichte die jahrzehntelange, mühevollte Arbeit eines weit über Deutschland hinaus bekannten braunschweigischen Palaeontologen ihren bisherigen Höhepunkt: Kaufmann Otto Klages stiftete sein Lebenswerk seiner Vaterstadt Königsutter am Elm. In Anwesenheit von Herrn Verwaltungspräsidenten Prof. Dr. Thiele wurde die zu den besten öffentlichen Kollektionen in Niedersachsen zählende geologische Sammlung im Stadt- und Jugendhaus eingeweiht. Dank dem tatkräftigen Beistand seiner Frau und der Unterstützung durch viele ehrenamtliche Helfer konnte Otto Klages in vierzig Vitrinen über zweitausend Fossilien, Mineralien und Gesteine der Allgemeinheit zugänglich machen.

In drei Räumen der Volkshochschule wird ein repräsentativer Querschnitt durch die umfangreiche Privatsammlung von Otto Klages gezeigt. Zu sehen sind Fossilien aus fast allen Erdformationen. Besonders hervorzuheben sind die einzigartigen Krabben (*Coeloma*) aus dem Oligozän von Helmstedt und die Seelilien (*Encrinus*) aus dem oberen Muschelkalk von Erkerode am Elm. Beide Fossilien sind durch Herrn Klages zu weltweiter Berühmtheit gelangt. Zusammen mit den Versteinerungen können auch zahlreiche Mineralien und Gesteine bewundert werden. Diese sind nach ihrer Formationszugehörigkeit, nach chemo-systematischen oder einfach nach ästhetischen Gesichtspunkten geordnet und geben dem Betrachter einen Überblick über die Vielfältigkeit des Mineralienreiches. Zwar gelangten durch Tausch und Kauf — neben den selbstgesammelten — auch Stücke aus aller Herren Länder in die Sammlung, vielmehr aber geht es Herrn Klages darum, eine Beziehung zwischen den ausgestellten Steinen und unserer Heimat herzustellen. So werden die Vitrinen durch mehrere geologische Karten und Schautafeln sowie dem Buch „Braunschweig mit seinen Unterirdischen Schätzen und Seltenheiten Der Natur“ von F. E. Brückmann aus dem Jahre 1728 ergänzt. Als Schutzpatronin behütet eine nach dem Entwurf des bekannten Bildhauers Schmidt-Reindahl von Richard Staub ausgeführte Frauenplastik die Sammlung.

Das Aufstellen, Ordnen und Beschriften der Stücke nahm über zwei Jahre in Anspruch. Die moderne und dekorative Einrichtung wurde durch Spenden und die Unterstützung namhafter Persönlichkeiten sowie bekannter Firmen und Gesellschaften ermöglicht. Doch wäre diese Sammlung nie ohne den unermüdlichen Eifer und den bemerkenswerten Idealismus des Stifters zustande gekommen, jenes Otto Klages, der unter anderen Sammlern seinesgleichen sucht. Die Stadt bedankte sich für diese neue Sehenswürdigkeit dadurch, daß sie ihm die Ehrenbürgerschaft verlieh. Ein Besuch der Sammlung ist zu empfehlen.

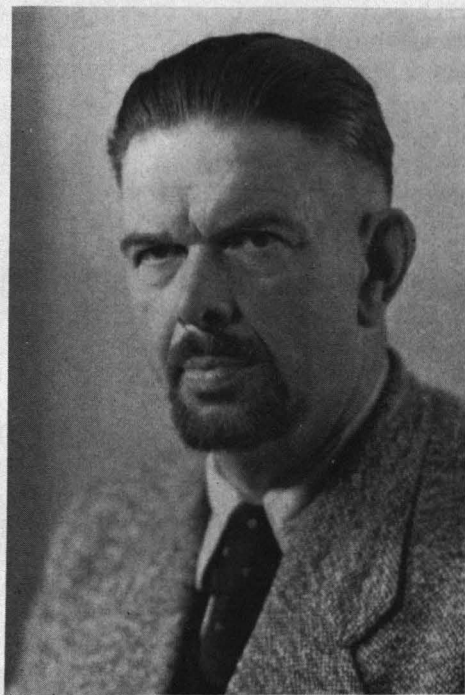
Theodor Schmidt-Reindahl (1901-1972)

## *Einem Bildhauer zum Gedächtnis*

von Fritz Barnstorf

Aus der immer kleiner werdenden Gemeinschaft wahrhaftiger Freunde unserer Braunschweigischen Heimat ist wieder einer abgeschieden. Sein Lebenswerk wird in unserer Landschaft und in dem Kunstgefühl ihrer Bewohner fortleben, denn es ist aus Stein geformt.

Er hat in unserer Heimat nicht nur viele Bildwerke aus eigener Hand hinterlassen, sondern auch in der von ihm bis 1966 geleiteten Fachschule für Steinmetzen und Steinbildhauer in Königslutter, in alle Lehrlinge dieses Handwerks mit seinen Helfern und Lehrern ein künstlerisches Gewissen einzuprägen versucht. Die Erfolge dieser vielen Lehrgänge, deren Sinn sich nach Schmidt-Reindahls Kunstanschauung auch gegen den „Grabdenkmal-Kitsch“ richteten, sind heute auf vielen Friedhöfen unserer Heimat zu sehen.



Theodor Schmidt, der seinem allzu häufigen Familiennamen den Zusatz „Reindahl“ nach einer Ahnfrau geben ließ (ich werde ihn als langjährigen Freund nicht mit seinem langen, bürgerlichen Namen, sondern einfach „Theo“ nennen), wurde am 21. Januar 1901 in Wolmirsleben bei Magdeburg als Sohn eines Oberbuchhalters in einem schon damals anonymen Großgrundbesitz geboren. Theos älterer Bruder hat später den Beruf des Vaters übernommen. Aber die Besuche bei ihm brachten Theo immer richtige seelische Belastungen. Er war ein Sohn der niedersächsischen Bundesheimat geworden. Vielleicht hat ihn nach längerem Fernbleiben während seiner „Lehrjahre“ immer ein Platz im Elm oberhalb Samblebens am Bosselhai zur Rückkehr in seine wirkliche Heimat gemahnt. Dort war die Urne seines Onkels mitten im Wald beigesetzt. Richard Schmidt (1871 bis 1927) war sein Lehrer im Elmgebiet, der auch einen der ersten Elmführer schrieb. Theo's Liebe zum Elm, den er mit seiner Natur- und Jagdliebe immer „seinen“ Wald nannte, hat hier, wie er anerkannte, ihre Wurzel. In seine kleine, primitive Jagdhütte unweit Königslutter zog er sich vor vielen Anfechtungen unserer wirren Welt oft zurück.

Sein Leben war bis zum von ihm zuletzt ersehnten Ende von vielen Schicksalsfügungen begleitet, auch wenn er in seiner hierfür wortkargen Art darüber nie sprechen mochte.

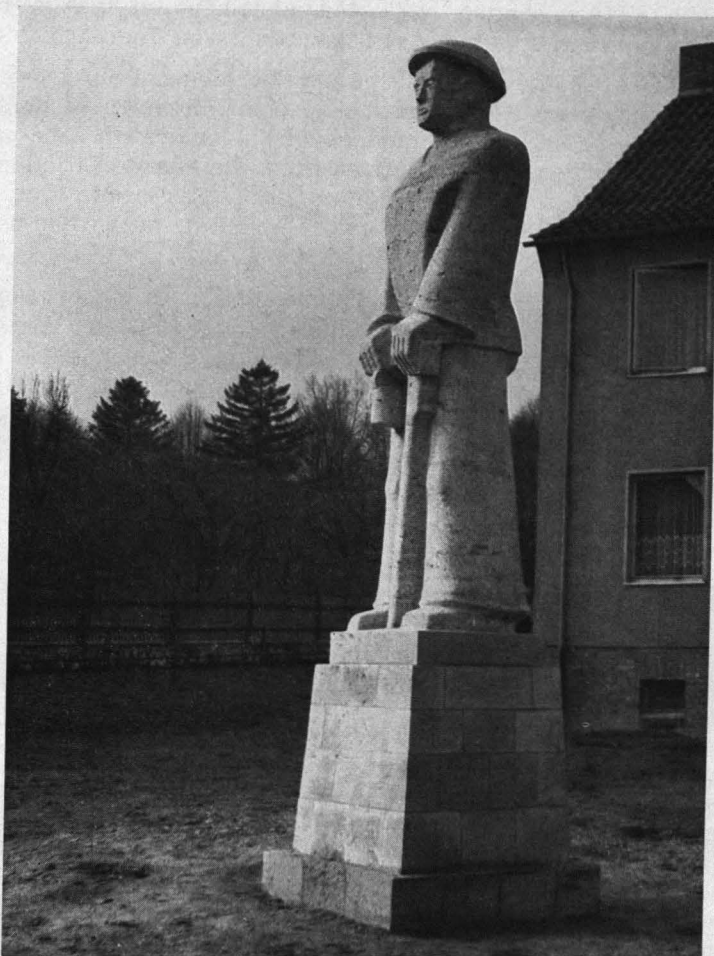
Theo hatte nach dem Besuch des Realgymnasiums in Halberstadt seine Hinnahme zum Umgang mit Steinen als Künstler erkannt und war als Steinmetzlehrling nach Kassel gegangen, das immer mit seiner Kunstgewerbeschule gerade auf die Ausbildung zum Steinbildhauer eingestellt war. Als Geselle ging er dann nach alter Art zusammen mit zwei Mitgesellen „auf Wanderschaft“ nach Rom. 1922 gerieten sie, die in Italien meist zu Fuß wanderten, in die Nebenwege von Mussolinis Marsch auf Rom. Aber sie sangen in einsamen Gegenden vor Bauern gegen Brot, Wein und Käse deutsche Volkslieder.

In Rom fand Theo eine Beschäftigung als „Hausbursche“ in der deutschen Botschaft, damals von Herrn von Neurath geleitet. Er erzählte später, daß man damals noch in „Kuhställen schöne Reste römischer, klassischer Plastiken fand“. Die Wanderung zu Kunststätten der Bildhauerei hat der werdende Bildhauer auch durch Reisen nach Serbien, Montenegro und Schweden fortgesetzt, nachdem er inzwischen seit 1923 als Lernender an der Berliner Kunstakademie eingeschrieben war. Theo blieb dort, zuletzt als Meisterschüler in der Klasse von Professor Giess bis 1935. Inzwischen hatte den jungen Bildhauer ein hartes Schicksal getroffen: sein linkes Kniegelenk versteifte nach einer Entzündung. Es hat den wanderlustigen jungen Mann später zu einem nachdenklichen Beobachter seiner oft allzu kribbeligen Umwelt gemacht. Das Lächeln, das er seinem bekanntesten Bildwerk, dem Eulenspiegel in Kneitlingen gab, das lag oft auch um seine Lippen, wenn er hintergründige Scherze beging, an die sich seine Freunde mit Schmunzeln erinnern.

1935 ließ sich Theo Schmidt-Reindahl als freier Bildhauer in Braunschweig nieder. Er hat in diesen schwierigen Anfangsjahren im öffentlichen Auftrag u. a. Bildwerke geschaffen, die seine Bindung an Geschichte und Volkstum unserer Heimat bezeugen: Das Großrelief des Pferdes am Eingang des Gestüts zu Bündheim, die Städtewappen in der Gruft Heinrichs des Löwen im Braunschweiger Dom und das Denkbild der „Wasserträgerin“ auf dem Marktplatz zu Schöningen.

1941 wurde durch die Initiative des damaligen Bürgermeisters Zehring und der niedersächsischen Steinmetz-Innungen, die vom Staat gestürzt wurde, in Königs-Lutter neben der Stiftskirche von 1135 mit dem berühmten Kreuzgang und Jagdfries eine Fachschule für Steinmetzen und Steinbildhauer mit einem Internat für Lehrlinge, später Gesellen und „Meisterschüler“ aus ganz Nordwestdeutschland eröffnet. Ihr Leiter wurde, bis er 1966 aus Altersgründen zurücktrat, Theo Schmidt-Reindahl. In dieser Schule, die aus ihren Fenstern den unmittelbaren Blick auf den Jagdfries und die romanische Stiftskirche hat, hat er mit seinen Mitarbeitern, jungen Handwerkern und künstlerisch begabten Eigenschülern das gelehrt, was ihm selbst oberste Verpflichtung seit seinen eigenen Lehrjahren geblieben war: wirkliche und sauberste Anwendung aller handwerklich lehrbaren Techniken bei der Formung des Steins, aber dann auch Sinn und Verständnis für den Stil und den Entwurf ihrer Steinwerke, wozu eine allgemeine Ausbildung in der Kunst- und Werkgeschichte ihres Berufs bei den Schülern gehörte. Den Erfolg dieser theoretischen, praktischen und didaktischen Bemühungen können wir an den Leistungen dieses Berufes in ganz Nordwestdeutschland, das bis Schleswig-Holstein die Steinmetzschule in Königs-Lutter zu Lehrgängen beschickt, in Stein gemetzt ablesen.

Die eigenen Schöpfungen des Bildhauers Schmidt-Reindahl, die nun seinen künstlerischen Nachlaß bilden, stehen weitem in unserer Heimat. Sein Stil, der



Bergmannsfigur in der Bergarbeitersiedlung in Schöningen, Kr. Helmstedt

Material: Elm-Kalkstein Bearbeitung: Grob geflächt

Entwurf: Bildhauer Schmidt-Reindahl Ausführung: Martin Klay, Bildhauer

sich von jeher an den archaischen Formen griechischer Frühantike, aber auch an davon beeinflussten heutigen Bildhauern wie dem Franzosen A. Maillol oder dem Deutschen Ernst Barlach ausrichtete, hat sich niemals in, wie er meinte, „luftlose Kunsttheorien“ eingeordnet. Er blieb er selbst. Und das verdankt dieser im Heimatboden Verwurzelte einer Immunität gegen die Seuche steriler, nihilistischer Boheme-Ästhetik.

Es ist leider nicht möglich, viele Abbildungen der Werke dieses Bildhauers hier zu zeigen. Ein paar mögen für alle stehen. Ihrer sind viele: Sie reichen von der „Wasserträgerin“ und dem wuchtigen „Bergmann“ in Schöningen über das Denkmal für die Kriegsoffer, früher in Alversdorf, jetzt in Esbeck (s. Abb.), das Standbild der „Hygieia“ vor dem Gesundheitsamt Helmstedt und die liebeliche Mädchenfigur im Rathaus Königslutter zu dem Symbol Gandersheims in dessen



Kurpark. Viele Bildnisplaketten, viele Grabplastiken auf unsern Friedhöfen, anonym geschaffen, bewahren nun das Lebenswerk von Theo Schmidt-Reindahl.

Sein Berufsleben erfüllte sich daneben als überzeugter Lehrer der Jugend in seiner Steinmetzschule am Kaiserdom und in dem Vertrauensverhältnis, das er bei dem Schulträger und den vielen Innungsvorständen erwarb. Sein persönliches Dasein wurde vom frühen Tode der ersten Frau, die ihm drei Kinder geschenkt hatte, 1953 schwer erschüttert. Erst als Theo 1955 seine zweite Frau Hannelore geb. Bergmann gefunden hatte, gewann er wieder mit ihr zusammen den Glauben an eine gute Zukunft.

Theo Schmidt-Reindahl starb am 13. Februar 1972 nach einem langen, zuletzt qualvollen Leiden (Schüttellähmung). Eines seiner letzten Werke ist die „Göttin“, die nun in der vor kurzem eröffneten „Otto-Klages-Sammlung“ in Königslutter die zahllosen geologischen und paläontologischen Fundstücke seines alten Freudes bewacht. Wir, die ihn kannten und mit uns viele junge und alte Menschen, wir liebten diesen eigenwüchsigen Künstler und Menschen. Und das wird so bleiben!

### *Abschiedsworte erklingen...*

Bei herrlichem Sonnenschein versammelte sich die „Alversdorfer Gemeinde“ am Sonntag, dem 11. Juni 1972, vormittags um ihre Kirche. Es sollte das letzte Mal sein. Im Laufe der vergangenen Monate war ein Haus nach dem anderen gefallen. Die Bagger und die Planier-  
raupen hatten alles Gelände für die notwendige Erweiterung des Tagebaues vorbereitet. Nun rückte die letzte Stunde heran. Viele Alversdorfer waren aus den Orten ihrer neuen Heimat nach hier gekommen. In einer Feierstunde erstand aus den Ansprachen noch einmal das Bild des jetzt verschwindenden Dorfes. Wehmütig gedachten viele der Zeit, die sie in diesem, ihrem Heimatorte verbracht hatten.

Auf der Höhe steht die Kirche. Nur Tage noch, dann ist auch sie verschwunden. Alversdorf wird nicht wiedererstehen. Wo es stand, wird sich bald ein riesiger Tagebau auftun. Kaum einer wird sich dann noch vorstellen können, wo einst die Straßen verliefen und die Häuser standen.



Die Kirche in Alversdorf

*Schultz*



# Braunschweigische Heimat



Universitätsbibliothek

der  
Technischen Universität

Postfach 1055  
36100 Braunschweig

1972

58. Jahrgang · Heft 3 · September

---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

## Inhaltsverzeichnis

Karl Steinacker zum Gedächtnis Von Museumsdirektor Dr. Rolf Hagen, Braunschweig, Moltkestraße 6 . . . . .	65
Verborgene historische Stätten: Castrum Bruckhe — Schloß Neubrück Von Oberkustos Dr. Hans Adolf Schultz, Braunschweig, Fuchsweg 11 . . . . .	68
Der „Busch“ als Flurname. Von Oberstudienrat Werner Freist, Schöningen, Salinenweg 39 . . . . .	72
Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen (Fortsetzung) Von Oberkustos Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 . . . . .	75
Die Abendmahlsbilder im Raum Braunschweig-Wolfenbüttel und ihre niederländischen Vorlagen, 2. Teil Von Oberschulrat i. R. Dr. Heinrich Oertel, Braunschweig, Kollwitzstraße 2 . . . . .	81
Der goldene Winkel Studie zur Topographie der Stadt Gandersheim Von Pastor Dr. Kurt Kronenberg, Bad Gandersheim, Wilhelmsplatz 11 . . . . .	88
Erzählungen in der Mundart des Amtes Harzburg: 1. 'ne Dokterjeschichte, 2. En klaren Fall Von Dr. Otto Rohkamm, Bad Harzburg, Heinrich-Julius-Straße 42 . . . . .	91
Aus der Heimatpflege: Neue Straßennamen in einer alten ostfälischen Kleinstadt (Königsutter) Von Konrektor Heinz Röhr, Königsutter, Pastorenkamp 13 . . . . .	93
Neues Harzschrifttum . . . . .	95

# BRAUNSCHWEIG

Die sehenswerte Stadt  
zwischen Harz und Heide

Reich an Tradition und Kultur

Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 440 65,  
Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 2 017 762, Braunschweig

# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Monchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

58. Jahrgang

September 1972

Heft 3

## KARL STEINACKER zum Gedächtnis

Am 2. September 1942 hat der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz Professor Dr. Karl Steinacker in Würdigung seiner außerordentlichen Verdienste um die Heimatforschung zum Ehrenmitgliede ernannt. Die 100. Wiederkehr seines Geburtstages in diesem Jahr bietet einen willkommenen Anlaß, an die Leistungen des am 31. Januar 1944 in Braunschweig verstorbenen Gelehrten zu erinnern.

Aus alter ostfälischer Familie stammend, deren Angehörige mehrfach im Dienst für ihre braunschweigische Heimat hervorgetreten sind — erwähnt sei hier nur Steinackers Großvater, der 1801 geborene, 1847 verstorbene Notar Karl Steinacker, liberaler Politiker und Streiter für die nationale Einheit — hat auch der letzte Sproß, dessen Mutter der angesehenen Familie von Strombeck zugehörte, sein ganzes Leben lang für Braunschweig gewirkt.



Karl Steinacker

Bleistiftzeichnung von Wilhelm Immenkamp  
im Braunschweigischen Landesmuseum.

Von dem als unbefriedigend empfundenen Studium der Rechtswissenschaft wandte er sich, durch bedeutende Universitätslehrer wie Treitschke, Curtis und Thode angeregt, dem Studium der Geschichte und Kunstwissenschaft zu. Schon seine erste größere wissenschaftliche Arbeit, die er als Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde in Heidelberg vorlegte, zeichnete den Weg vor, den er mit erstaunlicher Konsequenz verfolgte: Steinacker entging der Versuchung, eines der großen Probleme der Kunstgeschichte zu wählen und widmete sich statt dessen der Erforschung heimatlicher Baudenkmäler mit der 1899 erschienenen Arbeit über „Die Holzbaukunst Goslars. Ursachen ihrer Blüte und ihres Verfalls“.

Nach einjähriger Italienreise, die dem künstlerisch Empfänglichen unverlöschliche Eindrücke bis ins hohe Alter vermittelt hat, trat Steinacker am 1. April 1901 eine Volontärzeit am Hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe an, um sich unter Anleitung des angesehenen Direktors Justus Brinckmann auf die Museumsarbeit vorzubereiten, die wohl, auch nach eigenem Eingeständnis, am meisten seinen Neigungen entsprach. Inzwischen war Paul Jonas Meier, Direktor am damals Herzoglichen Museum, der gerade die Inventarisierung der braunschweigischen Bau- und Kunstdenkmäler begonnen hatte, auf den jungen Gelehrten aufmerksam geworden und sicherte sich dessen Mitarbeit an dem großem Vorhaben.

Am 1. April 1902 begann Steinackers Tätigkeit im braunschweigischen Staatsdienst, die zunächst in dem 1904 erschienenen Band über die Bau- und Kunstdenkmäler in der Stadt Wolfenbüttel ihren Niederschlag fand. Hier war ihm schon die Bearbeitung so wichtiger Bauten anvertraut wie das Schloß (von außen), die Bibliothek, die Kommissie, das Rathaus, das Waisenhaus und alle weltlichen Gebäude in privatem Besitz. Zwei Jahre später erschien, wiederum mit Beiträgen Steinackers der Band, der den Kreis Wolfenbüttel behandelte, sowie eine kurze Zusammenfassung über die Stadt Braunschweig, die dann 1926 in verbesserter und erweiterter Form herausgegeben wurde. Im Jahre 1907 legte Steinacker — nunmehr allein — das gewichtige Werk über die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Holzminden vor, dem er bereits drei Jahre später den Band über den Kreis Gandersheim folgen ließ. Nur durch den 1. Weltkrieg unterbrochen sollte dann 1922 die im Jahre 1914 schon vor dem Abschluß stehende Herausgabe des Werkes über die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Blankenburg folgen. Allein die Abfassung dieser Standardwerke, in denen der Verfasser auch die Bauernhäuser berücksichtigt, stellt eine so bewundernswerte Leistung dar, daß sie Karl Steinacker einen festen Platz unter den tüchtigsten Männern unserer braunschweigischen Heimat sichert.

Als Steinacker 1906 seinen grundlegenden und bis heute nicht überholten Überblick über „Die graphischen Künste in Braunschweig und Wolfenbüttel während der letzten drei Jahrhunderte“ veröffentlichte, konnte man darin gleichsam ein Bekenntnis erblicken, daß er nicht die Absicht hatte, sich auf die Baukunst festlegen zu lassen. Nur wenige Jahre später übernahm der 38jährige Gelehrte eine weitere Aufgabe, der er 25 Jahre alle seine Kräfte widmen sollte. Auf Wunsch des Vorstandes des Vaterländischen Museums und mit Zustimmung des Braunschweigischen Landtages wurde ihm die wissenschaftliche Leitung dieses Institutes übertragen, zu dessen Gründungsmitgliedern einst sein 1893 verstorbener Vater, Professor Dr. Eduard Steinacker, gezählt hatte. Nachdem mit Bank-

direktor Paul Walter, Schatzmeister des Landesvereins, am 22. November 1909 die Seele des noch jungen Instituts dahingegangen war, hatte man in klarer Erkenntnis der Situation festgestellt, daß nur eine geschulte Kraft, die sich im Hauptamt den zahlreichen noch zu lösenden Problemen widmen könne, in der Lage sein würde, die Zukunft des Museums zu sichern. Steinacker hat diesen Auftrag mit Hingabe und unter Aufopferung seiner Gesundheit erfüllt. Ihm ist nicht nur die planvolle Fortsetzung der Sammelarbeit zu danken, sondern auch eine Fülle großer Sonderausstellungen, die manchen alten Braunschweigern unvergeßlich sind und dem Museum eine Beliebtheit sicherten, die auch über schwere Zeiten hinweg bis heute lebendig geblieben ist.

Daß sich Karl Steinacker über seine zahlreichen Pflichten und selbstgestellten Aufgaben hinaus dem Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz stets verbunden gefühlt hat, bezeugen nicht zuletzt die Beiträge, die er der „Braunschweigischen Heimat“ zur Veröffentlichung anvertraut hat, wohl weil er mit ihnen in erster Linie deren Leser ansprechen wollte. Da sein Schriftenverzeichnis, das 1943 in dem vom Braunschweigischen Landesverein mit herausgegebenen Jahrbuch, gewiß nicht jedermann zugänglich ist und um die weitgespannten Interessen des Verfassers aufzuzeigen, seien die in der „Braunschweigischen Heimat“ gedruckten Aufsätze hier noch einmal aufgeführt: 1924 erschien der Beitrag „Schützenfest und fahrendes Volk“, S. 104, 1925 der Hinweis „Erratischer Riesenblock bei Klein-Biewende“. S. 104, 1928 beschrieb Steinacker „Das Bortfelder Bauernhaus im Vaterländischen Museum zu Braunschweig“, S. 160, 1931 folgte ein Bericht über den „Grotenhof in Greene“, S. 89, 1933 erschien der Aufsatz „Vom Galgen, Pranger und Nachrichter Braunschweigs im 18. Jahrhundert“, S. 51, und 1934 der wichtige Überblick „Die Baukunst im braunschweigischen Kulturkreise“, S. 9.

Am 1. Oktober 1935, noch ehe die von ihm immer wieder geforderte Verstaatlichung des Vaterländischen Museums erfolgt ist, wurde Karl Steinacker auf eigenen Antrag in den Ruhestand versetzt, da sein Gesundheitszustand es ihm nicht erlaubte, das inzwischen in die Rolle eines Landesmuseums hineingewachsene, aber von den äußeren Umständen wenig begünstigte Institut auch weiterhin zu leiten. Aber er fühlte sich ihm in selbstloser Fürsorge auch ferner verbunden, so daß er ihm testamentarisch seinen wertvollen Nachlaß und sein Wohngrundstück in der Wolfenbütteler Straße vermachte.

An seinem 70. Geburtstag wurde der zurückgezogen lebende Gelehrte, der in den Jahren des Ruhestandes noch einige wesentliche Veröffentlichungen vorgelegt hatte — darunter das von gründlicher Quellenkenntnis gespeiste Werk, „Über Abklang der Aufklärung und Widerhall der Romantik in Braunschweig“ —, durch die Verleihung der Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft gebührend geehrt. Am 31. Januar 1944 ist er gestorben, ohne die Zerstörung der von ihm so kenntnisreich und liebevoll beschriebenen Bauwerke in Stadt und Land Braunschweig erleben zu müssen. Durch die Benennung einer Straße hat seine Heimatstadt dankenswerter Weise dazu beigetragen, den Namen Karl Steinackers der Nachwelt ins Gedächtnis zu rufen. Im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum hat er selbst ein materielles und geistiges Erbe hinterlassen, das zu erhalten nicht nur seinen Nachfolgern eine mahnende Verpflichtung sein sollte.

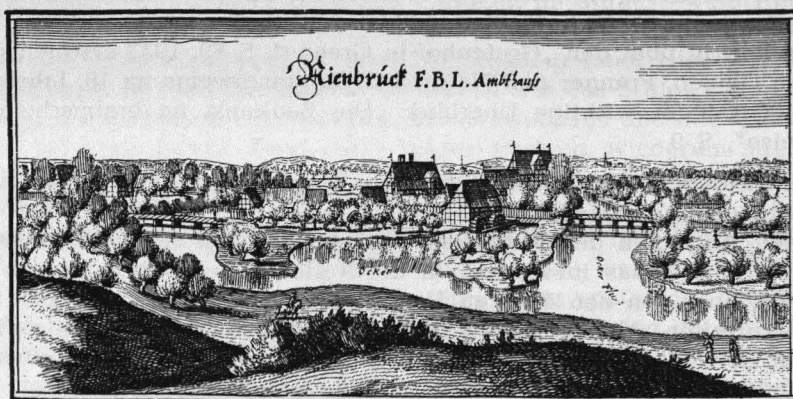
*Rolf Hagen*

# Verborgene historische Stätten

## Castrum Bruckhe — Schloß Neubrück

von H. A. Schultz

Unterhalb der Schuntermündung lag hart am rechten Okerufer das Schloß Neubrück. Über seine Erbauungszeit gibt keine Urkunde nähere Auskunft. Ohne Zweifel wird es aber am Ende des 12. Jahrhunderts, wahrscheinlich jedoch im 13. Jahrhundert auf einer Insel im Okerbett an einem sehr alten Übergang und an einer älteren Süd-Nordstraße von Braunschweig in das Lüneburger Gebiet erbaut sein. Heute erscheint dies nahezu unglaublich, da der Ort Neubrück ziemlich entfernt von der Bundesstraße 214, von der Bahnlinie Braunschweig-Celle, vom Mittellandkanal und von der Autobahn Berlin — Braunschweig — Hannover u. w. liegt. Die heutigen Verhältnisse müssen jedoch unbeachtet bleiben. Betrachtet man die mittelalterlichen Straßenverhältnisse und zieht hierzu die damals wichtige Flußschiffahrt hinzu, so wird klar, warum gerade an dieser Furtstelle des Okerlaufes, zumal an der Grenze Braunschweig-Lüneburg, heute noch erkennbar durch die Grenze zwischen den Landkreisen Braunschweig und Gifhorn diese Wehranlage erbaut wurde. Von hier aus konnte am besten der Verkehr zu Lande und zu Wasser überwacht werden.



Merian, 1654.

Noch heute hört und liest man, daß „der Ort Neubrück um ein festes Schloß . . . entstanden sei“. Dies trifft nicht zu. Das Gebiet Neubrück ist uraltes Siedlungsland. Den Menschen können wir bereits in der Vorgeschichte hier nachweisen. Noch heute finden sich in den Spargelbeeten Mikrolithen, d. h. feine Feuersteinwerkzeuge, wie Klingen, Schaber, Kratzer u. a., die Zeugnis von der Besiedlung in der Steinzeit ablegen. Aus der Bronze- und Eisenzeit sind Urnengräber aufgedeckt worden, die für eine durchgehende Besiedlung sprechen. Bekannt ist fernerhin, daß in unmittelbarer Nähe von Neubrück zwei alte Dörfer gelegen haben: Tide (Tihidhusun, 780—802 [?], Urk.-Buch Fulda I, 493; Tithe, 1219—1225) und Volkmarsdorf, die beide 1576 schon als wüst bezeichnet werden. Zweifellos sind sie älter als Neubrück. Tide gehört zu der ältesten Ortsnamenschicht auf -ithi. Der Ort lag auf dem linken Okerufer. Die Stelle wird heute noch

gekennzeichnet durch den Flurnamen „Die Graßhöfe“. Von 1847 erwähnt C. Venturini (D. Herzogt. Braunschweig, S. 192) daß er noch Ruinen einzelner Wohnhäuser gesehen habe. Volkmarsdorf fand sich zwischen Diddlese und Neubrück, dort, wo die Flurnamen „Schlottkamp“ und „Masch“ genannt werden.

Neubrück ist uns seit 1321 mehrfach urkundlich überliefert: 1321 als „castrum Bruckhe“; 1340 als „dat hus to der Brugghe“; 1378 als „to der (by de) Nygenbrugge“; im 14. Jahrh. als „to der Brucge“; 1418 „to der Nyenbrugge“; 1539 als „Newenbrucken“; 1576 als „Newenbrück“ (s. Kleinau, H. Geschichtl. Ortsverzeichnis d. Landes Br. 1967, S. 419).

Die früheste Darstellung des Schlosses Neubrück finden wir bei Matthäus Merian, s. Erbē, Topographia und Eigentliche Beschreibung der Vornembsten Stäte, Schlösser ... Franckfurt, 1654, und eine früheste Grundrißzeichnung in dem Feldriß von Carl Christoph Fleischer von 1758 (Nds. Staatsarchiv Wolf.). Danach lag, wie erwähnt, das Schloß auf einer Insel. Zwei Brücken führten über die Gräben in den unregelmäßig eckigen Burghof hinein. Die Häuser bestanden aus Fachwerk (Holz mit Lehmausfüllungen) und wiesen sicherlich in dem sumpfigen Untergrunde ein schweres steinernes Fundament auf. Noch heute erkennt man Reste dieser Steinsetzungen bei niedrigem Wasserstand der Oker. Man weiß weiterhin, daß 1709 26 Fuder Steine von diesem in Verfall geratenen Schloßgelände nach Groß Schwülper zum Bau der dortigen Kirche abgefahren worden sind. In einer Beschreibung von 1802 (Hassel, G. u. Bege, K. — Geogr.-statist. Beschreibung d. Fürstent. Wolfenbüttel u. Blankenburg, 1802, S. 466) heißt es, daß das Amtshaus (das frühere Haupthaus des Schlosses) ein unansehnliches, hölzernes Gebäude gewesen sei, das pachtweise bewohnt wurde von dem Krämer und von dem Einnehmer des dasigen Zolles. An Gebäuden standen weiterhin dort: ein Brauhaus, ein alter Turm, und verschiedene Wirtschaftsgebäude wie Pferde-, Kuh-, Schaf-, Rinder- und Schweinestall, Scheune, Wagenschauer und Molkenhaus. Vielleicht besaß das Schloß auch eine Kapelle, die sonst nirgends erwähnt wird, mit Ausnahme allerdings in dem Flurnamen „Kapellenwiese“.



Die Geschichte des Schlosses ist aber nicht allein aus der wirtschaftlichen Sicht der Stadt Braunschweig interessant, sondern sie ist in Hinblick auf die wechselvollen Geschehnisse an der Grenze Braunschweig—Lüneburg in Zusammenhang mit der Pfandgebietspolitik des Rates der Stadt Braunschweig landesgeschichtlich wichtig.



1320 erschien es erforderlich, bei den ständig aufkommenden Fehden zwischen den Bischöfen und den Herzögen und Adligen auch am Übergang über die Oker einen befestigten Platz anzulegen. Eine auf einem Werder gelegene Insel, die den Herren von Meinersen gehörte, bot sich hierzu an. Burchard Edler von Meinersen gab kund, daß nun die Insel mit der darauf erstandenen Burg Eigentum der Braunschweiger Herzöge geworden sei. Dies währte bis 1340. Dann wurde sie aber bereits an Konrad und Otto von Mahrenholtz verpfändet. 1375 versuchte Herzog Otto vergeblich, das Schloß den Pfandbesitzern zu entreißen. 1411 liehen sich Herzog Bernhard und sein Sohn Otto vom Rat der Stadt Braunschweig 400 Mark Silbers. Falls sie die 400 Mark nicht binnen Jahresfrist zurückzahlen könnten, sollte das Schloß Neubrück an die Stadt Braunschweig übergehen. Da eine vollständige Rückzahlung nicht erfolgte, bekam Braunschweig dieses Schloß. 81 Jahre verblieb es bei der Stadt, da diese den Wert einer solchen Sicherung für ihre Okerschiffahrt erkannte. Sie baute die Anlage weiter aus und erweiterte sie. So erwarb sie am 14. Februar 1415 von den Gebrüdern Mahrenholtz das Burglehen samt Immenhof und Weingarten für 118 Rheinische Gulden. Bei dieser Kaufübergabe entstand Streit. Die Ritter von Mahrenholtz zogen gen Neubrück und wurden abgeschlagen. Heinrich von Mahrenholtz fiel, sein Bruder Cord wurde gefangen genommen und im Rathaus des Weichbildes Hagen festgehalten. Erst als er 1416 unter Eid bekräftigt hatte, daß er den Vertrag anerkennen wolle, wurde er freigesetzt. Die Familie von Mahrenholtz mußte noch einen Hof und den Zehnten zu Rolfsbüttel dem Rat der Stadt Braunschweig übereignen.

In der Folgezeit wurde Neubrück von einem Vogt verwaltet. Die Wirtschaft bestand damals aus 6 Pferden, 80 Kühen, über 100 Schweinen und 240 Schafen. Da die Einnahmen für die Stadt zunächst recht gut eingingen, legte sie großen Wert auf die Instandhaltung der Baulichkeiten. So gab sie 1413 295 Mark an reinen Baukosten aus und weiterhin 1010 Mark für die nächsten sieben Jahre. 1416 besäte man in Neubrück schon 210 Morgen mit Wintersaat, 20 Morgen mit Sommerroggen und 24 Morgen mit Hafer. 21 Bedienstete waren hier tätig: 1 Vogt, 1 Koch, 1 Schließer, 1 Großmüller, 1 Kleinmüller, 2 Wagenknechte, 2 Pflugknechte, 2 Pflugjungen, 1 Haushälterin, 1 Kuhhirt, 1 Schweinehirt, 1 Schweinemeister, 1 Hausmann, 1 Pförtner, 2 Schäfer, 1 Knecht und 1 Halbjunge. Im Kriegsfall waren alle zur Verteidigung eingesetzt. Die Stadt Braunschweig schickte weitere Schützen. 1417 bestand z. B. nach H. Porner (Gedenkbuch 1417—1427 in „Chroniken d. nds. Städte“, Bd. 1) das ständige Kriegsgerät aus: 4 Armbrüste, 2 Spannrümen, 2 Haken, 3 Schock Pfeile, 1 Wippe, 2 kleine Lotbüchsen, 2 Ladestöcke aus Eisen, 70 Lot und 10 Pfund Pulver. Dienstleistungen mußten in Neubrück verrichtet werden von Diddlese, von Mödesse, von Katensen, von Elze, von Wipshausen, von Lauersbüttel (Wüstung b. Walle), von Adenbüttel, von Rethen, von Rietze, von Groß und Klein Schwülper, von Warxbüttel und von Rolfsbüttel.

Die Einnahmen für die Stadt Braunschweig waren aber sehr wechselvoll. Es muß ferner bedacht werden, daß die Stadt seit 1331 eine ganze Reihe weiterer Burgen im Pfandbesitz hatte wie z. B. Vechelde, Thune, Gifhorn, Campen, Ampelen, Hessen, Hornburg, Asseburg u. a. Selbstverständlich verschlang diese „Außen“-Politik der Stadt Braunschweig sehr viel Geld. Dieser Aufwand konnte nicht lange getragen werden. 1444 mußte ein Vertrag zwischen Braunschweig einerseits und Lüneburg-Magdeburg andererseits geschlossen werden. Dieser brachte betreffend Schifffahrt auf der Oker starke Einbußen für die Stadt-Braun-

Bei Niedrigwasser 1955  
waren in der Uferbö-  
schung noch Mauerreste  
vom ehemaligen Burg-  
fundament zu erkennen.  
(Foto Dr. Schultz)



schweiger. Die Bürger sollten nur noch die Wasserstrecke von Braunschweig bis Neubrück benutzen. Abwärts wurde dieser Verkehr und damit der Handel untersagt. Mit dem Jahre 1492 erlischt die Kornschiffahrt z. B. auf der Oker ganz. Natürlich war dies das Ende der Herrschaft der Stadt Braunschweig über Neubrück. In der großen Stiftsfehde ist im gleichen Jahre der Ort nahezu wüst geworden, als die Burg von den Herzoglichen bestürmt und erobert wurde. Im Friedensvertrag vom 4. 6. 1494 muß die Stadt Verzicht leisten. Es folgte eine schwere Zeit, in der Neubrück sehr litt, 1576 wurde es schon als „wüst“ bezeichnet. Auch folgten neue Verpfändungen, z. B. der Äcker an Lippold von Bredow.

Das Gericht Neubrück wird zum ersten Male 1557 erwähnt. 1576 nimmt Herzog Julius das „Haus Neubrück“ wieder in seinen Besitz. Er begründet dort ein herzogliches Amt mit den Dörfern Wenden, Thune, ab 1706 auch mit Bevenrode, Bienrode und Waggum. 1796 wird es mit dem Amte Campen vereinigt. Sein Sohn Herzog Heinrich Julius gab das Gericht 1600 auf 21 Jahre an Asche von Mahrenholtz als Pfandlehn. 1653 war das Amt auf 6 Jahre an Hans Christoph Graf von Königsmarck verpfändet. Es blieb bis 1807 bestehen. Noch vorher, 1796, überließ man den Einwohnern pachtweise die Domänenländereien. Sie konnten diese nach Auflösung der Domäne 1846 käuflich erwerben.

Sehr wenig ist von der Wassermühle — 1802 ist sie „Privat-Erbenzins-Mahlmühle“ genannt — und von der im 19. Jahrhundert hier arbeitenden Windmühle überliefert.

Heute sieht man die starke hölzerne Brücke über die Oker, eine Nachfolgerin der ehemaligen Schloßbrücke. Man erkennt noch an dem Grundriß des Gehöftes an der Oker und an den aufgeschütteten Wiesen etwa den Grundriß des Schlosses. Bei Niedrigwasser sieht man alte Pfahlreihen nördlich der Brücke, die auf die ehemaligen Übergänge hinweisen.

Eine alte seit 1413 für die Stadt Braunschweig bedeutungsvolle Schloß- und Siedlungsanlage, die in der Pfandgebietspolitikzeit eine Rolle gespielt hat, ist verschwunden. Sie war ein Glied in der Wirtschafts- und Verkehrsgeschichte unserer Stadt. Heute ist dieses Gebiet nicht mehr umkämpft, heute freuen sich die Menschen an der Schönheit der Landschaft, die seit 1947 als „Landschaftsschutzgebiet Okerniederung“ besonders gern aufgesucht wird.

## Der „Busch“ als Flurname

von Werner Freist

Oft begegnen wir in den alten Flurkarten der Bezeichnung „Busch“. In seiner Bedeutung als Strauch heute noch allgemein gebräuchlich, erscheint sein Flurname zunächst leicht verständlich, als ein kleines Gehölz aus Buschwerk. Erst bei eingehender Untersuchung stellen sich eine Reihe von Zweifel ein über den Inhalt seines Begriffes, wobei die Zeit, die Lage und die rechtlichen Verhältnisse nicht übersehen werden dürfen. Auch hat sich die Bedeutung des Wortes Busch im Laufe der Jahrhunderte erheblich gewandelt, denn das altsächsische „busc“ bedeutet soviel wie Wald<sup>1)</sup>.

Es sei deshalb kurz auf einige unterschiedliche Auslegungen hingewiesen.

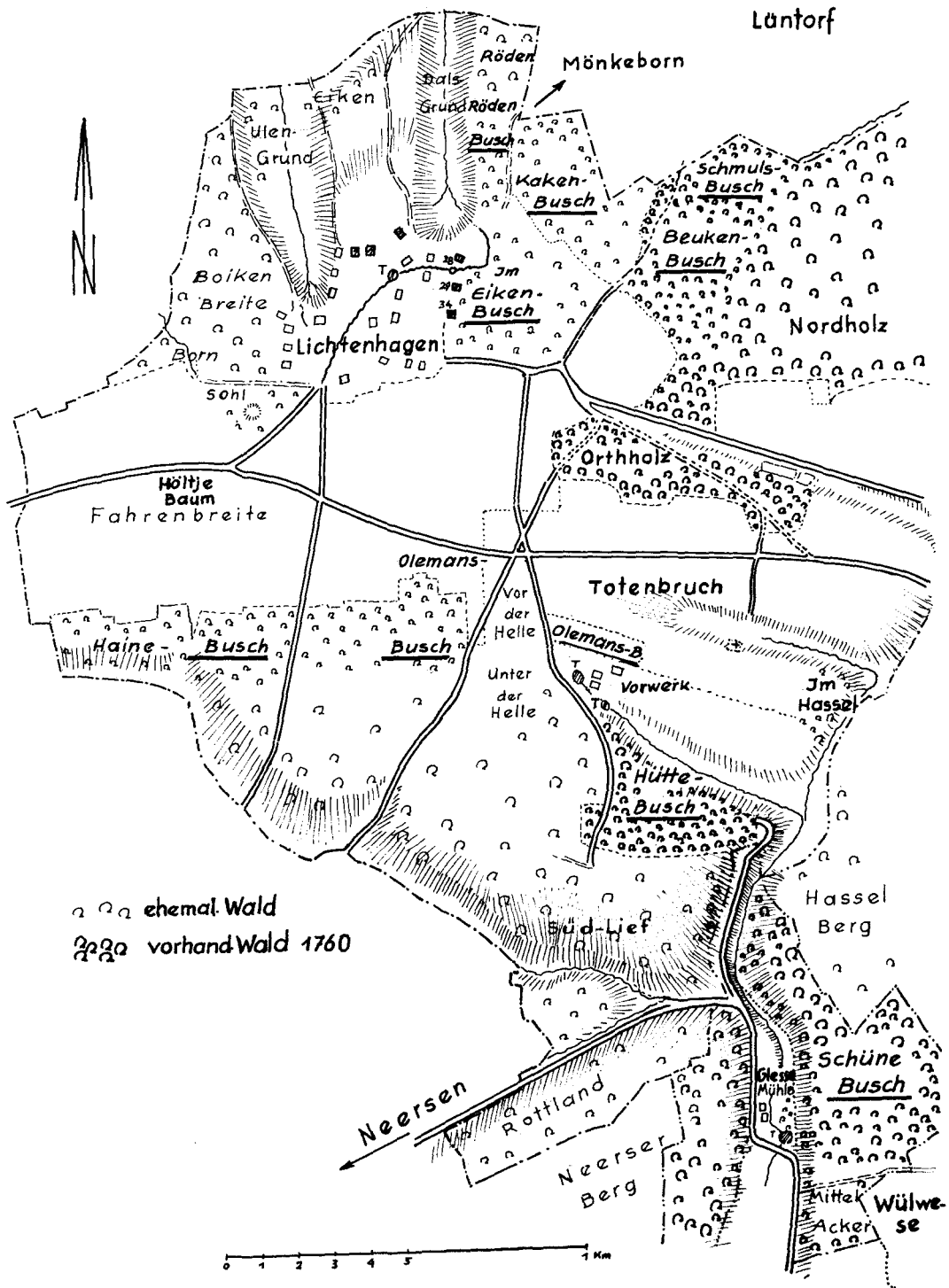
1. Der Busch als kleines Gehölz, rings von der Feldmark umgeben, wobei unklar ist, ob die geringe Flächenausdehnung oder der niedrige Buschcharakter gemeint ist. Heute dürfte das letztere wohl kaum noch zutreffen.
2. Auf eine ungenutzte Ackerflur, die sich durch Anflug mit Buschwerk überzog. „Wenn der Busch so dick und stark herangewachsen, daß zwei Ochsen mit dem Pflug das Gestrüpp nicht mehr niederzudrücken vermochten,“ sollte der Wald der Almende gehören<sup>2)</sup>. Ein Vorgang, der später im 16. Jahrhundert den Fürsten das Anrecht auf den Wald als Eigentum ermöglichte.
3. Der Busch als Niederwald bäuerlicher Nutzung. Ihm gelten die folgenden Ausführungen.

Die umfassenden Rodungen haben vor allem auf den ackerbaulich wertvollen Böden des Harzvorlandes den ursprünglichen Wald schon früh zurückgedrängt. Dafür bieten die ehemals geschlossenen Waldbestände des Weserberglandes Möglichkeiten, die unter Einbeziehung der Flur- und Forstnamen des 16. Jahrhunderts Rückschlüsse auf noch frühere Zeit zulassen.

Die Untersuchung beschränkt sich zwar auf einen sehr engen Raum, auf die Flur der Gemeinde Lichtenhagens im ehemaligen Amtsbereich Ottenstein, Kreis Holzminden (Meßtischblatt : 4022). Zu ihrer Feldmark gehört die wahrscheinlich im 13. Jahrhundert angelegte Hagensiedlung, desgleichen die Wüstung Totenbruch (1393 Thodenbrock) und eine Restflur der um 1520 entstandenen Ortschaft Mönkeborn. Der Dorfplatz lag zwar jenseits der Landesgrenze, doch siedelten seine Bewohner um 1570 nach Lichtenhagen um.

Der ursprünglichen Bedeutung von Busch als Wald begegnen wir „Im Eickenbusch“. Noch heute bezeichnet so die Bevölkerung die Lage der Höfe 28, 29 und 34, die mit großer Wahrscheinlichkeit der alten Hagensiedlung angehören. Wie es zur Begriffsbildung Busch als einer besonderen Gehölzform kam, zeigt die Entwicklung des Bauernwaldes. Über den Muschelkalkschild der Ottensteiner Hochfläche verlief ein Höhenweg, der die Orte Lügde mit Hehlen verbandt. An ihm finden sich bereits im 5. Jahrhundert n. Chr. an Hand von Scherben Siedlungsspuren. Hier lag später das Dorf Thodenbrock.

An dem rings umgebenden Wald hatte der Siedler entsprechend der Größe seiner Rodung Anteil. Wie auch die jüngere Flur von Lichtenhagen erkennen läßt, wurde der Abtrieb ausschließlich zu Ackerland. Wiesen und Weiden fehlten. Die Anforderungen, welche die Bauern an den Wald stellten, waren so vielseitig, daß sie ihn schon früh in eine planvolle Nutzung einbezogen. Für Bauholz, Hude und Mast wurde ein lichter Mittelwald aus Eichen und Buchen benötigt. Demgegenüber waren die Anforderungen an Holz im täglichen, bäuer-



lichen Bedarf sehr unterschiedlich. Sei es Löffel oder Molle, Axtstiel oder Wagenfelge, fast alle Geräte und Werkzeuge in Haus und Hof waren aus Holz gefertigt. Seine weichen, harten, dichten, zähen und elastischen Eigenschaften führten zur Nutzung der verschiedensten Baumarten, den Weichhölzern. In einer natürlichen, dem Standort entsprechenden, Waldgesellschaft finden wir hier Hasel, Hainbuche und Linde, auf feuchteren Böden Esche, Weide, Aspe und Erle.

So entstand ein Niederwald, der durch Aushieb und Ausschneiden in Reiser und Stockholz bewußt niedrig gehalten zum „Ausbuschen“ gezwungen wurde, zu einem Waldtyp, den Busch<sup>3)</sup>. Da, wie schon erwähnt, kaum eine Wiese vorhanden war, mußte für den Winter vorgesorgt werden. Es wurden die Blätter von den Zweigen gestreift und zu Laubheu und Streu verwandt, zumal das Stroh knapp und kurz war, auch zum Decken der Dächer benötigt wurde. Die Reiser wiederum waren ein sehr begehrtes Heizmaterial, das als Wasenholz ein schnelles und scharfes Feuer gab, wichtig für die kalten Winter auf der windigen Höhe. Die starke Inanspruchnahme des artenreichen Niederwaldes erforderte die Nähe des Dorfes, wobei alle, selbst die Kinder, mithelfen konnten.

Der Busch wird damit zu einem „zusammenstehenden Gesträuch, welches ein Gehölz oder Vorholz (Niederwald) in Gegensatz zu den großen und tiefen Wald bildet“<sup>1)</sup>. Zwischen ihm und der Feldmark ergeben die mit Busch bezeichneten Flurnamen einen Ring, der im Osten unmittelbar am Ort beginnt und nach Süden zu in einem weiten Bogen die Äcker umschließt.

Als der *Eickenbusch* zur Anlage der Hagensiedlung und der Gartenkämpfe im Osten gerodet war, wurde das anschließende Waldstück zum Niederwald, zum *Kakenbusch*. Bei Gründung der kleinen Ortschaft Mönkeborn, die zwischen Lichtenhagen und Lüntorf um 1520 entstand, wurde das Holz den Neusiedlern überlassen. Sie rodeten das Land als Hegerbreite. Nun wurden die benachbarten Bestände zum Niederwald, so im Norden der *Röde(n)busch* und nach Osten zu der *Schmulsbusch*. Ihm schloß sich im Süden der *Beukenbusch* an. Von dem an der Lichtenhagener Kernflur, der Fahrenbreite, gelegenen *Olemansbusch* zog sich der Niederwald bis zum *Hainebusch* hin, bis zur Landesgrenze nach Neersen.

Trifft die Annahme zu, daß wir hier im Lichtenhagener Bereich unter Busch den bewußt niedrig gehaltenen Bauernwald zu verstehen haben, wird auch das Gehölz der *Hüttebuschs* der Wüstung Totenbruch oder dem gleichnamigen Vorwerk zuzurechnen sein. Hier findet sich erneut die Bezeichnung *Olemansbusch*.

Als 1866 die Gemeinde Lichtenhagen als Ablösung der bisherigen Anrechte an den Wald eine Genossenschaftsforst im Glessetal erhielt, befand sich unter den Anteilen ein Forstort mit der Bezeichnung *Schüne- oder Scheunebusch*. Das benachbarte Waldstück trägt den Namen „Der Mittelacker“. Er gehörte zur ehemaligen Flur der Wüstung Wülwese und weist auch hier auf den früheren Bauernwald im *Schünebusch* hin.

In diesen 10 Angaben über die Bezeichnung Busch wird aus der Lage am Waldrand wie zu dem Dorfe Lichtenhagen und den Wüstungen von Totenbruch und Wülwese deutlich, daß es sich in unserm Bereich nur um den bäuerlichen Niederwald als einen eigenen Typ handeln kann. So wird die große Unterschiedlichkeit in der Nutzung schon früh zu einer Trennung des Nieder- vom Mittelwald geführt haben. Sie lag auch durchaus im Sinne des Amtes, das die Interessen des Landesherrn vertrat. Als die Hoheitsrechte an der Ottensteiner flochfläche 1408 von den Eversteiner Grafen an die Welfen und um 1520 an die Herzöge der Wolfenbütteler Linie gekommen waren, begannen schon bald die

Reformen, die sich auf die Kulturen des Hochwaldes erstreckten. Doch wird die Absonderung des bäuerlich genutzten Niederwaldes aufgrund der Flurnamen mit Busch schon 1520 erfolgt sein. Nirgends finden wir in den geschlossenen Waldungen um 1760 die Bezeichnung Busch, sie betrifft nur die Ränder.

Somit ist es unwahrscheinlich, daß mit diesem Flurnamen der Übergang von der Pflanzung oder dem Anflug zum Hochwald gekennzeichnet sein soll, da dieser sich allmählich vollziehende Vorgang keinen Anlaß zu einer Forstortbenennung ergibt. Wieweit diese im Bereich der Ottensteiner Hochfläche gemachte Feststellung auch allgemeine Gültigkeit hat, müßte in der Siedlungsforschung von Fall zu Fall untersucht werden.

<sup>1)</sup> Nolte, Werner: Die Flurnamen der Alten Ämter Uslar, Lauenförde und Ninover. Göttingen. 1963, S. 298. — <sup>2)</sup> Abel, Wilhelm: Die Wüstungen des ausgehenden Mittelalters. 1955, Stuttgart, Gustav Fischer-Verlag. S. 57. — <sup>3)</sup> Schubart, Winfried: Die Entwicklung des Laubwaldes als Wirtschaftswald zwischen Elbe, Saale und Weser, Mitteilungen aus der Nieders. Landesforstverwaltung. „Aus dem Walde“ 1966, Heft 14. In diesem Buch ist die hier nur kurz angedeutete Entwicklung des Bauernwaldes eingehend behandelt.

Zur Legende der Karte. Ihr liegt der Feldriß von 1760 zu Grunde. Die meist älteren Flurnamen entstammen den Erbregistern, Flurbegehungen und anderen Unterlagen des Nieders. Staats-Archivs Wolfenbüttel. Die im Glessetal gelegenen Gemeindeforsten Lichtenhagens sind ein Nachtrag von 1866.

## *Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen*

von Werner Flehsig

(Fortsetzung)

### 5 b) Namen von musikalischen Dienstleistungen

Obwohl die Dienste von Musikern schon im Mittelalter bei Familienfesten wie bei öffentlichen Lustbarkeiten von allen Ständen in Anspruch genommen wurden, sind doch Familiennamen, die sich auf die Musikausübung beziehen, unverhältnismäßig selten. Die alte deutsche Sammelbezeichnung *Spielmann* für Instrumentisten aller Arten begegnet uns im Braunschweiger Adreßbuch von 1937 nur ein einziges Mal als Name, die entsprechende niederdeutsche Form *Speelmann* überhaupt nicht, von dem erst im 16. Jahrhundert eingebürgerten Lehnwort *Musikant* ganz zu schweigen.

Volkstümlicher als *Speelmann* scheint hierzulande seit alters *Piper* als Sammelbezeichnung für den Instrumentisten schlechthin gewesen zu sein, obwohl das Wort eigentlich nur den Holzbläser zum Unterschied vom Blechbläser, Saiteninstrumentspieler und Schlagzeuger meinte. Als „Stadt Pfeifer“ bezeichnete man aber in nachmittelalterlicher Zeit jahrhundertlang alle privilegierten und gildeartig zusammengeschlossenen Musiker außerhalb des Kirchendienstes, ganz gleich, welche Instrumente sie beherrschten. Der Familienname *Pi(e)per* oder *Pfeif(er)* muß also durchaus nicht auf einen Ahnherrn zurückgehen, der Flöte, Schalmey, Dudelsack oder Pommer (Fagott) blies. Der Ahnherr braucht noch nicht einmal ein Berufsmusiker gewesen zu sein, denn das Spiel auf einer selbstgefertigten Blockflöte, plattdeutsch *Plockfloitje*, gehörte bis in die Neuzeit hinein zu den beliebtesten Freizeitbeschäftigungen der Dorfkinder. Manch einer, der es darin zu besonderer Fertigkeit gebracht hatte, mag während des späten Mittelalters deswegen den Beinamen *Piper* erhalten und auf seine Nachkommen vererbt haben, ohne daß er jemals die Musik als Beruf ausgeübt hatte. Unter

den Leuten namens *Piper* bzw. *Pfeifer*, die 1585 durch die Calenbergische Musterungsrolle<sup>1)</sup> in 29 Orten des Leine- und Weserberglandes nachgewiesen wurden, befanden sich 3 Ackerleute bzw. Vollmeier, 5 Halbspänner, 12 Köter, 2 Häuslinge und 1 Schäfer, aber keiner, der ausdrücklich als Musiker bezeichnet wurde. Dasselbe gilt von dem *Herman Piper* in Denkte, der schon 1355 aufgeführt wurde<sup>2)</sup>. Die weitere Verbreitung der Blockflöte als Musikinstrument für Laien gegenüber den Streich- und Blechblasinstrumenten ist wohl die Ursache dafür, daß *Pi(e)per/Pfeif(t)er* unter unseren Familiennamen viel zahlreicher ist als *Fiedler* und *Trümper*. 1938 kam er nach Ausweis des Adreßbuches der braunschweigischen Landgemeinden in 25 bzw. 9 Orten vor<sup>3)</sup> und war ein Jahr früher im Adreßbuch der Stadt Braunschweig durch 63 bzw. 47 Namensträger vertreten.

Streichinstrumente waren im Mittelalter wohl noch nicht in dem Maße Laien zugänglich wie in der neueren Zeit, weil ihre Beschaffung und Beherrschung schwieriger war als etwa die der Blockflöten. Deshalb darf man annehmen, daß die ersten Träger der Namen *Fiedler* und *Geiger* zumeist oder gar ausnahmslos Berufsmusiker waren. Darauf deutet auch die wesentlich geringe Zahl der Träger dieser Namen gegenüber den Leuten namens *Pi(e)per* und *Pfeif(t)er* hin. Das Braunschweiger Adreßbuch verzeichnet 1937 nicht mehr als 30 *Fiedler* und 9 *Geiger*. Auf dem Lande findet sich *Fiedler* ein Jahr später sogar nur in 6 braunschweigischen Orten, *Geiger* überhaupt nicht.

Auch die Calenbergische Musterungsrolle von 1585 bietet weder die hochdeutsche Namensform *Geiger* noch seine niederdeutsche Vorstufe *Gi(e)ger*, wohl aber einen *Fiedeler* in Uschlag bei Münden und niederdeutsche *Vedeler* in Grindau und Hannover. Die typisch ostfälische Mundartform *Feddelär* mit dem kurzen Stammsilbenvokal begegnet uns in der Stadt Braunschweig zuerst 1551 mit dem Namen *Hans Feddeler*<sup>4)</sup>.

Noch früher bezeugt ist in Braunschweig die alte niederdeutsche Bezeichnung für den Blechbläser durch den Namen *Hans Trümper* (umlautlos *Trumper* geschrieben) im Jahre 1496<sup>5)</sup>. Die Fortentwicklung des Instrumentennamens von *Trumpe* zu der heute gültigen Form *Trompete* vollzog sich erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts unter dem Einfluß der romanischen Sprachen, die zur Bezeichnung der hohen Trompete die Verkleinerungssilbe -etta bzw. -ette an den Wortstamm *Tromp-* anhängten, während sie denselben Stamm mit der Vergrößerungssilbe -one dazu benutzten, um die Posaune als *Trombone* von ihrem höheren Schwesterinstrument eindeutig zu unterscheiden<sup>6)</sup>. Weil sich die Form *Trompete* hierzulande erst einbürgerte, als die Bildung der Familiennamen schon zum Abschluß gelangt war, finden wir im Braunschweiger Adreßbuch von 1937 auch keinen Träger des Namens *Trompeter*, wohl aber noch 6 *Trümper*. Dieser Name war 1938 auch in 3 Orten des Kr. Helmstedt (Beierstedt, Gevensleben und Grasleben) vertreten sowie in Timmerlah, Kr. Braunschweig, und Kreiensen, Kr. Gandersheim. Die Calenbergische Musterungsrolle wies 1585 den Namen *Trümper* für 6 Orte des Fürstentums Göttingen nach, und zwar für Göttingen, Nikolausberg, Reinhausen, Niedernjesa, Dransfeld und Schönhagen. Unter den Namensträgern befand sich je ein Köter, Hirt, Tagelöhner und Schuster.

Sogar die Schlagzeuger fehlen nicht unter unseren Familiennamen. Wir suchen zwar im Braunschweiger Adreßbuch von 1937 vergeblich nach Namen wie *Pauker* und *Trommler* oder *Trummler*, entdecken dafür aber 5 *Büniger* und einen *Büngener*, deren Name abgeleitet ist von der *Bunge*, der im Mittelalter gebräuchlichen altniederdeutschen Bezeichnung sowohl für die *Trommel* wie für



die Pauke<sup>7)</sup>). Nach Ausweis der Calenbergischen Musterungsrolle gab es 1585 einen Ackermann *Bunger* in Wahnbeck, einen Halbspänner *Bungener* in Dinkelshausen und einen Wildenhirten *Bunger* in Schönhagen. 1938 wiesen je 4 braunschweigische Landgemeinden Einwohner namens *Büngener* und namens *Bünger* auf. Die erste Form war nur im Kr. Holzminden zuhause, und zwar in Breitenkamp, Grünenplan, Heinade und Rühle, die zweite in Ahlshausen und Kreiensen, Kr. Gandersheim, sowie in Sölingen, Kr. Helmstedt, und Hessen, Kr. Wolfenbüttel.

Namen nach anderen Musikinstrumenten fehlen gänzlich, ein Zeichen dafür, daß Berufe wie die des Organisten, Lautenisten und Harfenisten im späten Mittelalter noch viel zu selten waren, um in die Vorstellungswelt der breiten Massen des Volkes eindringen zu können.

### 5 c) Namen von Gesundheitsdiensten

Man sollte meinen, Berufsbezeichnungen aus dem Bereich des Gesundheitsdienstes müßten wegen dessen großen Bedeutung für Leib und Leben aller Menschen einen besonderen breiten Raum unter unseren heutigen Familiennamen einnehmen, aber weit gefehlt! Es nimmt zwar nicht wunder, daß Namen wie Chirurg(us), Doktor, Medicus und Physikus in den heimischen Adreßbüchern und den älteren ostfälischen Quellen zur Namenkunde gänzlich fehlen, weil diese Fremdwörter aus der Gelehrtensprache, obwohl schon im frühen 16. Jahrhundert bekannt, doch zu fremdartig klangen, um damals bereits eine gewisse Volkstümlichkeit erlangt zu haben. Erstaunlich ist aber, daß selbst das viel früher eingedeutschte Wort *Arzt*, als Familienname im Braunschweiger Adreßbuch von 1937 nur einmal verzeichnet ist und daneben ebenfalls einmal *Arste* als Relikt der mittelniederdeutschen Form *Arste* für „Arzt“, die 1411 in dem Wort *arstlon* (= Arztlohn) und 1416 in *arsyn* (= Ärztin) erscheint<sup>8)</sup>.

Etwas mehr Widerhall in den Familiennamen als die studierten Ärzte haben die unstudierten Heilpraktiker des späten Mittelalters hinterlassen, die als Pächter von Badestuben nicht nur Bäder verabreichten, sondern auch kleine chirurgische Eingriffe vornahmen, zur Ader ließen und Zähne zogen, was ihnen später von den Barbieren streitig gemacht wurde. Nach dem *Stoven*, dem niederdeutschen Wort für die Badestube, nannte man ihre Inhaber hierzulande meist *Stöver*. In Braunschweig erscheint dieses Wort als Familienname zuerst 1427 mit *Henningh Stöver*, ohne Umlautsbezeichnung mit o geschrieben<sup>9)</sup>. Das Braunschweiger Adreßbuch von 1937 bietet 22 Träger dieses Namens, die sich nun freilich teils *Stöber* oder *Stoeber*, teils *Stöfer*, teils *Stoever* oder *Stoewer* schreiben. Daneben finden sich außerdem noch 14 Vertreter der verhochdeutschen Form *Stüwer*. Das Adreßbuch der braunschweigischen Landgemeinden verzeichnet ein Jahr später *Stöber* in 5, *Stöfer* in 1, *Stöver* in 2 und *Stüber* in 1 Orte. Die bedeutungsgleiche Berufsbezeichnung *Bader*, die in Braunschweig schon 1333 erscheint<sup>10)</sup> und sich seit dem Erlaß der Braunschweiger Ordnung für diese Berufsgruppe 1580 amtlich durchsetzt, läßt sich hier als Familienname während des Mittelalters wohl nur zufällig nicht nachweisen, während 1356 ein *Heneke Batmeker* bezeugt ist<sup>11)</sup>. Das Braunschweiger Bürgerverzeichnis von 1671 nennt jedoch schon 4 Träger des Namens *Bader*<sup>12)</sup>. Ihre Zahl vermehrt sich bis 1937 hier allerdings nur auf 6, und 1938 ist er darüber hinaus in nicht mehr als den 3 braunschweigischen Landgemeinden Gittelde und Langelsheim, Kr. Gandersheim, sowie Schlewecke, Kr. Wolfenbüttel, zu finden.

Vergeblich suchen wir in den neuzeitlichen Adreßbüchern nach dem Namen Barbier oder den entsprechenden niederdeutschen Formen Balbier bzw. Bolbier. Er ist auch im späten Mittelalter hier nicht überliefert. Stattdessen begegnet uns 1432 ein *Hans Bartscherer*<sup>13)</sup>, der die vor Einbürgerung jenes Lehnwortes gebräuchliche ältere deutsche Berufsbezeichnung des Barbiere wiedergibt, doch hat sich auch dieser Name nicht bis in unsere Zeit erhalten. Dasselbe gilt von den Namen Aderlasser und Apotheker, die zwar spätmittelalterlich in Braunschweig durch *Wulf Aderlater* 1402<sup>14)</sup> und *Olrik Apoteker* 1421<sup>15)</sup> bezeugt sind, aber schon im Braunschweiger Bürgerverzeichnis von 1671 nicht mehr vorkommen.

Wenn, wie wir sahen, Namen aus dem Gesundheitsdienst so auffallend selten sind, so hat das gewiß seinen Grund darin, daß in älterer Zeit viel mehr Laien als gelernte Fachkräfte von den Kranken als Helfer in Leibesnöten herangezogen wurden, mochten es nun heilkundige Schmiede und Schäfer oder „weise Frauen“ mit übernatürlich scheinenden Kräften sein. Jenen gab man ihre Beinamen eher nach ihrem Hauptberuf, diese aber konnten etwaige Beinamen nicht an ihre Nachkommenschaft weitergeben, weil nur Vaternamen vererbt wurden.

#### 5 d) Namen vom Heeresdienst

Die Berufsbezeichnung Soldat war als Lehnwort aus dem Italienischen nicht vor 1522 in den deutschen Wortschatz aufgenommen worden und kam erst viel später auch hierzulande allgemein in Gebrauch, als die Bildung der Familiennamen bereits abgeschlossen war. Es versteht sich daher von selbst, daß Soldat als Name in unseren Adreßbüchern gänzlich fehlt. Dasselbe gilt für die meisten Dienstrangbezeichnungen der stehenden Heere der neueren Zeit, und zwar sowohl für die eingebürgerten Fremdwörter General, Major Kapitän, Leutnant und Korporal wie für die älteren deutschen Wörter Feldwebel, Wachtmeister, Rottmeister und Gefreiter. Im Braunschweiger Adreßbuch von 1937 sind nur je ein *Oberst*, *Hauptmann* und *Rittmeister* als Namen verzeichnet.

Nicht viel besser ist es mit der von „Soldat“ verdrängten altdeutschen Sammelbezeichnung „Krieger“ für den Heeresangehörigen schlechthin bestellt. Als Familiennamen verzeichnet ihn die Calenbergische Musterungsrolle 1585 nur in 2 Orten, und das Braunschweiger Adreßbuch weist 1937 lediglich 7 Namensträger auf. Am frühesten bezeugen bei uns die Vicedominatsrechnungen des Blasiusstiftes den Namen durch die Eintragung „*quantuor fratres dicti Krigere*“ (= 4 Brüder, Krieger genannt) in Samleben am Elm aus dem Jahre 1315<sup>17)</sup>.

Ganz anders dagegen liegen die Dinge bei den mittelalterlichen Bezeichnungen für diejenigen Waffengattungen, die sich aus der großen Masse des Kriegsvolkes heraushoben und ihren Angehörigen eine besondere Auffälligkeit verliehen. Da sind zunächst die berittenen Kriegsknechte, die man in Niederdeutschland *Rüter*, in Mittel- und Oberdeutschland *Reuter* nannte. Zu den am frühesten bezeugten Trägern des Namens *Rüter* gehörten hierzulande *Cort Rutere* in Braunschweig 1353<sup>18)</sup> und *Olrik Ruter(e)* in Hallendorf 1369<sup>19)</sup>. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts begann die verhochdeutsche Form *Reuter* in Ostfalen der niederdeutschen Form *Rüter* den Rang streitig zu machen. In der Calenbergischen Musterungsrolle halten sich 1585 beide Formen mit Belegen aus je 5 Orten allerdings noch die Waage. Unter den Namensträgern befanden sich dort damals 1 Vogt, 2 Vollspanner (= Ackerleute), 2 Halbmeier, 4 Köter und 1 Kramer. 1937 standen im Braunschweiger Adreßbuch 26 Trägern des Namens *Reuter* nur noch

3 *Rüter* gegenüber. Ein Jahr später wies das Adreßbuch der braunschweigischen Landgemeinden *Rüther* sogar nur in dem einen Orte Thiede nach, *Reuter* dagegen in Sottmar, Delligsen, Neuhaus und Ottenstein.

Noch viel häufiger diente die niederdeutsche Bezeichnung *Schütte* für den mit einer Schußwaffe ausgerüsteten Angehörigen des Fußvolkes zur Bildung von Familiennamen. Zu den ersten Namensträgern, die uns hierzulande überliefert sind, gehörten *Brendeke Schutte* 1335 in Braunschweig<sup>20)</sup>, *Thile Scutte de Osterwich* (= *Schütte* aus Osterwieck) 1337<sup>21)</sup> und der Vogt *Schutte* in Schöppenstedt 1348<sup>22)</sup>. Da sich in jener Zeit Handfeuerwaffen in der Ausrüstung der deutschen Heere noch nicht durchgesetzt hatten, handelt es sich bei den Genannten oder den ersten Namensträgern unter ihren Vorfahren höchstwahrscheinlich um Bogen- oder Armbrustschützen. Dasselbe gilt wohl auch noch für diejenigen Träger des Namens *Schütte*, die durch die Vicedominatsrechnungen des Stiftes St. Blasii in Braunschweig zu Beginn des 15. Jahrhunderts für Gavensleben, Sickte, Veltheim an der Ohe und Wendessen nachgewiesen sind<sup>23)</sup>. Erst in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden leichte Handrohre, die unter dem rechten Arm getragen und von dort aus abgefeuert wurden, häufiger zur Bewaffnung des Fußvolkes sowohl bei den stehenden Heeren wie beim Landesaufgebot alten Schlages verwandt. Seitdem also mögen Leute, die den Namen *Schütte* neu erhielten, nach der Handhabung einer Handfeuerwaffe benannt worden sein. Um 1580 gab es im Fürstentum Calenberg-Göttingen laut Musterungsrolle 8 Orte mit der niederdeutschen Namensform *Schütte* und ebenso viele mit der verhochdeutschen Form *Schütze*. Unter den Namensträgern waren 2 Vollbauern (Meier), 4 Köter, 1 Greve, 1 Pflugmacher und 2 Häuslinge. Von den übrigen sind leider die Berufe nicht angegeben. Im auffallenden Gegensatz zu Calenberg-Göttingen hat sich im Braunschweigischen die niederdeutsche Namensform bis in die Neuzeit hinein die Vorherrschaft behalten. 54 braunschweigischen Landgemeinden mit *Schütte* standen 1938 nur 9 mit *Schütze* gegenüber, und in der Stadt Braunschweig war 1937 das Zahlenverhältnis zwischen *Schütte* und *Schütze* 103 : 35.

Nur scheinbar gehört zu den Namen nach Berufsbezeichnungen vom Wehrdienst auch *Ritter*. Obwohl die Ritter im Lehnsaufgebot der mittelalterlichen Heere eine wichtige Rolle als Truppenführer spielten, wäre es unsinnig gewesen, ihnen ihre Standesbezeichnung als Familiennamen beizulegen, da die Männer vom Adel ohnehin schon durch die lange vor der Bildung bürgerlicher und bäuerlicher Familiennamen eingeführten Geschlechternamen eindeutig gekennzeichnet waren. Den niederdeutschen Familiennamen *Ridder* finden wir demgemäß von Anfang an nur bei Bürgern und Bauern. Das gilt sowohl von *Bernt Rydder* und *Ludeke Ridder*, die in Braunschweig 1398 bzw. 1402 als Bürger bezeugt sind<sup>24)</sup>, wie von den Namensträgern in der Calenbergischen Musterungsrolle von 1585. Dort erscheint in 13 Orten noch die niederdeutsche Form *Ridder* und erst in 2 Orten unter hochdeutschem Einfluß *Ritter*. Keiner dieser *Ridder* und *Ritter* gehörte dem Adel an. Unter denen, deren Berufe angegeben wurden, befanden sich ein Vollbauer, 5 Köter, 1 Vogt, 1 Schweinehirt, 1 Schuster und 1 Gropengießer, der beim Waffendienst die Stellung eines Rottmeisters bekleidete. Die hochdeutsche Namensform setzte sich im Verlauf der folgenden Jahrhunderte hierzulande völlig durch. Im Braunschweiger Bürgerverzeichnis stehen schon 4 Ritter neben einem *Ridder*, und im Adreßbuch der Stadt von 1937 ist überhaupt kein *Ridder* mehr neben 56 Trägern der Namensform *Ritter* verzeichnet. Auch auf

dem Lande war ein Jahr später kein Ridder mehr zu finden, während *Ritter* in 8 braunschweigischen Landgemeinden gebucht war.

Wie mag es nun wohl dazu gekommen sein, daß man im späten Mittelalter Bürgern und Bauern den Beinamen Ridder gab, ohne sie damit über ihre Standesgrenzen emporzuheben? Handelte es sich vielleicht um uneheliche Abkömmlinge von echten Rittern aus nicht standesgemäßen Liebesverbindungen, oder war Spott im Spiele, wie ich es bei der Erklärung des Familiennamens Pape in Erwägung gezogen habe? Einen wichtigen Hinweis zur Beantwortung dieser Frage scheint mir der satirische Dialog des „Edelen Henneken von Lauensteine“ mit seinem bäuerlichen Vetter „Chim“ aus dem Jahre 1665 zu geben<sup>25)</sup>. Dort prahlt der aus dem Türkenkriege heimkehrende Henneke: „*Ich bin zwar nichts mehr als ein Reuter, ich halte mich aber so gut als ein Edelmann*“. Auf die erstaunte Frage von Chim: „*Wo nu, jy siet jo wol nich aver unsen Juncker?*“ antwortete Henneke selbstbewußt: „*Ob ich gleich kein Edelmann gebohren, so führe ich doch den Adel an der Seiten, mit deme ich manchen caoutiret*“. Er spielt dabei auf das Schwert an, das er als Kriegsknecht führen durfte und nun zum Beweis seines erhöhten sozialen Ranges anführte. Solche Gernegroße wurden nicht erst im 17. Jahrhundert literarisch angeprangert. Schon im 13. Jahrhundert stellte die satirische Vernovelle „Meier Helmbrecht“ in Oberdeutschland einen Bauernschn dar, der sich über seine Standesgenossen erhaben dünkt und sich in die Gefolgschaft eines Raubritters begibt, um selbst ein vermeintlich rittermäßiges Leben zu führen. Angeber solchen Schlages waren es wohl, die auch hierzulande von ihren Zeitgenossen den spöttischen Beinamen Ridder erhielten, weil sie mit einem auch noch so niedrigen Dienstrang im Kriegsvolk vor den „Zivilisten“ zu prahlen pflegten. Etwas Ähnliches werden wir im letzten Abschnitt bei der Behandlung der Familiennamen Herzog, König und Kaiser zu betrachten haben.

(Schluß folgt)

<sup>1)</sup> Max Burchard: Die Bevölkerung des Fürstentums Calenberg-Göttingen gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Die Calenbergische Musterungsrolle von 1585 und andere einschlägige Quellen (Nr. 12 der Sonderveröffentlichungen der Ostfälischen Familienkundlichen Kommission). Leipzig 1935. — <sup>2)</sup> Beleg mit Quellennachweis im Registerband der Dissertation von Winfried Scharf über „Personennamen nach Braunschweiger Quellen des 14. Jahrhunderts“ als Manuskript 1957 vervielfältigt. — <sup>3)</sup> Adreßbuch der Landgemeinden Braunschweigs. 2. Auflage. Verlag Oeding, Braunschweig 1938. — <sup>4)</sup> Beleg mit Quellennachweis und die handschriftlichen Auszüge Otto Schüttes aus Quellen des Stadtarchivs Braunschweig, die 1950 in das Braunschweigische Landesmuseum für Geschichte und Volkstum gelangten. — <sup>5)</sup> a. a. O. wie <sup>4)</sup>. — <sup>6)</sup> Curt Sachs, Handbuch der Musikinstrumentenkunde. Leipzig 1930; hier S. 287 f. — <sup>7)</sup> a. a. O. wie <sup>6)</sup>; hier S. 94. — <sup>8)</sup> Otto Schütte, Beiträge zum mittelniederdeutschen Wörterbuche (in: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung Bd. XXXIX, 1913, S. 98 ff.; hier S. 99. — <sup>9)</sup> a. a. O. wie <sup>4)</sup>. — <sup>10)</sup> C. W. Sack, Künste und Gewerke der Stadt Braunschweig (in: Braunschweigisches Magazin 1853, 1. Stück, S. 1 ff.; hier S. 2. — <sup>11)</sup> a. a. O. wie <sup>2)</sup>; hier 2. Stück, S. 9. — <sup>12)</sup> Braunschweigisches Bürger- und Gewerbe-Verzeichnis für das Jahr 1671. Hrsg. v. Werner Spieß, Braunschweig 1942. — <sup>13)</sup> a. a. O. wie <sup>4)</sup>. — <sup>14)</sup> a. a. O. wie <sup>4)</sup>. — <sup>15)</sup> a. a. O. wie <sup>4)</sup>. — <sup>16)</sup> Friedr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 18. Aufl., bearbeitet von Walther Mitzka. Berlin 1960; hier S. 714. — <sup>17)</sup> Die Vicedominatsrechnungen des Domstifts St. Blasii in Braunschweig 1299–1450. Hrsg. v. H. Goetting u. H. Kleinau (= Heft 8 der Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung). Göttingen 1958; hier S. 26, Zeile 39. — <sup>18)</sup> a. a. O. wie <sup>2)</sup>. — <sup>19)</sup> Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim, bearbeitet v. H. Hoogeweg. 5. Teil, Nr. 1304. — <sup>20)</sup> a. a. O. wie <sup>2)</sup>. — <sup>21)</sup> a. a. O. wie <sup>2)</sup>. — <sup>22)</sup> a. a. O. wie <sup>17)</sup>; hier S. 50, Z. 23. — <sup>23)</sup> a. a. O. wie <sup>17)</sup>; hier S. 175, Z. 38, S. 124, Z. 30, S. 129, Z. 32 u. S. 193, Z. 3. — <sup>24)</sup> a. a. O. wie <sup>2)</sup>. — <sup>25)</sup> „Des Edelen Henneken von Lauensteine ... Relation Der wider den Erbfeind, den Türcken ... abgelegten Krieges-Expedition.“ Anno 1665 (Originaldruck in der Göttinger Universitätsbibliothek).

# *Die Abendmahlsbilder im Raume Braunschweig-Wolfenbüttel und ihre niederländischen Vorlagen*

von Hermann Oertel

## 2. Teil

### I.

Die Bildhauer, die Bildschnitzer und die Maler der 63 erhalten gebliebenen Abendmahlsbilder an den Altären der protestantischen Kirchen im Raume Braunschweig-Wolfenbüttel haben sich bis zur Mitte des 17. Jhdts. fast in allen Fällen, bis zur Mitte des 18. Jhdts. in vielen Fällen niederländischer Stiche als Vorlagen bedient. Die Gemälde und Zeichnungen, die von diesen Stichen wiedergegeben werden, sind Werke meist niederländischer, selten italienischer Künstler. Die Stecher sind ohne Ausnahme Niederländer.

Die Untersuchung beschränkt sich auf die Abendmahlsbilder an Altären. Die nicht berücksichtigten Abendmahlsbilder z. B. an Emporenbrüstungen oder Epitaphien bieten das gleiche Bild. So ist der Abendmahlsstich des Hendrik Goltzius von 1598, den der Meister des Abendmahlsgemäldes auf dem Altar in der Kirche Sarstedt bei Hildesheim „wörtlich zitiert“ (um 1600), teilweise Vorlage für das Abendmahlsgemälde im Chor der Marienkirche zu Wolfenbüttel (1622) und unveränderte Vorlage für das Goslarer Epitaph von 1684 (Neuwerkskirche), während das blaue Abendmahlsfresko im Kaisersaal zu Gandersheim (um 1730) eine Huldigung an Raffael ist. Es kopiert das Abendmahlsbild in den Loggien des Vatikans, die Raffaels Werkstatt mit alt- und neutestamentlichen Szenen geschmückt hat; das schon manieristische Abendmahlsgemälde in den Loggien des Vatikans ist ein Werk des Raffael-Schülers Perino del Vaga.

Der erste Teil der Untersuchung hat die Abhängigkeit vom niederländischen Kupferstich am Beispiel des Sadeler/Candidus-Stiches aufgezeigt. Der zweite Teil gibt einen Überblick über alle Abendmahlsdarstellungen an Altären im Raume Braunschweig-Wolfenbüttel, soweit für sie niederländische Vorlagen nachgewiesen werden konnten. Aus der Zeit von 1577 bis 1654 sind 26 Darstellungen erhalten. Von ihnen gehen 21 auf niederländische Vorlagen zurück. Aus der Zeit von 1657 bis 1752 haben 13 von 37 Abendmahlsbildern eine niederländische Vorlage benutzt, wobei unberücksichtigt bleibt, daß die Komposition von Quitters Abendmahlsgemälde (1729) für den Braunschweiger Dom von Rubens' Mailänder Abendmahlsbild abhängig ist. Insgesamt gehen somit von 63 Abendmahlsdarstellungen 34 auf niederländische Vorlagen zurück. Diese Vorlagen sind Kupferstiche: 14 Abendmahlsstiche und ein Emmausstich (Swanenburg/Rubens 1611). Sie sind wörtlich oder abgewandelt, ganz oder teilweise und auch kombiniert übernommen worden.

### II.

Die benutzten 15 Kupferstiche stammen aus der Zeit von ca. 1550 bis ca. 1650 (bei der Drucklegung des 1. Teiles waren erst 13 Vorlagen festgestellt). Die Maler sind Pieter Coecke aus Alost (gest. 1550), Peter de Witte, genannt Candidus aus Brügge (gest. 1628), Otto van Veen aus Leyden (gest 1629) und dessen Schüler P. P. Rubens (gest. 1640); die Zeichner sind Lambert Lombard aus Lüttich

(gest. 1566), Frans Floris aus Antwerpen (gest. 1570), Antonius Blocklant aus Montfoort (gest. 1583), Martin de Vos aus Antwerpen (gest. 1603), Abraham Bloemaert aus Dordrecht (gest. 1651), Abraham a Diepenbeeck (gest. 1675) und die Italiener Livio Agresti aus Forlì, genannt Livius Forlivanus (gest. ca. 1580) und Cerro Ferri (gest. 1689). Die Stecher heißen, soweit bekannt, Hieronymus Cock (gest. 1570), Cornelis Cort (gest. 1578 Rom), Johann Sadeler (gest. 1600), Willem Swanenburg (gest. 1612), Hendrik Goltzius (gest. 1617), Hieronymus Wierix (gest. 1619), Boetius a Bolswert (gest. 1633), C. J. Vischer (gest. 1652), Cornelis Bloemaert (gest. 1684). Außer Abraham Bloemaert sind alle genannten niederländischen Zeichner und Maler Italienfahrer. Die Stiche spiegeln ihre Auseinandersetzung mit der einheimischen Tradition und der italienischen Kunst. Inhaltlich unterscheiden sich die Abendmahlsstiche danach, welches der vier Motive für Christus gewählt wird (die Ankündigung des Verrates, die Entlarvung des Verräters, die Einsetzung des Gedächtnismahles, die Austeilung des Abendmahles an die Jünger), wie sich Johannes, Petrus, Judas zu Christus und zur Jüngerschaft verhalten, wie die Erregung der Jünger abgestuft ist. Die Stiche zeigen zugleich, daß das dem Spätmittelalter wichtige Motiv der Entlarvung des Verräters sich lange behauptet hat (Stich nach Frans Floris), daß Leonardos Christustyp in Haltung und Gebärdensprache, aber rivalisierend abgewandelt, bald übernommen worden ist (Stich nach Pieter Coecke), daß in Nachfolge Tizians (Abendmahlsgemälde Urbino 1544) seit dem Ende des 16. Jhdts. das Motiv der Einsetzung des Gedächtnismahles bildbestimmend wird (Gemälde des Otto van Veen ca. 1595 und Gemälde von Rubens 1632; Segnung des Brotes).

### III.

#### *Überblick über die Abendmahlsbilder nach niederländischen Vorlagen*

Altarbild		Vorlage (Stecher/Zeichner bzw. Maler)	
I.			
(1577—1654)			
1.	1577	Walkenried	Ph. Galle/A. Blocklant 1571
2.	1597	Kl.-Winnigstedt (Wolf.)	J. Sadeler/Candidus ca. 1590
3.	1598	Badenhausen (Gand.)	/Otto v. Veen ca. 1595
4.	1613	Seershausen (Gifhorn)	H. Cock/Frans Floris ca. 1550
5.	1617	Hornburg	J. Sadeler/Candidus ca. 1590
6.	1618	Schöningen, Clus	W. Swanenburg/Rubens 1611
7.	1620	Halle (Holzminden)	J. Sadeler/Candidus ca. 1590
8.	1634	Kirchbrack (Holzminden)	/Otto v. Veen ca. 1595
9.	1644	Helmstedt, St. Stephanie	J. Sadeler/Candidus ca. 1590
10.	1647	Schöningen, St. Vincenz	W. Swanenburg/Rubens 1611
11.	1648	Binder (Wolf.)	Bolswert/Rubens 1632
12.	1650	Ringelheim (ev. Kirche)	/Otto v. Veen ca. 1595
13.	1654	Delligsen (Gand.)	J. Sadeler/Candidus ca. 1590
14.	1600/25	Duttenstedt (Brg.)	J. Sadeler/Candidus ca. 1590
15.	"	Meinbrexen (Holzmi.)	H. Cock/L. Lombard 1551
16.	"	Ottenstein (Holzmi.)	/A. Bloemaert-Kreis 1596
17.	"	Hattorf (Gifhorn)	H. Goltzius/P. Coecke 1585
18.	"	Kloster Isenhagen	H. Goltzius/P. Coecke 1585
19.	"	Equord	J. Sadeler/Candidus ca. 1590
21.	17. J.	Bentierode (Gand.)	Bolswert/Rubens 1632
20.	1600/25	Warbsen (Holzmi.)	C. Cort/L. Agresti 1578

## II.

(1657—1752)

22.	1679	Goslar, Zum Frankenberg	J. Sadeler/Candidus	ca. 1590
23.	1679	Helmstedt, St. Walpurgis	J. Sadeler/Martin de Vos	1582
24.	1650/1700	Bodenstein (Gand.)	H. Wierix/Otto v. Veen	vor 1600
25.	"	Dorstadt (Goslar)	J. Sadeler/Candidus	ca. 1590
26.	1650/1700	Bodenstedt (Brg.)	C. J. Vischer/A. a Diepenbeek	ca. 1650
27.	1700	Groß-Elbe (Wolf.)	J. Sadeler/Candidus	ca. 1590
28.	1720	Küblingen (Wolf.)	Ph. Galle/Stradanus	vor 1603
29.	1722	Wobek (Helmstedt)	W. Swanenburg/Rubens	1611
30.	1720	Münchhof (Gand.)	J. Sadeler/Candidus	ca. 1590
31.	1727	Klein-Dahlum (Wolf.)	J. Sadeler/Candidus	ca. 1590
32.	1700/50	Beierstedt (Helmstedt)	Ph. Galle/Stradanus	vor 1603
33.	"	Lamme (Brg.)	J. Sadeler/Candidus	ca. 1590
34.	1735	Riddagshausen	C. Bloemaert/Cerri Ferri	nach 1650

Die im Überblick nicht aufgeführten frühprotestantischen Abendmahlsbilder in Dielmissen (Krs. Holzminden), in Hohe (Krs. Holzminden; auf der Rückseite des Gemäldes die ungeklärte Inschrift: I. B. 1709), in Beienrode am Dorn (Krs. Gifhorn) und in Goslar, Stephanikirche (vorher im Dom zu Goslar; Gemälde des Daniel Lindemeyer, Anfang 17. Jhdt.) gehen wahrscheinlich ebenfalls auf niederländische Vorlagen zurück.

Für vier im Überblick aufgeführte Abendmahlsbilder sind nicht die verwendeten Stiche selbst, sondern nur die Vorlagen für diese Stiche festgestellt worden: für Badenhausen, Kirchbrak, Ringelheim das Abendmahlsbild des Otto v. Veen in Antwerpen, Kathedrale, für Ottenstein eine Buchillustration in einem Hesekiel-Kommentar (Rom 1596).

Der Stich Bolswert/Rubens ist abgedruckt bei Rooses: Rubens, Leben und Werk; der Stich Cock/Lombard ist im Besitz der Albertina, Wien; die Stiche Cort/Agresti und C. Bloemert/Ferri im Besitz der Kunsthalle Hamburg, die übrigen neun Stiche im Besitz des Herzog-Anton-Ulrich Museums, Braunschweig.

Der erste Teil der Untersuchung hat die Abendmahlsbilder nach dem Sadeler/Candidus-Stich besprochen, der zweite Teil belegt das Ergebnis der Untersuchung an den Abendmahlsbildern in Helmstedt und in Schöningen/Wobek.

## IV.

### *Das Abendmahlsbild in Helmstedt (St. Walpurgiskirche)*

*Das Altarbild:* Für die Kirche St. Walpurgis in Helmstedt, das Kleinod der Helmstedter Schusterinnung, stifteten im Jahre 1679 der Kämmerer Cuno und seine Frau Anna einen Staffeltar, dessen Bildprogramm typisch protestantisch ist: Über der Passionsbildfolge Abendmahl, Kreuzigung, Grablegung steht triumphierend über Sünde und Tod die Rundfigur des Auferstandenen. Das Hauptbild, auf dem das Kreuz Christi neben dem Kreuz mit der ehernen Schlange steht, setzt den Tod Christi in Parallele zu einem alttestamentlichen Ereignis, in dem der Opfertod Christi „vorgehandelt“ scheint: So wie Moses auf Geheiß seines Gottes eine ehernen Schlange am Kreuz erhöht hat, bei dessen Anblick die von giftigen Schlangen gebissenen Israeliten am Leben blieben (4. Moses 21), also mußte auch des Menschen Sohn erhöht werden, „dessen Blut uns rein von





in Venedig starb. Während seines Münchener Aufenthaltes stach er das Abendmahlsgemälde des Peter de Witte, genannt Candidus, das über Sadeler's Stich Vorbild für die Abendmahlsdarstellung am Altar der Stephaniekirche in Helmstedt ist (vgl. 1. Teil der Studie).

Der Helmstedter Maler hat die Figurenkomposition der Vorlage für das Abendmahlsbild wörtlich übernommen, aber den Vorgang in ein Zimmer mit zwei brennenden Kerzen auf dem Tisch verlegt und ihn aus dem Hochformat des Stiches in das Breitformat einer Predella übertragen.

*Die Stich-Vorlage:* Das letzte Jüngermahl ereignet sich in der bildenden Kunst in der Regel bei Nacht im geschlossenen Raum, dessen Wände die Bildbühne rückwärts und seitlich begrenzen. Der in Italien geschulte Niederländer Martin de Vos (Anfang der 60er Jahre Aufenthalte in Rom und bei Tintoretto in Venedig) läßt es am Tage unter freiem, wenn auch unsichtbarem Himmel stattfinden und verlegt es in einen fliesenbelegten Hof zwischen die Fassaden von drei Gebäuden im italienischen Renaissancestil. Der Tisch erstreckt sich mit starker Tiefenwirkung von rechts vorn diagonal in den Hintergrund. Christus sitzt in der Mitte der rückwärtigen Längsseite. Er selbst ist durch die Aureole, sein Platz durch einen Vorhang ausgezeichnet. Er ist die Hauptfigur und tritt dennoch hinter Nebenfiguren zurück. Die Jünger sind gleichmäßig um den Tisch verteilt. Die Ankündigung des Verrates hat die Jünger in höchste Erregung versetzt. Aber während die Jünger in Zweiergruppen leidenschaftlich diskutieren, wer unter ihnen wohl der Verräter sei, vollzieht sich schon, von keinem Jünger beobachtet, die Entlarvung des Verräters. Christus, den schlafenden Johannes an



Abb. 2: Predellabild am Staffelaltar der St. Walpurgiskirche, Helmstedt.

Foto: Willi Birker, Braunschweig.



Abb. 3: Stich des Kupferstechers W. Swanenburg, datiert 1611,  
nach einem Gemälde von P. P. Rubens.

Stich: Herzog-Anton-Ulrich-Museum, Braunschweig;

Foto: (nach Buchabbildg.) FrI. J. Brüdern, TU-Braunschweig, Kunsthistorisches Institut.

der Brust und neben sich den ergrauten Jünger, der mit betend erhobenen Händen traurig die Augen senkt, reicht mit ausgestreckter Rechten dem Verräter den Bissen. Dieser, dem Herrn gegenüber in der Mitte der vorderen Längsseite, hat sich bereits erhoben und schon halb abgewendet. Die Linke auf den Tisch gestützt, mit der Rechten den Beutel verbergend, blickt er, hoch aufgerichtet, ein letztes Mal auf den Herrn: ohne Reue, ohne Erbarmen, nur Inkarnation des Bösen; von einsam statuarischer Größe inmitten der unruhig hin und her wogenden Leiber der Jünger. Hinter Judas ein jugendlich-zarter Jünger, eine Kontrastfigur, der, unerreicht von der Ankündigung des Verrates, einem Mundschenken arglos eine Anweisung erteilt. Im Hintergrund vollzieht sich die Fußwaschung. Den Vordergrund füllen Weinkannen und ein Brotkorb, Hinweise auf das Brot und den Wein des Abendmahlssakramentes, das auf dem Tisch auch nur symbolisch angedeutet ist: Vor Christus steht der Abendmahlskelch.

Den gleichen Stich hat der Maler des Abendmahlsbildes über dem Emporen-  
gestühl im Kloster Isenhagen (Anfang 17. Jhdt.) verwendet.





Abb. 4: Predellabild am Altaraufsatz der St. Vincenzkirche, Schöningen. Foto: Pfarramt.

## V.

### *Das Abendmahlsgemälde in Schöningen/Wobeck*

*Das Altarbild:* Die Gemahlin des 1613 verstorbenen Herzogs Heinrich Julius, Herzogin Elisabeth, stiftete im Jahre 1618 für die Schloßkapelle ihres Witwensitzes in Schöningen einen zierlichen Altar, der heute in der Kapelle des Schöninger Altersheimes „die Clus“ steht. Die Predella des Altaraufsatzes enthält eine Abendmahlsdarstellung, das Hauptfeld eine Kreuzigung, eine Kopie des Rubensbildes „le coup de lance“, die aber erst 1865 eingefügt worden ist. Das Originalbild im Hauptfeld ist verloren, sein Thema unbekannt. Eine Wiederholung des Abendmahlsgemäldes der Schloßkapelle schmückt die Predella des Altaraufsatzes in der Schöninger spätgotischen Pfarrkirche St. Vincenz, den die Herzoginwitwe Anna-Sophie im Jahre 1647 stiftete, und mit Austausch des Judas den Kanzelaltar in der Dorfkirche zu Wobeck, wo ein herzoglicher Hof zu den Wittümern der Herzoginnen gehört hat. Der Wobecker Kanzelaltar von 1722 ersetzte einen älteren Altar, zu dem wahrscheinlich das 1613 datierte, vom Wolfenbütteler Hofmaler Christof Gärtner aus Arnstadt gemalte Kreuzigungsbild gehört hat (heute im Kirchenschiff). Ob auch das Abendmahlsgemälde am heutigen Kanzelaltar vom älteren Altaraufsatz stammt, ist ungeklärt.

Das Abendmahlsgemälde der Clus verbindet das Motiv der Wirkung der Verratsankündigung auf die Jünger mit dem Motiv der Einsetzung des Gedächtnismahles. Inmitten der erregten Jüngerschar segnet Christus in feierlicher Haltung das Brot unter seiner Linken, das neben dem Kelch auf dem Tisch liegt. An seiner rechten Schulter, die Hände aufgelegt, lehnt versonnen Johannes, während Petrus (?) auf der anderen Seite erregt zu den Jüngern spricht. Beide blicken weg vom Herrn. Ihrem Blick antwortet der Blick der beiden Eckfiguren zu Christus hin. Von ihnen, die ergriffen die Hände erheben, steigt von außen die Umrißlinie der Figurenkomposition über Jünger vorwiegend passiven Zuhörens zu Christus in der Bildmitte, dessen Haupt alle überragt.

Der Meister des Schöninger Abendmahlsgemäldes verfügt offenbar über eine größere Vorlagensammlung, aus der er großzügig zitiert. Das dreiteilige Fenster

im Hintergrund erinnert an das Abendmahlsbild Leonardo da Vincis, der Jünger links vorn hebt schon auf dem Abendmahlsstich des Italieners Mark Antonio Raimondi die Hände in gleicher Weise, und zwei Jünger seines Bildes sind aus einem Emmausbild von P. P. Rubens übernommen.

*Die Stich-Vorlage:* Das Emmausbild von P. P. Rubens, gemalt um 1610, überliefert in zwei Fassungen (Original: Paris, St. Eustache; Kopie: Madrid, Sammlung Herzog Alba) ist bereits im Jahre 1611 von W. Swanenburg nach dem Pariser Bild gestochen worden. Das Schöninger Abendmahlsbild hat aus dem Swanenburg-Stich die beiden Emmaus-Jünger übernommen, denen die Augen geöffnet wurden, als Christus „den Himmel sah, dankte und das Brot brach“. Zwischen dem Erschrecken und Entsetzen über den Verrat am Herrn und dem Staunen und Ergriffensein über die unerwartete Gegenwart des Auferstandenen, zwischen beiden Formen der Fassungslosigkeit wird kein Unterschied gemacht. Der Emmaus-Jünger, der erregt aufgesprungen ist, die eine Hand auf den Tisch, die andere auf die Stuhllehne gestützt, und sich ungläubig staunend zum Herrn vorbeugt, wird im Schöninger Abendmahlsbild zum Judas, der, getroffen von den Worten des Herrn, aufspringend sich selbst verrät. Der andere Emmausjünger, der vor der übermächtigen Erscheinung zurückweicht, die Arme ausbreitet und abwehrend die Rechte erhebt, wird auf dem Abendmahlsbild zum temperamentvollen Sprecher, dem ein älterer Jünger aufmerksam zuhört, und die beobachtende Schaffnerin des Emmaus-Bildes wird zum Schaffner, der eine Amphore herbeiträgt.

(Fortsetzung folgt)

## *Der goldene Winkel*

### **Studie zur Topographie der Stadt Gandersheim**

von Kurt Kronenberg

Als 1871 die Bürger der Stadt Gandersheim ihren aus dem Krieg heimkehrenden Soldaten ein Fest bereiteten, wurden alle Häuser und Straßen mit Fahnen, Girlanden und Sinnsprüchen geschmückt. An den Häusern der westlichen Ecke Burgstraße—Pferdetränke (heute Hennebergstraße) las man, wie das Gandersheimer Kreisblatt 1871 Nr. 64 berichtete:

„Zum Fest der Goldene Winkel heut  
Ein fröhliches Willkommen beut.“

„Goldener Winkel“ nannte der Volksmund die Häuser Burgstraße Nr. 3—6 (Ass. Nr. 150—153), eine amtliche Bezeichnung war es nicht. Das feine Gespür des Volkes hatte erkannt, daß die Häuser hier unregelmäßig standen und durch den Winkel eine Einheit bildeten. Gegenüber lag einst ein Brunnen und wohl auch die Pferdetränke, die der Straße den Namen gegeben hatte; auch hier, vor dem heutigen Postamt verblieb ein freier Raum wie drüben im „Goldenen Winkel“.

Ein Platz in der dicht bebauten mittelalterlichen Stadt muß einen besonderen Grund haben, sodaß wir die Urkunden über die Häuser im „Goldenen Winkel“ befragen. Im Protokollbuch des Rates lesen wir unter dem 27. August 1660 (17 N 25 S. 216): Der Rat verkaufte an den Bürger Stephan Kelp eine Braustätte vor der Pferdetränke, so vor diesem Hermann Kelp, zuletzt aber Christian Lury ge-

habt, die zwischen Jacob Brinkmanns Stätte „und der Brücke“ belegen sei. Es ist das Haus Burgstraße Nr. 3 (Ass. Nr. 150).

Wir stutzten: eine Brücke an dieser Stelle ist heute undenkbar, denn die Gande fließt weit nördlich davon am Rande der Stadt entlang. Betrachten wir aber den Plan der ersten Stadtvermessung aus dem Jahr 1768, bemerken wir, daß auch einige Häuser der Baderstraße — Ass. Nr. 145—147 (heute Haus Nr. 11/12) ebenso regelwidrig stehen wie Ass. Nr. 152 und 153. Ziehen wir eine Linie Baderstraße—Goldener Winkel und verlängern wir sie nach Osten, so treffen wir auf das Haupthaus der herzoglichen Burg.

Wir ziehen daraus den Schluß, daß die Gande oder ein von ihr gespeister Wassergraben hier geflossen ist, nicht so weit nördlich wie heute. Die Chronik berichtet in der Tat, daß Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig 1550 die vor der Burg liegende Mühle nach der heutigen Stelle am Ende des Steinweges vor der St. Georgskirche verlegen ließ. Die heutige Burgstraße hieß damals und lange danach noch Mühlenstraße, wie das Schoßregister 1582 beweist. 1482 besaß Hermann Junge ein Haus „in der Mühlenstraße“ zwischen Heneke Specht und Gering (6 Urk 132).

Die nördlich der erwähnten Linie liegenden Häuser werden in ältester Zeit als „jenseits des Wasser“ erwähnt. Schon 1215 hieß ein Ministeriale der Äbtissin Friedrich de Transqua (6 Urk 42); später nannte sich die Familie niederdeutsch „Over dem Beke“ und gehörte zu den Bürgern der Stadt, so 1385, wo Bernhard (6 Urk 223) und 1424, wo die Witwe Adelheid des Hinrik (6 Urk 334) und 1425 wo ein Kanoniker des Reichsstiftes Bernhard over dem Beke heißt (6 Urk 338).

Auch Lagebezeichnungen der Häuser lassen den ehemaligen Gandelauf erkennen. 1417 lag das Haus des Bürgers Tile Rubart: „over de Brugge an dem Watere“ und 1436 des Arnd Rubart: „in der Worstmekerstraße uppe dem Watere an dem Ort“ (VII B Hs 1 S. 73 und 158). Das könnte recht gut ein Haus im Goldenen Winkel sein, Worstmekerstraße die später Pferdetränke, heute Hennebergstraße genannte sein.

1484 besaß Hans Lakenscherer ein Haus „in der Stovenstraße über dem Wasser“ (6 Urk 625), 1491 Hans Walter Eckhaus beim Markt „zwischen dem Gandefluß und Henning Wolpken Hause“ (6 Urk 651). Lagebezeichnungen dieser Art verschwinden aus den Urkunden der folgenden Zeit, was auf eine Verlegung der Gande oder des Seitenarmes nach dieser Zeit hindeutet.

Ein letzter Beweis für den alten Flußlauf ist die Lage der Badestube (Haus Baderstraße Nr. 5 Ass. Nr. 133), die heute weit ab der Gande liegt, damals aber nahe dem Wasser sein mußte, denn es wurde ebenso für das Füllen der Bäder gebraucht wie um das verbrauchte Wasser abzuleiten.

Das alles erzählt uns die Lage des Goldenen Winkels und seine Gestalt, die er dem früheren Verlauf der Gande verdankt. Wir aber möchten noch wissen, wie er zu seinem schönen Namen gekommen ist und prüfen deshalb die Geschichte der vier Häuser und ihrer Bewohner.

1583 kaufte der Kanoniker des Reichsstiftes Tile Schrader das Haus Nr. 3 und leistete vor dem Rat der Stadt den Bürgereid. Das sah die Äbtissin nicht gern, denn niemand kann zween Herren dienen, das Stift besaß eigene Häuser (Kurien), die nicht der Stadt unterstanden. Schrader hatte auch sonst seinen eigenen Kopf und war für das Stiftskapitel nicht immer bequem; da er sich manchmal ungeist-

lich verhielt gab er Angriffsmöglichkeiten und die Äbtissin Margarete von Clum (Braunschweiger Heimat 1969 S. 37) ließ ihn einmal ins Gefängnis werfen. Als erster der Kanoniker erklärte er sich 1568 bereit, evangelische Predigten zu halten, heiratete bald und hatte viele Kinder. Er starb 1587, seine Witwe wohnte noch bis 1604 im Hause.

1597 kaufte der Bürger Heinrich Overbeck das Haus Nr. 4 und gewann damals das Bürgerrecht. Er gehörte zu den hundert Gandersheimer Bürgern, die Herzog Heinrich Julius für den Krieg gegen die aufständische Stadt Braunschweig einzog, ein frühes Beispiel für ein Volksheer. Als der Herzog die Stadt am 16. Oktober 1605 überfallen ließ, fiel Overbeck. Im Schößregister vermerkte man: „Ist vor Braunschweig im Scharmützel geschossen und zu Wolfenbüttel begraben“ (Kurt Kronenberg, „Gandersheimer beim Überfall auf Braunschweig“ in „Gandersheimer Chronikblätter“ 1971 Nr. 10).

Im Dreißigjährigen Kriege heißt es von den Häusern 3 und 6: „Ist eine wüste Stidde in der Pferdetränke“ (17 N 1099 a). 1648 wohnte hier allein der Schuhmachermeister Curd Ernst Tonand mit seiner Frau Dorothea geb. Probst und dem Lehrling Joachim Kipp (17 N 766).

1742 kaufte die zweimal verwitwete Anna Dorothea geb. Käse das Haus Nr. 4. Sie war eine Tochter des Bildhauers Caspar Käse des Älteren und heiratete 1703 den Lehrer Joachim Friedrich Pöhling in Heckenbeck, der bereits im folgenden Jahr starb; 1705 ging sie die Ehe ein mit dem Vikar und Hofkantor Johann Caspar Küchler, der ebenfalls früh starb und sie allein zurückließ. Sie lebte im Hause bis zu ihrem Tode 1757.

Suchen wir jemand, der reich genug war, um den Namen „Goldener Winkel“ zu rechtfertigen, so könnten es Kaufleute oder Handwerker gewesen sein.

Das Haus Nr. 3 (Ass. Nr. 150) ist ein stattlicher großer Bau, solide und fest gebaut, wie es 1895 üblich war. Sein Erbauer muß vermögend gewesen sein. Es war der Kaufmann Heinrich von der Wettern, der es von seinem Vater Johann Heinrich von der Wettern (1793—1874) ererbt hatte und wie dieser ein Textilgeschäft betrieb. Ihm gehörte auch das Nachbarhaus Nr. 4 (Ass. Nr. 151), ein Fachwerkhhaus von 1830. Beide Häuser hatten seit 1805 den selben Eigentümer und so blieb es bis heute. Der Kaufmann und Senator Johann Georg Bauermeister (1737—1792) hatte zunächst das kleinere Haus erworben und seinem Sohne Ludwig (1776—1825) vererbt, der dann das große Nachbarhaus dazu kaufte; auch er war ein angesehener Mann in der Stadt und Stadtdeputierter. 1900 erwarb beide Häuser der Kaufmann August Otto aus Echte (1851—1920) und betrieb wie die Vorgänger ein Textilgeschäft, später sein Sohn und Nachfolger Adolf Otto (1888—1943), dessen Witwe es noch heute gehört. Alle Besitzer des Hauses waren angesehene Bürger und vermögende Kaufleute — aber den Namen Goldener Winkel können sie nicht rechtfertigen.

Das Haus Nr. 6 (Ass. Nr. 153) ist ein stattlicher Bau und des Betrachtens wert. 1795 erbaut zeigt es nach der Hennebergstraße zu eine mit sechs Fenstern ausgestattete Giebelseite, während die Traufe zum Goldenen Winkel zeigt; hier sind es drei Fenster. Die Stockwerke sind niedrig, wie es in alter Zeit üblich war, das Dach hoch. Der Erbauer Ferdinand Ernst Karl Meinecke war „Seifensieder-Concessionist“ aus Blankenburg, 1761—1825, und hoffte hier sein Glück zu machen, starb aber vorzeitig. Seine Witwe führte den Betrieb fort mit dem Seifensieder Wilhelm Cramer aus Braunschweig, der das Haus gern gekauft hätte,



wenn man ihm die Konzession bewilligt hätte; er liegt auf dem jüdischen Friedhof in Bad Gandersheim begraben (Kurt Kronenberg in Braunschweiger Heimat 1971 S. 136, Grabstein Nr. 16). Der goldene Segen war ausgeblieben.

1859 hatte der Schneidermeister und Mützenmacher Julius Lanquillon, 1809 bis 1879, das Haus gekauft. Er hat viele Anzeigen im Gandersheimer Kreisblatt aufgegeben und so lesen wir in Nr. 82 des Jahrganges 1878: „Auch in diesem Jahr wieder habe ich von meinem Sohne Hermann Lanquillon, Hofkürschner, Christian Singer's Nachfolger in Carlsruhe (Baden) eine reiche Auswahl von Pelzwaren erhalten. Julius Lanquillon, dem herzoglichen Leihhause gegenüber.“

Nun bleibt uns nur noch nachzuprüfen, ob das Sprichwort recht hat, wenn es sagt, daß Handwerk goldenen Boden habe. 1600 kaufte der Bäckermeister Hans Püster das Haus Nr. 5 und richtete einen Backofen ein, was sofort die Nachbarn auf den Plan rief, die heftig widersprachen, weil sie Feuersgefahr fürchteten. Es kam zu einigen Besichtigungen durch die Ratsherren, doch durfte der neue Bäckermeister beginnen.

1647 übernahm der Schuhmachermeister Curd Tonand das Haus, das 300 Jahre lang bei seinen Nachkommen verblieb, zunächst in der männlichen Linie: 1686 übernahm es sein Sohn Heinrich Tonand, 1721 der Enkel Johann Carol Tonand. Über dessen Tochter kam es an Johann Christian Mackensen, 1776 an Johann Georg. 1809 an Christian Heinrich Gerhard, 1835 an Ludwig Heinrich Christian und 1868 Karl Wilhelm Christian Mackensen, alle — mit einer Ausnahme — Schuhmachermeister; zuletzt besaß es bis 1953 die unverehelichte Anna Mackensen.

Gewiß hatte das Handwerk der Mackensen goldenen Boden gehabt, aber danach konnte der „Goldene Winkel“ nicht seinen Namen tragen und so wissen wir nicht, wie es dazu kam.

## *Erzählungen in der Mundart des Amtes Harzburg*

von Otto Rohkamm

### **‘Ne Dokterjeschichte**

„Laiwe Frøue!“ säe de Dokter in Harzeborch, „eck hewwe Sai n<sup>ou</sup> undersocht von allen Säten, awerst eck kann rainewech nist finnen, wat da uppehenwäiset, datt Sai krank sind. Wat hett Sai denne n<sup>ou</sup> aijentlich for Waihda’e?“

„Och“, maine dai Frøue, et was ne Witfrøue, noch in ‘en besten Jahren, „och“, maine se, „eck hewwe jo gra’e kaine Waihda’e, awer eck foihle meck immer sau flau in Lāiwe un denke mannichmal, eck wait gar nich wotau eck aijentlich up’er Welt bin. Eck hewwe dat Jefoihle: Et fählet meck wat!“

„Na“, säe de Dokter, „denne brøuk eck Sai wāier kaine Mellezāin upschrāiben, awerst wāi sind hāier in dai glicklijen Lage un w’ohnet hāier in dān hibschen Ba’e’orte, w’o dai schienen Sole- und Hailquellen sind. Do schrāiwe eck Sai glāik emal wat up, da gahet Sai midde hen nah’n Ba’eh’use un denne latet Sai seck d’ort dat vorraffoljen!“ —

Hai schraif, un de Frøue bedanke seck un junk ehrer Wā’e, awerst glāik kamm se wedder retøuer un maine: „Ach, Herr Dokter, entschillijen Se man, awer eck läse äben hāier up dān Rezepte: Sai hett meck fāif Stick Solobäder vorrschrāiben, n<sup>ou</sup> mecht eck emal fra’en, sejjet Sai, jifft et denne bl’ot Solobäder, oder jifft

et "ok noch andere, eck maine, saune wecke tau — twai Perßonen? Denne woll eck man sejjen, denne schrâiwet Sai meck man dai laiwer up, dai sind doch nich sau lankwâilich!"

„Jo“, maine de Dokter, „laiwe Fröue, eck glöuwe "ok, dat ist dat, wat Sai fählet!"

### En klaren Fall

De Hartochlich-Bronswâiksche Kamer-Rat Linnenbarch von'er Hartochlijen Kamer in Bronswâik, von 'er Fost, dai moßte nauchmals na'r Harzeborch k<sup>u</sup>omen, von amtswä'en. Hai moßte de Revâire inspezâiern, ob alles tau'n rechten stund un de Wâisungen von 'er Kamer "ok richtig bifoljet weren. Un dailwâise junk hai "ok jieren emal up de Jachd, na'n Herscheschaiten.

Sau kamm hai dän ainen Dach mid'er Kommischoon von Fostmesters un Festers up'en Brand bâier Rabenklippe. Da was Hannichen Brähmert in Jange mid'en Schort anneren Kult<sup>u</sup>urwâiwern. Se weren dabâie up 'en Haie dai Kâwer-fallen up'ten'ehmen, dai se en paar Da'e vorhär "ut'elecht harren, gr<sup>u</sup>ote frische Dannen-Borkensticke mid en paar dicken Stainen drupp, datt seck dai Kâwers da drundersetten sollen. Dai litje swarte Risselkâwer, de Fostmester sä'er „Orjerintus“ tau, denne hai was en gr<sup>u</sup>oten Botaniker, dai maket jo v<sup>i</sup>el Scha'en in Holte un bringet dai junken Dannen tau'n Afstarben. Disse Kâwers moßten de Fr<sup>o</sup>ensluie n<sup>o</sup>u insammen un in 'ne Pülle stâken. Dai vullen Pullen hett se moßten aflâiwern up 'en Fostamte tau'n Vorrl<sup>u</sup>ohnen, un de Kâwers sind denne d<sup>u</sup>ort up'ebrennt un in 'en "Oben est<sup>u</sup>oken.

Sau kr<sup>u</sup>op n<sup>o</sup>u up 'en gr<sup>u</sup>oten Brandhaie, dâne se na dän gr<sup>u</sup>oten Waldbranne up 'en „K<sup>u</sup>olendaalskoppe“ 'erst frisch up'efostet harren, Hannichen Brähmert rumhär, dai "ole Fröue von Appen<sup>u</sup>o'e, dai j'eden Dach twai Stunne Wääch make von Appen<sup>u</sup>o'e "ower'n „Bairwääch“ an „Zellholte“ hen, glâik in'er „Aarskarwe“ h<sup>u</sup>och under d'r „Kattnäse“ dorch, stickeln rupp na'r „Paulischnaise“ un „Fester-dränke“, na'n Rabenklippen "oder w<sup>u</sup>o se n<sup>o</sup>u sist grade krame. Un twai Stunne Wääch harre se't abens wedder barchrunder un ret<sup>u</sup>ur na H<sup>o</sup>us mid'er Kâipe up'en Puckele, w<sup>u</sup>o 'ehr "ole Râenscherm innestund un mid'er Kricke b<sup>u</sup>oben r<sup>u</sup>outkâike. M<sup>i</sup>ehrstendails knitte se noch underwâens "oder se namm 'ne Dracht drie'e Holt midde na H<sup>o</sup>us, b<sup>u</sup>oben up'er Kâipe. Un dat make dai Fröue foftich Jahre lank un alles tau Faute, saulange, wâi se kramen un kr<sup>u</sup>upen konne in Holte, 'ehr L<sup>i</sup>ewe-lank.

Se was n<sup>o</sup>u all 'ne "ole Wääsche, h<sup>u</sup>och in 'en Jahren, harre kainen Tâhn m<sup>i</sup>ehr in'en M<sup>o</sup>ule un all en krummen Rijjen. Se was all en betten quadderich in 'en Knâien, wâi wenn se de Fallummije herre, un wackele mit 'ehren spitzen Happele hen un hâr. De Kâijak, dai danze rupp un runder an 'ehren dinnen P<sup>o</sup>uterhalse, denne se was mager un l<sup>i</sup>eech wâi wenn se mid'er Zicke dorch de Hille fratt.

De Kamer-Rat Linnenbarch, dai was noch en strammen, forschen K<sup>i</sup>erel, b<sup>â</sup>inah noch in 'en besten Jahren. Dai wolle n<sup>o</sup>u dän "olen Wâiwe mal en paar g<sup>o</sup>ue Wiere tauk<sup>u</sup>omen laten un säe mit rechter „obrichkaitlijer“ Frindlichkait: „Na, Frau Brähmert, wie ich sehe, Sie werden gar nicht älter! Das macht wohl die gesunde Luft im Walde?“

„N<sup>i</sup>e'e“, säe Hannichen, „dat maket nich dai jesunne Lucht in Holte. Dai hett Sai jo "ok, Herr Kamer-Rat! Datt eck nich oldere, dat licht da anne, datt eck Dach for Dach m<sup>â</sup>ine Arbait make un meck nich up de f<sup>u</sup>le H<sup>o</sup>ut lejje, Herr Kamer-Rat. — Sai sind awer, wâi eck saihe, de leste T<sup>â</sup>it helleschen "olt eworn!“

# AUS DER HEIMATPFLEGE

---

## *Neue Straßennamen in einer alten ostfälischen Kleinstadt*

von Heinz Röhr

Königslutter/Elm, zu Füßen eines im Jahre 1135 von Kaiser Lothar von Süpplingenburg gegründeten Benediktinerstifts entstanden, ist eine vom Mittelalter geprägte Stadt. Der rechteckige Straßenmarkt, die winkeligen, engen Straßen und zahlreiche alte Fachwerkhäuser lassen das heute ebenso deutlich erkennen wie die mächtigen Kirchenbauten, die die Stadt überragen. Daher überrascht es nicht, daß einige Straßennamen recht alt sind (z. B. Burgtwete, jetzt Amtsgasse, zuerst erwähnt 1472; Neue Straße, ebenfalls 1472; Westernstraße 1568) und viel Interessantes über den Ort und seine Geschichte auszusagen vermögen. Die „Mühlenstraße“ erinnert an die vielen Mühlen, die es früher hier gab (1403: 7 Wassermühlen!), der „Stobenberg“ an die Badestuben, die wahrscheinlich in diesem Ortsteil gelegen haben, „Kattreppeln“ an den „Reppelbom“, den die in Oberlutter sehr zahlreichen Weber zum Riffeln des Flachses verwendeten. An der „Renne“ rann wirklich ein kleiner Bach, ein von der Lutter abgezweigter Augab, entlang, und über die „Driebe“ trieb man das Vieh. Auch der „Gänsemarkt“ führte seinen Namen zu Recht, denn er diente bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als Geflügelmarkt. Einige Straßennamen verschwanden allerdings oder wurden auf Wunsch der Anlieger durch andere ersetzt. Das gilt für die „Große Dreckstraße“, die „Kleine Dreckstraße“, den „Tratschenwinkel“ und den „Flohwinkel“.

Langsam wuchs die Stadt, die am Ende des Mittelalters nur 500 bis 600 Einwohner gehabt haben dürfte. 1663 zählte man einschließlich Oberlutter und Stift Königslutter 1309, 1793 2327, 1939 5823 Einwohner. Nach dem 2. Weltkrieg setzte, begünstigt durch den starken Flüchtlingszustrom und die Ausweitung bzw. Neuansiedlung einiger Industriebetriebe, eine sprunghafte Entwicklung ein, so daß die Einwohnerzahl bereits 1946 auf 8717 anstieg und heute fast 10000 erreicht hat. Die Bautätigkeit war rege, weit über 1000 Wohnungen konnten erstellt werden. Das alte Stadtbild wurde dabei nicht gestört, sondern blieb erhalten. In den neuen Wohnvierteln, die vor den Toren der alten Stadt entstanden, mußten zahlreiche neue Straßen angelegt und mit Namen versehen werden. Erfreulicherweise waren sich Rat und Verwaltung der Stadt darin einig, daß man verpflichtet sei, bei der Namensgebung an die reiche geschichtliche Vergangenheit der Stadt anzuknüpfen. So kam es, daß von den rund drei Dutzend neuen Bezeichnungen über die Hälfte auf alte Flurnamen zurückzugreifen.

Darunter finden sich so interessante Namen wie „Kluskamp“, der an die Clus, das ehemalige Siechen- und Armenhaus der Stadt erinnert, „Am Weingarten“, eine Bezeichnung, die als Hinweis auf Weinbauversuche der Benediktinermönche von Königslutter gelten kann, „Gerichtsweg“, der von dem Gerichtsfeld, dem Winterfeld der alten Feldmarkseinteilung, abgeleitet ist, „Am Dönneckenberg“ (1526 Dorneckenbusch genannt, also wohl ursprünglich ein Berg mit Dornesträuch), „Kupfermühlenberg“, der auf die in den Erbregistern des 16. Jahrhunderts in Königslutter erwähnten Kupferschmiede hinweist, und „Schlegersbusch“, wo einer Version der Sage nach der Ritter von Hagen den Ablaßprediger Johann Tetzl überfallen und erschlagen haben soll.

Weitere sechs Namen stehen mit dem wüsten Dorf Schoderstedt, das nördlich der Stadt lag, in Verbindung. Da es schon eine „Schoderstedter Straße“ und eine Siedlung „Neu-Schoderstedt“ gab, nannte man die Straßen in der Nähe des ehemaligen Dorfes nach dem Bach, der es einst durchfloß und in der Nähe zwischen den „Heidfeldern“ einen großen Teich, den „Schoderstedter See“, bildete, „Am Schoderstedter Beek“ und „An der Heidteichsriede“. Einige Straßen erhielten ihren Namen auch nach den überlieferten Bezeichnungen der 36 Höfe des untergegangenen Dorfes. Dazu gehören „Großer Hilligenhof“, „Kleiner Hilligenhof“ (Höfe in kirchlichem Besitz), „Holtnickel“ (im 13. Jahrhundert im Besitz der bekannten Braunschweiger Patrizier- und Ratsfamilie Holtnicker) und Fischerstieg (nach dem Fischerhof von Schoderstedt).

Bedeutende Persönlichkeiten, die in Königsutter gewirkt haben, gaben ebenfalls oft Anlaß für Straßenbezeichnungen. Dazu zählen der um Königsutter besonders verdiente evangelische Abt Johann Fabricius (1644—1729), einer der führenden Gelehrten seiner Zeit, ferner Dr. med. Johann Julius Wilhelm Dede-kind, der 1769—1789 als Stadtphysikus in Königsutter tätig war und bereits 1787 — 12 Jahre vor Achard — die für die Zuckergewinnung am besten geeignete Rübensorte entdeckte, der 1779 in Königsutter geborene Dr. Wilhelm Bode, 1825—1848 Magistratsdirektor von Braunschweig, über dessen bedeutsame Wirksamkeit Dr. Theodor Müller ausführlich berichtet hat, der verdiente Pädagoge und Bürgervertreter Wilhelm Schwieger (geb. 1860) und der Dichter Wilhelm Raabe, der lange Jahre im benachbarten Braunschweig wirkte und dort 1910 starb.

An die 1753 abgerissene Clemenskirche, die alte Pfarrkirche von Oberlutter (vgl. Braunschweigische Heimat 1967/3—4) erinnert die Straßenbezeichnung „Am Klemenshang“. Da der Anteil der Flüchtlinge und Vertriebenen an der Bevölkerung mit 25 bis 30 Prozent immer recht hoch war, versäumte man nicht, einige Namen auszuwählen, die die Verbundenheit der Vertriebenen mit ihrer alten Heimat wachzuhalten vermögen. So entstanden die Bezeichnungen „Waldenburger Weg“, „Hirschberger Weg“, „Grünberger Weg“, „Gerhart-Hauptmann-Straße“, „Immanuel-Kant-Straße“, „Friedlandweg“ und „Berliner Platz“. Geplant ist ein „Ärzteviertel“ zu schaffen, in dem Straßen nach bedeutenden Ärzten benannt werden sollen. Gedacht ist dabei namentlich an Dr. Samuel Hahnemann, den Entdecker des homöopathischen Heilverfahrens, der 1796—1799 in Königsutter praktizierte (vgl. Braunschweigische Heimat 1955/1), Dr. Otto Griepenkerl, der 1888 in Königsutter starb, ein weit über die Grenzen der Stadt geschätzter Arzt und Forscher (vgl. Braunschweigische Heimat 1970/1), Dr. Peter David Krukenberg, geb. in der Rats-Apotheke zu Königsutter 1787, der als Professor der Medizin in Halle/Saale einer der Wegbereiter der naturwissenschaftlich orientierten Medizin in Deutschland war, und Geh. Medizinalrat Dr. Jean Paul Hasse (1830—1898), den Gründer und langjährigen Leiter des Nieders. Landeskrankenhauses. Selbstverständlich wird man auch nicht vergessen, den 1968 verstorbenen verdienten Bürgermeister der Stadt Karl Köhler durch eine Straßenbenennung zu ehren.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß der Versuch, in Königsutter bei der Namensgebung neuer Straßen weitgehend historische Gesichtspunkte zu berücksichtigen, durchaus geglückt ist. Man kann nur wünschen und hoffen, daß dort weiterhin so verfahren wird und daß auch andere Städte diesem Beispiel in ähnlicher Weise folgen werden.

## Neues Harzschrifttum

Otto Rohkamm, 1000 Jahre Harzburg. Selbstverlag der Stadt Bad Harzburg 1972. 180 S. auf Kunstdruckpapier mit 144 Bildern. Geb. 20,— DM.

Der Verfasser, seit vielen Jahren im Harz und Harzvorlande rühmlich bekannt als Mundartdichter durch seine beiden Bucherfolge „Harzer Land und Luie“ (1958) und „Heimat an'n Harze“ (1968) wie durch zahllose Vorlesungsabende vor Harzklub-Zweigvereinen, Heimat- und Geschichtsvereinen, Altenkreisen und anderen Hörergemeinschaften ist nun auch zum Chronisten seiner Heimatstadt geworden. Obwohl er sich bisher nicht mit historischen Aufgaben befaßt hatte, ist ihm in wenigen Jahren gelungen, was andere vor ihm trotz wiederholter Ansätze nicht zuwege gebracht hatten: eine zusammenhängende, anschauliche und daher fesselnde Darstellung des Werdeganges der Stadt Bad Harzburg aus den armseligen Anfängen einer kleinen Waldarbeiter- und Hirtensiedlung zu einem international bekannten modernen Kurort. Da sich diese ungewöhnliche Entwicklung hauptsächlich während der letzten 120 Jahre vollzog, also in einem Zeitraum, aus dem schriftliche, mündliche und bildliche Quellen reicher zur Verfügung stehen als aus der älteren Vergangenheit, ist der Schilderung dieser letzten Epoche der breitere Raum des vorliegenden Buches mit 155 Seiten gewidmet, gegliedert in die Abschnitte V. „Der Beginn des Kur- und Badelebens“, VI. „Harzburg wird Bad und Stadt“, VII. „Die Entwicklung bis 1914“, VIII. „Der Kurort im 1. Weltkrieg“, IX. „1918 bis 1932“, X. „Von 1933 bis 1945 im ‚Dritten Reich‘“, XI. „Weiße Fahnen in Harzburg“, XII. „Leave-Centre und Notzeit“, XIII. „Aufschwung im Wirtschaftswunder“ und XIV. „Das Jahr 1971“.

Gewissenhaft hat hier O. Rohkamm alles zusammengetragen, was er in Erfahrung bringen konnte über den Werdegang der Badeanlagen und des Kurbetriebes, über die bauliche Entwicklung des

Ortes, über die Entstehung der Grün- und Sportanlagen, über das kirchliche und schulische Leben, über die Kommunalverwaltung mit ihren Bemühungen um Wasserversorgung und Kanalisation, Verkehrserschließung und allgemeinen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung des Gemeinwesens sowie über politische Ereignisse. Bei der wohlgeordneten Wiedergabe des umfangreichen Stoffes hat sich der Verfasser nicht mit einer nüchternen Aneinanderreihung von Tatsachen begnügt, wie man sie sonst oft in ortsgeschichtlichen Veröffentlichungen findet, sondern er hat es als geborener Erzähler verstanden, in flüssigem Stil alles Geschehen zu einem lebendigen Gesamtbilde der Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte seines Heimatortes in der Neuzeit zusammenzufügen, das zum Teil durch eigenes Erleben und mündliche Schilderungen von anderen Augenzeugen mitgeprägt ist. So vermag das Buch sowohl der einheimischen Bevölkerung und den Harzburger Kurgästen wie allen Harzfreunden schöne Stunden der Unterhaltung und Belehrung zu bescheren, wobei nicht wenig die überaus reiche Bildausstattung zur Veranschaulichung des geschriebenen Wortes beiträgt. Sie ist in erster Linie jenen Männern des Harzburger Geschichts- und Altertumsvereins zu danken, die seit Jahrzehnten mit einem für kleinstädtische Verhältnisse ungewöhnlich weitblickenden Sinn für bildliche Dokumentation nicht nur wichtige Tagesereignisse, sondern auch scheinbar unbedeutende Zustände im Alltagsleben der Einwohner und im Erscheinungsbilde des Ortes mit der Kamera festhielten. Durch solche Bilder und durch Rohkamm's Schilderungen von der Arbeitswelt der „kleinen Leute“ und von den Notzeiten nach den beiden Weltkriegen gewinnt das Buch über den örtlichen Rahmen hinaus eine besondere Bedeutung als Quelle für die allgemeine Volkskunde und Wirtschaftsgeschichte unserer Heimat in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Flehsig

Heinrich Rohkamm, Sechs Märchen um Bad Harzburg. Herausgegeben von Dr. Otto Rohkamm im Verlag Giebel & Oehlschlägel, Osterode 1971. 54 S. mit 6 Zeichnungen. Kartoniert.

Der Verfasser, 1889 in Seesen am Harz geboren, war nach 24jähriger Wirksamkeit als Kurdirektor von Schreiberhau im Riesengebirge gegen Ende des 2. Weltkrieges als Flüchtling in seine Harzheimat zurückgekehrt und hatte sich von 1946 bis zu seinem Tode im Jahre 1949 der Wiedereinrichtung des durch Kriegs- und Nachkriegswirren zerütteten Kurbetriebes in Bad Harzburg gewidmet. Dort schrieb er u. a. das seitdem oft aufgeführte Freilichtspiel „Harzburger Salz“ zum traditionellen Bartholomäusfest der Harzburger. Aus seinem Nachlaß veröffentlichte nun der bekannte Harzburger Heimatpfleger und Mundartdichter Otto Rohkamm die vorliegenden Märchen seines ihm nicht verwandten Namensvetters unter Beigabe eines biographischen Vorworts und 6 eigenen Zeichnungen.

Es handelt sich bei diesen Märchen mit den Titeln „Der König Krodo“, „Der Köhlerjunge und das Burgfräulein“, „Marie und das Schimmelchen“, „Der Teufel im Glase“, „Der Bergherr Achtermann“ und „Der Juliusstau“ um Kunstschöpfungen eines phantasiebegabten Schriftstellers und nicht um Volksdichtungen im landläufigen Sinne des Wortes Märchen. Gleichwohl knüpfen die Stoffe, die hier behandelt werden, teils an Motive der Volkssage, teils an Begebenheiten der örtlichen Geschichte an und erhalten dadurch einen heimatkundlichen Reiz, der dem Büchlein gewiß einen interessierten Leserkreis unter den fremden Harzbesuchern gewinnen wird.

*Flehsig*

Willy Hartmann, Häuserbuch der Stadt Seesen. Herausgegeben von der Stadt Seesen im Selbstverlag 1971. 486 S. mit 6 Abbildungen im Text und 18 Kunstdrucktafeln. Kartoniert.

Das erstaunlich umfangreiche, nachgelassene Werk des 1967 verstorbenen Verfassers, das von Justizinspektor und Archivpfleger Karl Oberbeck in Seesen für die

Veröffentlichung überarbeitet wurde, gliedert sich nach einer Einleitung in die Abschnitte „Alphabetisches Verzeichnis der Straßen, Häuser und wüsten Baustellen“ mit einem Verzeichnis der archivalischen Quellen, „Die Bürgermeister“, „Das Braurecht“, „Der Pfahlzins der Häuser“, „Die Brau-, Bühnen- und Bürgerhäuser in der Stadt und vor der Stadt“, „Die Stadtbrände von 1522 bis 1898“ und „Alphabetisches Verzeichnis der Hauseigentümer“.

Wir haben es hier mit einem gewichtigen Nachschlagewerk zu tun, in dem sich die Seesener Einwohner zuverlässig und erschöpfend über die Abfolge der Hausbesitzer im Laufe der Jahrhunderte unterrichten können. Es versteht sich von selbst, daß dabei ein für den Familienforscher sehr ergiebiger Quellenstoff durch die Heranziehung von Kaufverträgen, Ehestiftungen, Erbschaftsverhandlungen und ähnlichen Akten ausgebreitet wird, der durch das alphabetische Namenverzeichnis der Hauseigentümer am Schluß bequem aufgeschlüsselt ist. Auch für den Wirtschaftshistoriker sind allerlei interessante Angaben über das Brauwesen sowie über Grundstücks-, Gebäude- und Inventarpreise zu finden.

Nur der Volkskundler kommt nicht so recht auf seine Kosten, der von einem „Häuserbuch“ in erster Linie Aufschlüsse über die Bauart, die Raumgliederung und die frühere Innenausstattung der behandelten Häuser erwartet. Zwar bieten 46 Bilder auf Kunstdrucktafeln eine gewisse Anschauung von der äußeren Erscheinung der Seesener Haustypen, doch hätte der Hausforscher gern mehr erfahren aus Bauakten und Nachlaßinventaren wie aus Zustandsbeschreibungen verschwundener und noch vorhandener Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Doch derartige Fragestellungen lagen dem Verfasser wohl fern, der sich von Berufs wegen als Justizamtman vornehmlich für die besitzrechtlichen Verhältnisse interessierte. Trotz solcher Einseitigkeit verdient das mit bewundernswertem Fleiß geschaffene Buch einen angesehenen Platz in der heimatgeschichtlichen Literatur und die Stadt Seesen Anerkennung für die Finanzierung der aufwendigen Veröffentlichung.

*Flehsig*

# Braunschweigische Heimat



Universitätsbibliothek  
der  
Technischen Universität  
33 Braunschweig  
Pockelsstraße 4

1972

58. Jahrgang · Heft 4 · Dezember

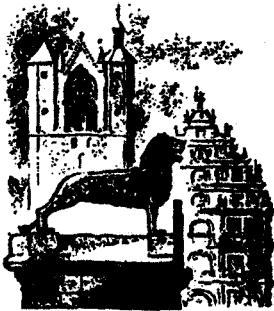
---

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

## Inhaltsverzeichnis

Verborgene historische Stätten: Die Scheverlingenburg — Walle Von Oberkustos Dr. Hans Adolf Schultz, Braunschweig, Fuchsweg 11 . . . . .	97
Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen (Schluß):	
5e) Namen aus dem Verwaltungsdienst	
6) Schlußfolgerungen aus den Einzelbeobachtungen	
Von Oberkustos Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 . . . . .	103
Die Abendmahlbilder im Raume Braunschweig-Wolfenbüttel und ihre niederländischen Vorlagen, 3. Teil (Schluß)	
Von Oberschulrat i. R. Dr. Hermann Oertel, Braunschweig, Kollwitzstraße 2 . . . . .	109
Die Vegetation des Osels bei Wolfenbüttel	
Von cand. rer. nat. Dietmar Brandes, Braunschweig, Fasanenstraße 31 . . . . .	119
Wüstung Schoderstedt bei Königslutter	
Von Konrektor Heinz Röhr, Königslutter, Pastorenkamp 13 . . . . .	125
De „uole Ferst“. Erzählung in der Mundart des Amtes Harzburg	
Von Dr. Otto Rohkamm, Bad Harzburg, Heinrich-Julius-Straße 42 . . . . .	128
Neues heimatliches Schrifttum . . . . .	128



Warum in die Ferne schweifen?

**BRAUNSCHWEIG**

bietet viel!

Große Kultur - 1000 Jahre

Gemäldegalerien - Rembrandt - Rubens - Vermeer

Staatstheater - Oper - Operette - Schauspiel - Stadthalle

Wanderungen im Naturschutzgebiet Riddagshausen

---

**Amt für Wirtschafts- und Verkehrsförderung · 33 Braunschweig · Rathaus**

Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 440 65,  
Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 2 017 762, Braunschweig



# Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,  
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1  
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag  
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

58. Jahrgang

Dezember 1972

Heft 4

## Verborgene historische Stätten

### Die Scheverlingenburg — Walle

von Hans Adolf Schultz

Pastor C. Brandt schreibt 1912 in seinem sehr interessanten Buche „Schwülper. Ein Stück niedersächsischer Heimatgeschichte“ in einem Hinweis auf den Nachbarort Walle: „Noch heute lebt unter den alteingessenen Bewohnern von Walle das Bewußtsein, daß ihr Heimatdorf verschiedentlich eine bedeutsame Rolle in der Vergangenheit gespielt und eine Sonderstellung im Rahmen der heutigen Parochie Groß Schwülper eingenommen hat“. Ohne Zweifel ist in diesem Volksbewußtsein etwas überliefert, das auf die Scheverlingenburg zurückgeht. Genauerer Wissen um diese ist in der Bevölkerung allerdings fast ganz erloschen. Ähnliches drückt schon 1856 der Braunschweiger Hofrat Dr. J. L. U. Dedekind in „Scheverlingenburg oder Walle“ aus, wenn er schreibt: „Von den vielen Burgen ... ist Scheverlingenburg am allerwenigsten bekannt“.

Wenn auch manches unklar ist, so ist doch die Lage und ein Teil der Geschichte bekannt. Die Namensformen in den Urkunden sind nahezu gleichlautend, doch mit Abweichungen geschrieben: *Ceverlingeborch* — in der Ausstattungsurkunde des Kaisers Otto IV. vom 27. Januar 1213; (Rehtmeyers Br. Lüneb.

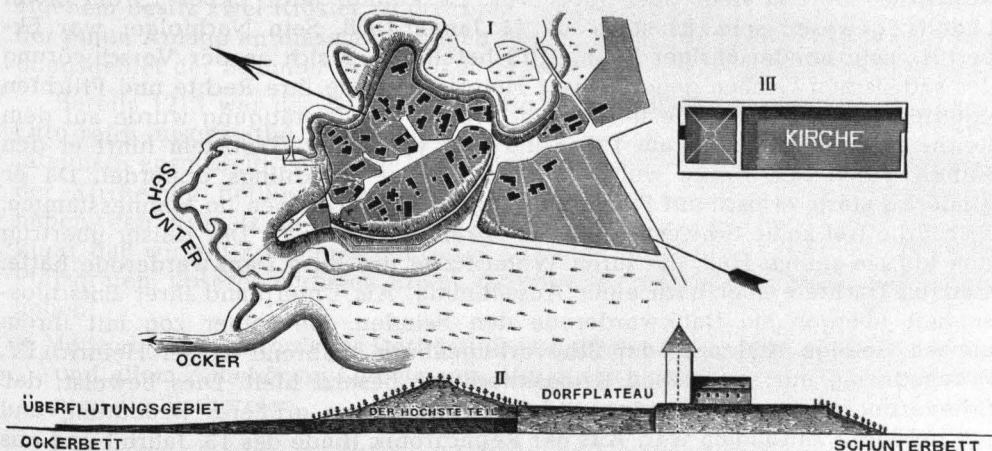


Abb. 1: „Grundplan von Walle“, etwa 1850 angefertigt. Die von Natur aus geschützte Lage im Mündungsdreieck zwischen Schunter und Oker ist gut zu erkennen.

Chronica, 1722, fol. Th. II, S. 451); *Scheverlingburch* — in der Bestätigungsurkunde des Pfalzgrafen Heinrich vom 27. Januar 1213 (Rehtmeyers Kirchenhistorie, Beil. zu Kap. VI, No. 2, S. 58); *Sceverlingeborch* — in der Schenkungsurkunde des Kaisers Ottos IV. an das Stift St. Blasien vom 18. Mai 1218 (Rehtmeyers Kirchenhistorie, Th. I, Beilage zu No. 3, S. 59 ff); *Keuerlingenburg* — in dem Testamente Ottos IV. vom 18. Mai 1218 (Origg. Guelf. Tom. III, S. 364); *Scheverlingeborch* — in der Schenkungsurkunde Ottos IV. vom 18. Mai 1218 (Rehtmeyers Kirchenhistorie, Beil. No. 3, S. 59); *Scheverlingeborg* — in der Urkunde des Bischofs Siegfried von Hildesheim von 1218 (Origg. Guelfic. Tom. III); *Sceverlingeborg* — in der Bestätigungsurkunde Ottos des Kindes vom Januar 1227 (Origg. Guelfic. Tom. IV); *Jevelingeborg* — in der Bestätigungsurkunde Gregors IX. vom 11. Mai 1227 (Rehtmeyers Kirchenhistorie, Theil I, Beilage zu VI. Cap. No. 5, S. 62); *Scheverlingburg* — in der Überschrift der Gregorianischen Bestätigungsurkunde (Rehtmeyers Kirchenhistorie, S. 61); *Severlinborch* — in Bothos Bilderchronik (Leibnitz Scriptorum Rer. Brunsv. Tom. III, S. 330); *Severlingeborch* — in dem Memorien- und Festtagsbuch von St. Blasien in Braunschweig, 1380).

Im landschaftlich sehr anmutigen Mündungswinkel zwischen Schunter und Oker und zwar dort, wo der hohe Uferrand mit einem Hügelsvorsprung auf der südlichen Seite der Schunter in einen niedrigeren Wiesengrund überzugehen beginnt, liegt der Ort Walle (etwa 10 km nordwestlich von Braunschweig, im Südzipfel des Landkreises Gifhorn). Diese Stelle, förmlich eine Inselbildung zwischen natürlichen Wasserläufen und sumpfigen Auen, war hervorragend geeignet für den Bau einer befestigten Anlage, einer Burg, wie man sowohl mit einem kurzen Blick auf eine geographische Karte als auch im Dorf selbst ohne Mühe feststellen kann.

Es liegt nahe, vor allem bei einem Vergleich mit den anderen Schunterburgen anzunehmen, daß hier bereits eine Wallanlage des 9. bzw. 10. Jahrhunderts bestanden hat. Diese ließe sich nur durch Grabungen nachweisen.

Die zeitliche Festlegung der Scheverlingenburg ist ebenfalls schwierig. Dedekind glaubt, den Grafen Ludolf als Erbauer annehmen zu können. Ein urkundlicher Beweis liegt aber nicht vor. Es könnte auch Ekbert I., der Sohn Ludolfs, gewesen sein. Er starb am 11. Januar 1068. Sein Nachfolger war Ekbert II., sein minderjähriger Sohn. 1073 beteiligte er sich an der Verschwörung der sächsischen Großen gegen Kaiser Heinrich IV., die ihre Rechte und Pflichten erhalten wollten. Er wurde in die Acht erklärt. Die Bestätigung wurde auf dem Reichstag zu Regensburg am 1. Februar 1089 verkündet. Trotzdem führt er den Kampf gegen den König weiter. 1090 wurde er meuchlings ermordet. Da er kinderlos starb, erlosch mit ihm das Geschlecht der Brunonen im Mannesstamme. Sein Erbe trat seine Schwester, die Markgräfin Gertrud, an. Der Kaiser übertrug nun auf sie seinen Haß, die ihren Wohnsitz in der Burg Dankwarderode hatte. Gertrud trachtete aber nach einer Aussöhnung. Als Unterpfand ihrer Entschlossenheit übergab sie Dankwarderode den Feinden. Sie selber zog mit ihrem ganzen Gefolge 1091 nach der Scheverlingenburg, während Kaiser Heinrich IV. Braunschweig mit „bairischen Kriegsknechten“ besetzt hielt. Dies beweist, daß Scheverlingenburg damals eine wichtige Anlage von größerer Bedeutung und mit größeren Ausmaßen war. Aus der Reimchronik (Ende des 13. Jahrh.) und aus Bothos Braunschweiger Bilderchronik erfahren wir weiterhin, daß die Vertreibung der Bayern aus Braunschweig einem Bader, wohl richtiger einem Schaffner

(d. i. Aufseher über die Wirtschaft, Haushofmeister), zu danken ist. Er soll ein Feuer entfacht haben, in dem viele von der feindlichen Besatzung umkamen. Jedenfalls räumte die Besatzung sehr schnell die Burg Dankwarderode. Gertrud konnte in ihren alten Burgsitz zurückkehren.

Aus den folgenden Jahrzehnten liegen keine weiteren Nachrichten vor. Bei der Erbteilung der Söhne Heinrichs des Löwen, im Jahre 1202 in Paderborn, wird Scheverlingenburg zusammen mit dem Braunschweiger Gebiet an den jüngsten Sohn, den späteren Kaiser Otto IV. gefallen sein.

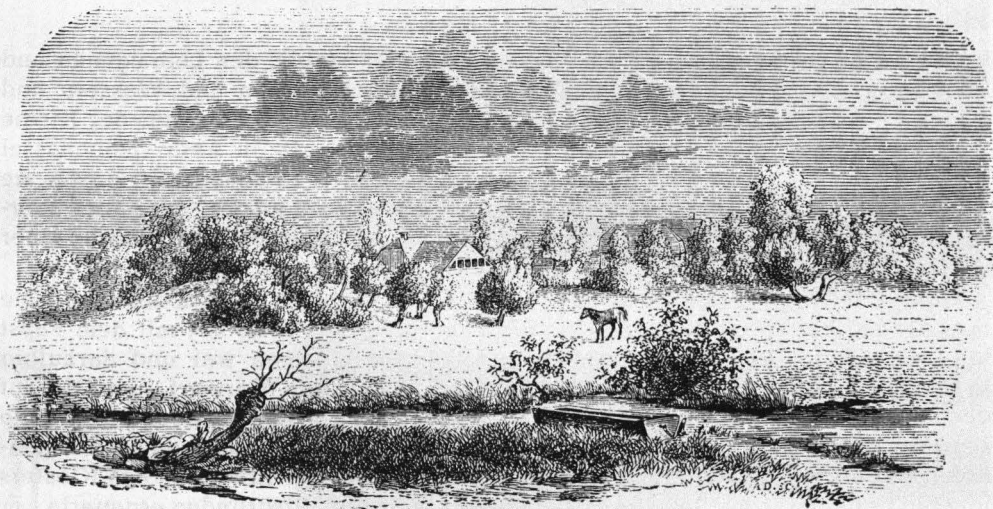


Abb. 2: Die Stätte, auf der die Scheverlingenburg lag. Darstellung aus der Zeit um 1800.

Im Jahre 1212, am 10. Juni, weilte der Kaiser mit seinem Hofstaat in der Burg. Dies ist ein Beweis, daß sie damals noch in gutem Zustande war und noch große Bedeutung besaß. Vielleicht hängt es auch damit zusammen, daß er bei seiner Verlobung mit Beatrix zu Würzburg 1209 ein Gelübde getan hat, auf eigenem Besitz zwei Klöster zu errichten. Augenscheinlich hatte er die Gründung der einen Anlage an diesem günstigen Punkt im Norden Braunschweigs im Mündungsgebiet der Schunter in die Oker geplant.

Bereits 1213 war der Bau einer Kirche in Angriff genommen. Sie wurde von Otto reich ausgestattet. Die Urkunde vom 27. Januar 1213, die selbstverständlich lateinisch ausgestellt ist, lautet in deutscher Übersetzung: „Da wir also bezüglich der Kirche der heiligen Maria bei Ceverlingeborch, deren Bau wir begonnen haben, den Vorsatz zu seiner glücklichen Vollendung haben, so tun wir allen kund, daß wir mit Zustimmung unseres geliebten Bruders Heinrich, des erlauchten Pfalzgrafen, unseres nächsten Erben, dieselbe mit folgenden Gütern ausgestattet haben:

in Honrod (wüst gewordenes Dorf östlich von Walle) mit 17 Mansen\*, einer Mühle und allem Zubehör an Leibeigenen, Waldungen und Wiesen, aber ausgenommen die Fischereien

\* Nach Gesenius, C.: Das Meierrecht. Wolfenbüttel 1803, S. 23, Mansus bedeutet kein bestimmtes Ackermaß, sondern jeden Bauernhof, ohne Hinsicht auf die Quantität ... der Länderei, also überhaupt eben das, was unser Bauer eine Stelle, eine Stätte nennt.

in Waggen (Waggum) mit 2 Mansen und dem Walde Bodenhorn  
in Sosthorne (Gifhorn) mit einer Mühle und allem übrigen, was uns daselbst  
gehörte an Äckern, Wäldern, Wiesen und Gewässern  
in Gamenhusen (Gamsen) gleichfalls mit allem, was unser war  
desgleichen mit Bocla (Bokel) und allem Zubehör  
in Borssne (Börßum) mit 35 Mansen und 18 Äckern und einer Mühle, mit den  
Leibeigenen daselbst und den anderen, mit jener Villication befindlichen Zu-  
behörungen an Wäldern, Wiesen und Wassern  
auch mit der Pfarrei daselbst mit ihren 11 Mansen  
in Wenedessum (Wendessen) mit 19 Mansen, einer Mühle, den Leibeigenen und  
übrigem Zubehör dieser Villication an Wäldern, Wiesen und Wassern und  
mit der Pfarrei daselbst, ihren 5 Mansen und 1 Mühle ebenso mit der Kirche  
bei Elmesborch (die Elmsburg) mit der Hälfte der Kirche in Assle (Hohenassel  
bei Salder). Außerdem überlassen wir der gedachten Kirche alles frei, was sie  
in Zukunft von unseren eigenen Gütern wird erwerben mögen. Also auch über-  
weisen wir dieser Kirche jene Ausstattung, frei von jeglicher Bürde einer  
Schirmvogtei."

Pfalzgraf Heinrich erteilte noch am gleichen Tage seine Zustimmung. Die  
Fortführung der Arbeiten stockte jedoch bald, da Kaiser Otto IV. mit dem Papst  
Innocenz III. in eine harte Auseinandersetzung gekommen war und daraufhin  
in den Bann getan wurde. Interessant ist dann wieder ein Vorwurf, der 1213 auf  
dem Konzil zu Rom niedergelegt wurde, „daß er ein Kloster zerstört und in eine  
Burg umgewandelt habe“. Dies läßt sich nur so erklären, daß Otto, da sein Gegen-  
könig Friedrich II. in der Gunst des Papstes stand, mit der Erbauung des Klosters  
innehielt und dafür die Befestigungsanlagen aus Sicherheitsgründen erneuerte. ,

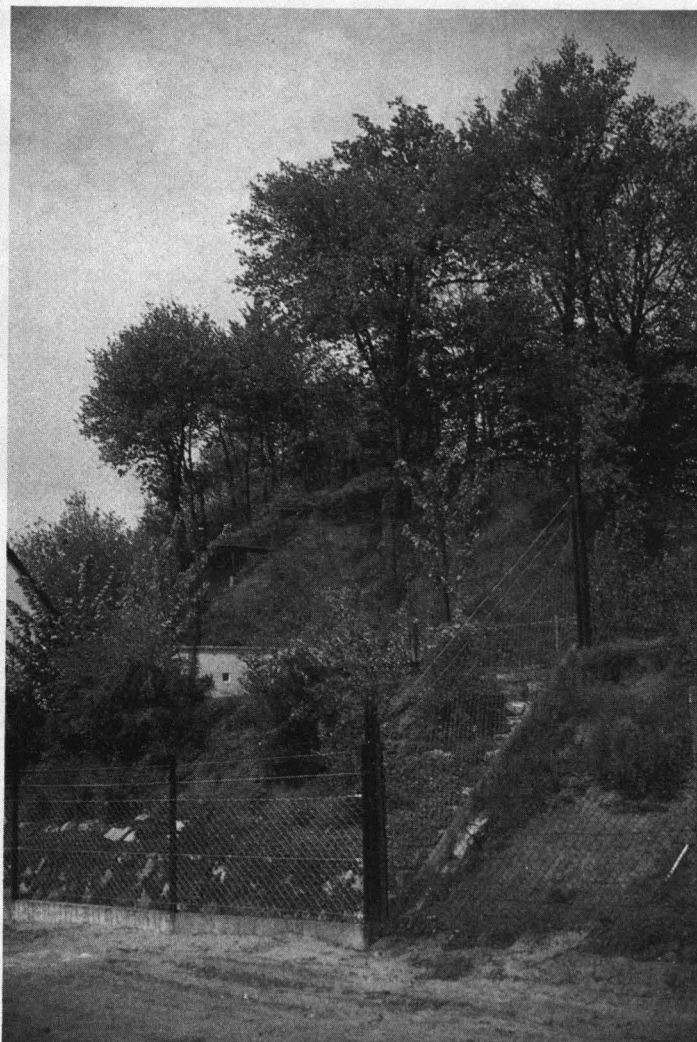
1218 erkrankte Otto und zog von der Harliburg auf die Harzburg, wo er am  
19. Mai verstarb. In einer Urkunde vom 18. Mai des gleichen Jahres hatte er dem  
Johannes dem Täufer und dem heiligen Blasius zum Heile seiner Seele die  
Scheverlingenburg mit allen Zubehörungen an Kirchen, Gütern u. a. geschenkt.  
Diese Schenkung wiederholte er in seinem Testamente vom gleichen Tage „Alle  
unsere Güter in Keuerlingeburg und den Ort selbst mit den Kirchen, Äckern,  
Weiden, Wiesen, Waldungen und Fischereien und mit aller jener Zubehörung  
(cum omni illa integritate), mit welcher wir dieses und alles andere dem Orte  
selbst, Gott und der heiligen Maria zugewandt hatten, übertragen wir dem  
heiligen Johannes dem Täufer und dem heiligen Blasius in Braunschweig, jedoch  
mit der Bedingung, daß der Convent von St. Blasien dort einen Priester, einen  
Diakonus und einen Subdiaconus bestelle, damit dort zur Ehre Gottes und der  
heiligen Maria für das Heil unserer Seele ununterbrochen Gottesdienst gehalten  
werde, alles Ubrige aber möge der Convent auf seine Pfründen nützlich ver-  
wenden. Und wir bitten dich, teuerster Bruder, mit aller Inständigkeit und allem  
Fleiß, daß du diese unsere Anordnung fest und unverbrüchlich haltest, aus Liebe  
zu Gott und um unseres und deines Heiles willen, weil wir hoffen, und glauben,  
jenes sei Gott wohlgefälliger und deiner Seele heilvoller, als wenn der vor-  
bezeichnete Ort in dem bisherigen Zustande, unserem Heile entgegen, elendiglich  
verginge."

Pfalzgraf Heinrich, der Bruder und Erbe Otto IV., wurde vom Bischof Siegfried  
von Hildesheim, zu dessen Sprengel sowohl die Scheverlingenburg wie auch das  
St.-Blasius-Stift in Braunschweig gehörten, veranlaßt, dieses Testament anzuer-



Abb. 3:

Die ehemals künstlich aufgeschütteten Wälle zeigen sich noch heute hinter und in den Gärten der Neubauten.



kennen. Vermutlich wurde die Urkunde hierüber noch in der Zeit des Begräbnisses ausgefertigt. Das Stift St. Blasius erwarb damit nicht nur die reiche Ausstattung der Marienkirche in Scheverlingenburg, die Kaiser Otto IV. ihr zuerkannt hatte, sondern die Kirche und den inzwischen angewachsenen Ort hinzu.

Erwähnt sei noch, daß in der genannten Schenkungsurkunde Ottos IV. von Kirchen in Scheverlingenburg die Rede ist. Hiernach gab es neben der unvollendeten Klosterkirche St. Marien noch eine weitere, die St.-Christinen-Kirche. Bestätigt wird in Bothos Braunschweiger Bilderchronik (Ende des 15. Jahrhdts.) „Severlinborch, dat nu in den walle heyt to Sunte Christinen“. Es ist nicht leicht, bei dem Fehlen eindeutiger Nachrichten die Identifizierung der beiden Kirchen vorzunehmen. Vielleicht hat sich die St.-Christinen-Kirche aus der Burgkapelle entwickelt, während eben die Marien-Kirche eine Neugründung zu dem vorgesehenen Kloster gewesen ist.

Abb. 4:

Hinter dem großen Rundplatz der ehemaligen Burg steht die Kirche, deren Turm alt ist. Das Schiff ist 1835 neu gebaut worden.



Als Papst Gregor IX. (1227—1241) sein Amt übernommen hatte, erneuerte der Convent von St. Blasien seine Bitte, den Güterbesitz zu bestätigen. Dieses geschah am 11. Mai 1227.

Trotz allem wurde der Besitz geschmälert. Schon Pfalzgraf Heinrich hatte damit begonnen, als er 1221 die Kirche in der Elmsburg von hier abtrennte und sie mit allen Zubehörungen den „Brüdern des Deutschen Hauses Unserer Lieben Frau zu Jerusalem“ oder dem „Deutschen Orden zu Ehre der Jungfrau Maria“ zum Heile seiner Seele und zur Rettung von allen seinen Sünden übertrug.

Während dieser Zeit verfiel die Feste Scheverlingenburg zusehends. Vielleicht wurde sie überhaupt ein Opfer der hier örtlich bedingten Ritterfehden am Ende des 14. Jahrhdts. Damit verlor sich ebenfalls der Name. Seit 1380 kommt er in Urkunden nicht mehr vor. Dafür finden sich genügend Belege, daß die dort wohnende Bevölkerung sich „die im Walle“ oder „up dem Walle“ genannt habe. Anstelle Scheverlingenburg tritt nun Walle.

Ob man von Rothemühle, vom Norden oder vom Osten nach Walle kommt, man empfindet in diesem Orte zu jeder Jahreszeit einen eigenartigen landschaftlichen Reiz. Die zeitweiligen Hochwässer mit ihren Überflutungen an der Oker und an der Schunter unterstreichen dies noch ganz wesentlich. Das Dorf liegt mit den vielen Weiden, den hohen Eichen und Buchen, dem großen Rund in der Mitte und dem Kirchturm versonnen da und läßt unwillkürlich manches erkennen und in Beziehung setzen zu der alten Scheverlingenburg. So sind die hohen künstlichen Wallbefestigungen an der Südwestseite noch teilweise erhalten. Einzelne Abschnitte sind bereits früher begradigt, andere sind erst in den letzten Jahren bei den an sie angelehnten Neubauten für Gärten und Einbauten genutzt. Ein doppelter Graben lag an der Südseite. Neben dem „Festungsgraben“ zog sich der „Wolfgraben“ hin, der für die Regulierung des Wasserstandes erforderlich war. Immer wieder zutage kommende Eichenpfähle lassen Rückschlüsse auf starke Palisadenwände zu. Unklar ist der im Westen angrenzende „Halsberg“. Keineswegs hat er etwas mit einer ehemaligen Richtstätte mit Galgen zu tun. Wohl aber kann er eine, vielleicht auch befestigte Nebenanlage der Burg gewesen sein. Erst Grabungen werden hierüber Aufschluß geben können.

# Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen

von Werner Flechsig

(Schluß)

## 5 e) Namen aus dem Verwaltungsdienst

Auf S. 10 ff. des 57. Jahrganges unserer Zeitschrift habe ich 1971 bereits einige Namen nach Berufsbezeichnungen aus dem Verwaltungsdienst behandelt, soweit er auf dem flachen Lande in den fürstlichen Ämtern, in den Dorfgemeinden und bei der ländlichen Rechtsprechung ausgeübt wurde. Es blieb nun nur noch übrig, die Berufsbezeichnungen in den Stadtverwaltungen und in der fürstlichen Zentralverwaltung zu untersuchen. Dabei stellte es sich heraus, daß unter den neuzeitlichen Familiennamen nicht nur die jüngeren Lehnwörter *Minister*, *Sekretär* und *Syndikus* fehlen, von denen die beiden letzten schon im späten Mittelalter als Berufsbezeichnungen Eingang gefunden hatten, sondern auch die alten Amtswörter *Bürgermeister* (niederdeutsch *Borgemester*), *Rat* und *Kanzler*.

Von den höheren Ämtern ist nur *Kämmerer* bzw. *Kammerer* mit 13 bzw. 4 Namensträgern im Braunschweiger Adreßbuch von 1937 vertreten, von niederen Diensten in der gleichen Quelle *Pförtner* 12mal und *Hausmann*, die frühere Bezeichnung des Hausmeisters, 24mal. *Pörtener*, die niederdeutsche Form für *Pförtner*, erscheint in Braunschweig schon 1402 mit dem Namen *Henning Portener*<sup>1)</sup>, fehlt jedoch im Bürgerverzeichnis der Stadt von 1671 ebenso wie ihre Verhochdeutschung zu *Pförtner*<sup>2)</sup>. Die 1937 in Braunschweig nachweisbaren Familien dieses Namens können also erst in neuerer Zeit nach hier zugewandert sein, und zwar wahrscheinlich aus dem Kr. Gandersheim, denn von den 19 braunschweigischen Landgemeinden, in denen es 1938 Familien namens *Pförtner* gab, gehören allein 16 zum Kr. Gandersheim und nur je eine zu den Kreisen Braunschweig, Wolfenbüttel und Holzminden<sup>3)</sup>. Auch im ganzen Fürstentum Calenberg-Göttingen gab es nach der Musterungsrolle von 1585 nur einen Träger des gleichen Namens, und zwar einen *Joachim Pfortner*, der damals bezeichnenderweise von Beruf *Pförtner* auf dem herzoglichen Schloß Friedland bei Göttingen war<sup>4)</sup>. Ähnliche Aufgaben wie ein *Pförtner* verrichtete in alter Zeit auf Schlössern und Burgen der *Hausmann*, niederdeutsch *Husmann* genannt, doch gingen zumal in der welfischen Residenz Wolfenbüttel seine Dienstaufgaben über die Sorge für das Dienstgebäude, wie sie heutzutage einem Hausmeister obliegt, weit hinaus.

Der Hausmann *Julius Schaper* auf dem Wolfenbütteler Schloß z. B., dessen Bestallung vom Jahre 1591 überliefert ist<sup>5)</sup>, mußte zusammen mit 3 ihm unterstellten Gesellen nicht nur Tag und Nacht Feuerwache halten, sondern auch Musikinstrumente beherrschen und als Bläser die Hofkapelle in ihren künstlerischen Darbietungen bei kirchlichen und höfischen Festen verstärken. Amt und Amtsbezeichnung des Hausmanns waren anscheinend in Ostfalen weiter verbreitet als die des *Pförtners*, wenn man das aus der Verbreitung des Familiennamens *Hausmann* schließen darf: Von den 21 braunschweigischen Landgemeinden, in denen er 1938 nachgewiesen wurde, entfallen 7 auf den Kr. Helmstedt, 3 auf den Kr. Braunschweig, 1 auf den Kr. Wolfenbüttel, 6 auf den Kr. Gandersheim und 4 auf den Kr. Holzminden. Die Calenbergische Musterungsrolle bietet 1585 ferner Belege für die Namensformen *Husman(n)* und *Hausmann* aus 18 Orten der Kreise Hannover, Springe, Einbeck, Göttingen und Münden<sup>6)</sup>. Aus dem letztgenannten Kreise stammt auch der früheste Beleg für diesen Namen aus dem Mittelalter,



den ich finden konnte, nämlich die Erwähnung eines *Gereke Husman* in einem Verzeichnis der Ausgaben anlässlich des Aufenthaltes der Herzogin Margarethea von Braunschweig auf dem Schloß Münden im Jahre 1398<sup>7)</sup>.

Aus dem Bereich der *Justizverwaltung* ist hier zu den bereits früher behandelten Namen *Schulte/Schul(t)z(e)* und *Schlüter* noch *Richter* nachzutragen. Dieser Name war 1585 in 10 Orten des Fürstentums Calenberg-Göttingen und 1938 in 18 braunschweigischen Landgemeinden vertreten. In der Stadt Braunschweig, deren Bürgerverzeichnis von 1671 nur einen einzigen Bürger namens *Richter* verzeichnete<sup>8)</sup>, führte 1937 das Adreßbuch deren 99 auf. Zum ersten Male erscheint hier ein Träger des gleichen Namens 1364 mit *Thile Richter*<sup>9)</sup>. Neben *Richter* suchen wir im Adreßbuch von 1937 vergeblich nach Namen wie *Scharfrichter*, dem bedeutungsgleichen *Halbmeister* und *Henker*, obwohl 1477 ein *Hans Hencker* in Braunschweig nachweisbar ist<sup>10)</sup>. Vermutlich wirkten solche Namen auf die Zeitgenossen zu anstößig, um sich durch Erbgang länger halten zu können, da der Scharfrichter gleich dem Abdecker zu den „unehrlichen“ Berufen gezählt wurde, mit denen Bürger und Bauern nicht in Berührung kommen mochten. Auch die alte niederdeutsche Bezeichnung *Böddel* für den Strafvollzugsbeamten ist wohl aus dem gleichen Grunde ebensowenig als Name in die Neuzeit hinein überliefert worden wie die entsprechende hochdeutsche Form *Büttel*. Selbst der durchaus ehrbare Beruf des Nachtwächters, hierzulande im 16. und 17. Jahrhundert auf Niederdeutsch *Nachtreuper* genannt, fand keinen Niederschlag in neuzeitlichen Familiennamen, obwohl es dieses Amt in allen größeren Orten gab.

Während die Verbreitung der Familiennamen *Pförtner*, *Hausmann* und *Richter* in einem angemessenen Verhältnis zur Häufigkeit der entsprechenden Verwaltungsberufe während des späten Mittelalters zu stehen scheint, trifft das ganz und gar nicht auf die Namen *Herzog*, *König* und *Kaiser* zu. Von den drei fürstlichen Ämtern, auf die sich diese Namen beziehen, war nur das des Herzogs in Niedersachsen infolge der Erbteilungen des Welfenhauses durch mehrere Amtsträger zu gleicher Zeit vertreten, während es auf deutschem Boden im späten Mittelalter jeweils nur einen einzigen König und Kaiser gab, der sich ohnehin äußerst selten in Ostfalen blicken ließ. Nun müssen allerdings die Namen *Herzog*, *König* und *Kaiser* ebenso wie vorher *Probst*, *Bischof* und *Pabst* ganz anders beurteilt werden als die meisten anderen Familiennamen, die der Berufswelt zuzuordnen sind, weil es sich bei den Trägern dieser Namen gar nicht um Männer gehandelt haben kann, die wirklich das Amt eines Herzogs, Königs oder Kaisers ausgeübt haben.

Bevor wir nach einer Erklärung für die Entstehung dieser merkwürdigen Familiennamen suchen, wollen wir uns zunächst mit ihrer Verbreitung beschäftigen. Im Adreßbuch der Stadt Braunschweig von 1937 finden wir *Herzog* 13mal, *König* (*Koenig*, *Könnig*) 70mal und *Kaiser* (*Kayser*, *Kayßer*, *Keyser*) 54mal. Das Adreßbuch der braunschweigischen Landgemeinden weist 1938 *Herzog* nur in 2, *König* in 21 und *Kaiser* in 17 Orten nach. Im Fürstentum Calenberg-Göttingen war der Name *Herzog* schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts viel häufiger als im Lande Braunschweig 1937/38. Die Calenbergische Musterungsrolle von 1585 bietet ihn teils in den niederdeutschen Formen *Hertog* und *Hartog*, teils verhochdeutsch zu *Herzog* aus 23 Orten<sup>11)</sup>. Ebenso viele Orte hatten dort damals Einwohner namens *König*, *Könnig* oder *Könning*, auch *Könni* oder *Könnny* geschrieben. *Kaiser*, *Kayser* oder *Keiser(s)* erscheint dagegen 1585 nur in 10 Orten des Fürstentums

Calenberg-Göttingen. Soweit die Musterungsrolle Berufe der Namensträger angibt, läßt sich erkennen, daß zwischen dem Range des Namens und dem Stande des Trägers keinerlei Wechselbeziehungen bestanden. Unter den Leuten namens *Kaiser* u. ä. waren 2 Köter, 1 Krüger, 1 Tagelöhner, 1 Bäcker, 1 Schneider und 1 Töpfer, unter den Leuten namens *König* u. ä. 1 Meier, 4 Köter, je 2 Böttcher, Weber und Zimmerleute sowie je 1 Hirt, Koch, Dachdecker, Rademacher und Schneider. Am stärksten überwiegen landwirtschaftliche Berufe unter den Trägern des Namens *Herzog* u. ä.: 3 Ackerleuten, 2 Halbspännern, 8 Kötern, 3 Tagelöhnern und einem Kuhhirten standen aus dem Handwerk nur 1 Färber und 1 Schuster gegenüber.

Der Gedanke liegt nahe, daß die ersten Träger des Namens *Herzog* unter den Bauern und Handwerkern der welfischen Lande uneheliche Kinder aus Liebesbeziehungen zwischen männlichen Mitgliedern des welfischen Herzogshauses und Töchtern von Bauern und Handwerkern gewesen sein könnten. Anders als bei der Entstehung des Familiennamens *Pape* hätte in solchen Fällen der Hinweis auf den Erzeuger durch die Wahl des Zunamens dessen Trägern eher Ehre als Schande eingebracht, da sich darin kein sündhafter Fehltritt, sondern die huldvolle Herablassung des Fürsten zu seinen Landeskindern geoffenbart hätte. Aber trotzdem halte ich eine solche Deutung des Namens *Herzog* nicht für wahrscheinlich, weil die geringe Zahl der Namensträger im Kerngebiet des ehemaligen Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel dagegen spricht. Der Name *Herzog* müßte doch wohl in den Kreisen Wolfenbüttel und Braunschweig mindestens ebenso häufig zu erwarten sein wie in der Umgegend von Göttingen, Grubenhagen und Calenberg, wenn man nicht bei der Wolfenbütteler Linie des Welfenhauses im Mittelalter eine größere Sittenstrenge und eheliche Treue voraussetzen will als bei der Göttinger, Grubenhäger oder Calenberger Linie. Wenn somit die Deutung des Familiennamens *Herzog* in Ostfalen als Herkunftsbezeichnung nicht recht glaubwürdig erscheint, so kommt ein solcher Deutungsversuch bei den Namen *König* und *Kaiser/Kayser/Keyser* hierzulande schon gar nicht ernsthaft in Betracht, war doch nach dem Tode Ottos IV. im Jahre 1218 nie mehr ein deutscher König und Kaiser in Ostfalen ansässig, der hier außereheliche Kinder hätte zeugen können, und zu Ottos Lebzeiten war von Familiennamen für Bürger und Bauern noch keine Rede gewesen.

Anders als beim Namen *Pape* entfällt wohl bei den Namen *Herzog*, *König* und *Kaiser* auch die Möglichkeit, daß ihre ersten Träger nach ihrer Ähnlichkeit mit den entsprechenden Amtsinhabern benannt sein könnten. Zwar spielte bei der Neubildung von Spitznamen für ostfälische Bürger und Bauern im 19. Jahrhundert deren Ähnlichkeit mit allgemein bekannten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens eine nicht geringe Rolle, was von „Tornaitsnamen“ wie „*Bismarck*“, „*Blücher*“, „*Mac Mahon*“, „*Prinz Wilhelm*“ usw. ausdrücklich bezeugt ist<sup>12)</sup>.

Doch derartige Vergleiche waren nur dann sinnvoll, wenn jedermann sie anhand von weitverbreiteten Bildern der genannten Persönlichkeiten nachprüfen konnte, ohne sie jemals leibhaftig gesehen zu haben. Bevor im ausgehenden Mittelalter die Kunst aufkam, Bildnisse des Kaisers oder des Landesherrn durch Holzschnitte und Kupferstiche zu vervielfältigen, um sie durch den Handel in aller Welt zu verbreiten, wußten gewiß die wenigsten Zeitgenossen, wie die hohen Herren aussahen, soweit sie nicht von Amts wegen mit diesen zu tun hatten oder sie zufällig bei Umzügen in den Residenzen, auf Reichs- und Landtagen, bei der Jagd

oder bei der Heerfahrt erblickten. Solche Gelegenheiten boten sich jedoch im 14. und 15. Jahrhundert wohl nur selten für schlichte ostfälische Kleinbürger und Bauern, soweit es Kaiser und Könige betraf, und selbst ihren Herzog kannten gewiß nicht viele Untertanen von Angesicht zu Angesicht. Wenn trotzdem bereits im 14. und 15. Jh. Namen erscheinen wie in Braunschweig *Henning Hertogen* (Dativ-Form) 1393, *Bertram Konig* 1361, *Tileke Konninghes* (Genitiv-Form) 1397 und *Johann de Keyser* 1401<sup>13)</sup> oder in Goslar *Herman Koningh* 1342<sup>14)</sup>, so muß das eine andere Bewandnis haben als die Anspielung auf äußere Ähnlichkeiten.

Ich neige zu der Annahme, daß im Mittelalter solchen Leuten der Beiname *Hertog* (*Hartog*, schließlich *Herzog*), *Könnig* (*König*) oder *Kaiser* angehängt wurde, die diese fürstlichen Würdenträger mit Vorliebe im Munde führten, um einer Aussage besonderes Gewicht zu verleihen. Ein Beispiel dafür ist das von Theodor Reiche aus Adersheim im Kr. Wolfenbüttel aufgezeichnete ostfälische Sprichwort: „Wenn ick Hertoch wörre, hoie ick de Swäine te Päte“, sä de Swäinejunge, d. h. „Wenn ich Herzog wäre, würde ich die Schweine zu Pferde hüten“, sagte der Schweinejunge. Einschlägig dürften auch die beiden folgenden ostfälischen Sprichwörter sein: „Wenn’t up’m Bärt ankaim, denne wörre de Zickenbock Könnich“, d. h. „Wenn es (nur) auf den Bart ankäme, dann wäre der Ziegenbock König“ und „Wo nist is, hat de Kaiser sien Recht verloren“, d. h. „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren“.

Es gibt allerdings noch eine andere Möglichkeit für die Entstehung dieser Familiennamen. Sie offenbart sich uns durch die Beurkundung der Klage eines Lüneburger Knochenhauers vom Jahre 1395, wonach „*hinric hertoge, de wile he voget was*“, dem Kläger bei Handorf im Lüneburgischen sein Vieh gewaltsam weggenommen und auf das herzogliche Schloß zu Winsen gebracht habe, wo es verzehrt worden sei<sup>15)</sup>. Es handelt sich bei dem Beschuldigten offensichtlich um einen Mann, der seinen Zunamen „*hertoge*“ von seinem Amt als herzoglicher Vogt bekommen hatte. Manche Träger des Namens *Herzog* in den welfischen Landen mögen von einem Ahnherrn abstammen, der wie der Genannte nach einem Amt im Dienste des Herzogs benannt worden war. Ob eine entsprechende Erklärung auch für die Namen *König* und *Kaiser* hierzulande zutreffen könnte, ist allerdings recht ungewiß, da es im späten Mittelalter außerhalb der freien Reichsstadt Goslar wohl kaum königliche Beamte in Ostfalen gegeben haben dürfte.

## 6. Schlußfolgerungen aus den Einzelbeobachtungen

Um aus der verwirrenden Vielzahl von Einzelbeobachtungen über die Herkunft von Familiennamen nach Berufen und Tätigkeiten in Ostfalen allgemeine Erkenntnisse über die bei der Bildung der Familiennamen im späten Mittelalter wirkenden Kräfte gewinnen zu können, empfiehlt es sich, die für uns wichtigsten Namen nach der Reihenfolge ihrer Häufigkeit noch einmal im Zusammenhang zu durchmustern. Nach der Zahl der jeweiligen Namensträger im Braunschweiger Adreßbuch von 1937 ergibt sich für die Stadt folgende Anordnung: Müller/Möller (1039), Schulte/Schul(t)z(e) (794), Meier/Meyer (649), Schmidt/Schmedt (623), Schrader/Schröder (470), Fischer (285), Becker (285), Hof(f)mann/Hof(f)meister (279), Koch (244), Schaper/Schäfer (230), Voges/Vo(i)gt(s) (178), Wag(e)ner/Weg(e)ner (177), Pape/Pfaff (175), Oppermann/Opfermann (154), Weber (148), Krüger/Kröger (148), Köhler (140), Schütte/Schütz(e) (138), Bö(c)ker/Böttcher/Büttcher u. ä. (135), Schlüter/Schließer (132), Jäger (117), Schu(h)macher/Schu(h)-

mann/Schuster (110), Bode (109), Timmermann/Zimmermann (107) und Richter (99). Ordnet man diese Namen nach der Zahl der braunschweigischen Landgemeinden, in denen sie 1938 vorkamen, so ergibt sich eine erheblich abweichende Reihenfolge: Meier/Meyer (253), Müller/Möller (197), Schrader/Schröder (155), Schmidt (135), Schaper/Schäfer (120), Koch (102), Fischer (101), Hof(f)mann/Hof(f)meister (94), Voges/Vo(i)gt(s) (85), Pape/Pfaff (76), Oppermann (73), Wag(e)ner/Weg(e)ner (64), Weber (63), Schütte (63), Becker (59), Jäger (58), Krüger/Kröger (55), Schünemann (52), Timmermann/Zimmermann (47), Schlüter (46), Bö(c)ker usw. (44), Köhler (42). Hiervon entfallen 866 Ortsbelege auf handwerkliche Berufe einschließlich der Küche, 717 auf Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Fischerei, 570 auf Dienstleistungen im Bereich der Kirche und Schule, der Verwaltung und Rechtsprechung sowie des Wehrdienstes und nur 55 auf Handel und Gaststättengewerbe.

Noch stärker ist der Anteil der handwerklichen Tätigkeiten an den 25 häufigsten Berufsnamen in der Stadt Braunschweig mit insgesamt 3431 Namensträgern, denen zusammen nur 3411 aus den Namenbereichen der übrigen Wirtschaftszweige und Dienste gegenüberstehen.

Diese Zahlenverhältnisse könnten den Eindruck hervorrufen, als ob die Arbeitswelt der Stadt weit mehr als die des flachen Landes die Bildung von Familiennamen nach Berufsbezeichnungen beeinflusst habe. Aber ein solcher Eindruck täuscht. Die 10 häufigsten Namen aus dem Handwerk betreffen nämlich nur Tätigkeiten, die seit alters auf dem flachen Lande in gleichem oder gar noch stärkerem Maße als in der Stadt ausgeübt wurden. Ausgesprochen ländliche Handwerke waren die des Müllers, Schmiedes, Stellmachers, Webers und Zimmermanns, und diesen 5 Arbeitsbereichen allein sind zwei Drittel aller Namens-träger der 10 häufigsten Familiennamen handwerklichen Ursprungs in der Stadt Braunschweig zuzuordnen. Schwach oder gar nicht vertreten sind dagegen unter unseren Namen die für das Wirtschaftsleben der Stadt Braunschweig im Mittelalter besonders wichtigen Handwerkszweige der Gelb-, Rot- und Zinngießer, Beckenschläger und Kupferschmiede, Harnischmacher und Kleinschmiede, Bierbrauer, Knochenhauer, Färber, Gerber und Hutmacher, Drechsler und Tischler, von selteneren, ausschließlich in Städten vorkommenden Handwerkszweigen ganz zu schweigen. Noch krasser tritt das Mißverhältnis zwischen städtischer Wirtschaftsstruktur und berufsbezogenen Familiennamen beim Handel und Verkehr zutage.

Obwohl die Wirtschaftsblüte der Stadt Braunschweig im Mittelalter hauptsächlich auf ihrer führenden Stellung im Fernhandel des norddeutschen Binnenlandes beruhte, haben doch Familiennamen wie Ko(e)pmann/Kaufmann, Cramer/Kramer/Krämer/Kremer und Fuhrmann/Führmann mit 50, 140 und 63 Namensbelegen im Braunschweiger Adreßbuch von 1937 einen unverhältnismäßig geringen Anteil an den berufsbezogenen Familiennamen, und Hoke/Höker, das Wort für den nicht minder zahlreichen Berufsstand der Kleinhändler, fehlt als Name gänzlich.

Selbst bei den Namen von Dienstleistungen läßt sich kein Übergewicht städtischer Berufe feststellen, im Gegenteil. Unter den 7 häufigsten Namen dieser Gruppe entstammen 4 vorwiegend ländlichen Aufgabenbereichen der Verwaltung, nämlich Schulte/Schul(t)z(e), Voges/Vo(i)gt(s), Schlüter und Bode, während Pape, Oppermann und Schütte als Berufe mindestens im gleichen Maße der ländlichen

wie der städtischen Welt angehören. Dagegen haben typisch städtische Berufe aus dem Bereich der Verwaltung und des Gesundheitsdienstes einen äußerst geringen Einfluß auf die Namenbildung ausgeübt.

Alles deutet also darauf hin, daß die entscheidenden Anstöße zur Entstehung der Familiennamen nach Berufsbezeichnungen vom flachen Lande ausgegangen sind und nicht von der Stadt. In der Stadt scheinen dagegen hauptsächlich die Herkunftsbezeichnungen als Familiennamen entstanden zu sein, weil hier schon im Mittelalter das ständige Wachstum der Bevölkerung durch Zuwanderung aus anderen Orten derartige Kennzeichnungen von Neubürgern notwendig erscheinen ließ. Ferner gehört zu den Eigenheiten des städtischen Namenschatzes gegenüber dem ländlichen ein stärkerer Anteil an Scherz- und Spottnamen. Dafür boten das engere Zusammenleben größerer Menschenmassen und die zu sozialen Spannungen führende stärkere berufliche und ständische Schichtung des Bürgertums einen günstigen Nährboden. Als Beispiele für solche Beinamen, die sich auf körperliche Merkmale, geistige und charakterliche Wesenszüge, Eßgewohnheiten und brotlose Kunstfertigkeiten der ersten Namensträger beziehen, seien aus der Stadt Braunschweig hier nur die folgenden genannt: Ghireskop (= Geierskopf) 1411, Briloge (= Brillenauge) 1426, Karpenmunt (= Karpfenmund) 1420, Strobart (= Bart von strohartiger Struktur) 1370, Kroneshals (= Kranichshals) 1526, Swalenstert (= Schwalbenschwanz) 1443, Schevebein (= Schiefbein) 1334, Krumfoth (= Krummfuß) 1534, Störtekröppel (= Sturzkrüppel, Epileptiker) 1326, Speketere (= Speckesser) 1355, Pankoke (= Pfannkuchen) 1492, Suputh (= Saufaus) 1584, Breitsprake (= breite Sprechweise) 1613, Lisekentredrer (= Leisetreter) 1483, Homot (= Hochmut) 1367, Unvorverd (= Unerschrocken) 1482, Unrauwe (= Unruhe) 1439, Bitterböse 1505, Lovedans (= Lobetanz) 1390, Wedderenner (= Wettläufer) 1415 und Kegelwerper (= Kegelwerfer) 1333. Es wäre gewiß eine kulturgeschichtlich recht reizvolle Aufgabe, diese Sondergruppe der Familiennamen einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen, doch würde das hier den Rahmen sprengen. Vielleicht bietet sich später einmal Gelegenheit, dieses „weite Feld“ der Namenforschung ebenfalls zu bestellen.

---

<sup>1)</sup> Beleg mit Quellennachweis im Registerband der Dissertation von Wilhelm Scharf „Personennamen nach Braunschweiger Quellen des 14. Jahrhunderts“, als Manuskript 1957 veröffentlicht. — <sup>2)</sup> Braunschweiger Bürger- und Gewerbe-Verzeichnis für das Jahr 1671, hrsg. von Werner Spieß. Braunschweig 1942. — <sup>3)</sup> Adreßbuch der Landgemeinden Braunschweigs. 2. Aufl. im Verlag Oeding, Braunschweig 1938. — <sup>4)</sup> Max Burchard, Die Bevölkerung des Fürstentums Calenberg-Göttingen gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Die Calenberger Musterungsrolle von 1585 und andere einschlägige Quellen (Nr. 12 der Sonderveröffentlichungen der Ostfälischen Familienkundlichen Kommission). Leipzig 1935. — <sup>5)</sup> Werner Flehsig, Thomas Mancinus, der Vorgänger von Praetorius im Wolfenbütteler Kapellmeisteramt, mit neuen Beiträgen zur Geschichte der Wolfenbütteler Hofkapelle (in: Jahrbuch des Braunschweigischen Geschichtsvereins 2. Folge, Bd. 4, 1932, S. 63 ff.; hier S. 107 f. — <sup>6)</sup> a. a. O. wie <sup>4)</sup>. — <sup>7)</sup> Urkundenbuch der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, hrsg. v. Sudendorf, Bd. VIII, Nr. 184. — <sup>8)</sup> a. a. O. wie <sup>2)</sup>. — <sup>9)</sup> a. a. O. wie <sup>1)</sup>. — <sup>10)</sup> Beleg mit Quellennachweis in den im Braunschweigischen Landesmuseum aufbewahrten handschriftlichen Auszügen von Otto Schütte aus den mittelalterlichen Stadtbüchern des Stadtarchivs Braunschweig. — <sup>11)</sup> a. a. O. wie <sup>4)</sup>. — <sup>12)</sup> Handschriftliche Sammlungen für das Ostfälische Wörterbucharchiv im Braunschweigischen Landesmuseum. — <sup>13)</sup> a. a. O. wie <sup>1)</sup>. — <sup>14)</sup> Urkundenbuch der Stadt Goslar, hrsg. v. Bode, Bd. IV, Nr. 177. — <sup>15)</sup> a. a. O. wie <sup>7)</sup>; hier Bd. VIII, Nr. 50.

# *Die Abendmahlsbilder im Raume Braunschweig-Wolfenbüttel und ihre niederländischen Vorlagen*

von Hermann Oertel

## 3. Teil

### I.

#### *Das Abendmahlsbild in Warbsen (Kreis Holzminden)*

Das Dorf Warbsen, nahe bei dem ehemaligen Kloster Amelungsborn gelegen, ist niemals Pfarrort gewesen. Als Filiale der Nachbargemeinde Golmbach besaß es einst nur eine kleine Fachwerk-Kapelle, die nach den Angaben im 1750 verfaßten Golmbacher Corpus Bonorum im 18. Jh. bereits im baufälligen Zustand und ohne jede künstlerische Ausstattung war. Da in ihr nur Betstunde und Kinderlehre, aber kein Gottesdienst abgehalten wurde, kann sie auch keinen Altar besessen haben. Heute findet in Warbsen Gottesdienst im Betsaal der Schule statt, und dieser besitzt eine liturgische Ausstattung von handwerklich beachtlicher Qualität und kunstgeschichtlichem Interesse: ein Abendmahlsgemälde von ca. 1 m Seitenlänge und über dem Gemälde ein 75 cm hohes Kruzifix. Beide Werke sind vermutlich der Rest jenes Altaraufsatzes, der einst auf dem Altar der Kirche zu Golmbach gestanden und zu jenen protestantischen Dorfaltären im ehemaligen Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel gehört hat, die, abgesehen von der Zutat des Kruzifixes, sich streng an Luthers Rat gehalten haben, den Altar ausschließlich mit der Darstellung des Abendmahles zu schmücken. Das Corpus Bonorum von 1750 fällt allerdings ein vernichtendes Urteil über diesen Altaraufsatz: „Ein elender Zierat des Altars, der in einem alten, durchwurmten Schnitz- und Malwerk besteht und oben ein Kruzifix hat, welches aber sämtlich der Kirchen wenig Ansehen verursacht.“ Im Jahre 1783 erhielt die Kirche Golmbach einen neuen Kanzelaltar, und dieser hatte vermutlich für das „elende“ Abendmahlsbild keine Verwendung mehr.

Das Warbsener Abendmahlsgemälde ist weder datiert noch signiert. Karl Steinacker (BKD im Kreis Holzminden; Wolfenbüttel 1907) setzt das Bild in die zweite Hälfte des 16. Jhdts. Der Kupferstich, der dem Gemälde als Vorlage gedient hat, erlaubt eine genauere Datierung: er trägt die Jahreszahl 1578. Das Gemälde ist wahrscheinlich anlässlich des 1607 beendeten Neubaus der Kirche Golmbach gestiftet worden, als Heinrich Enger Pfarrer in Golmbach und sein Vorgänger im Amt Anton Georgi Abt im Kloster Amelungsborn war. (Das Kloster besaß das Recht, die Pfarrstelle in Golmbach zu besetzen.)

*Die Stichvorlage:* Die Vorlage des Warbsener Abendmahlsbildes ist ein 1578 datierter, in Rom erschienener Abendmahlsstich, gestochen von dem niederländischen Kupferstecher Cornelis Cort (gestorben 1578 in Rom); sein Signum und das Datum stehen unauffällig links oben am Gebälk der Halle. Dem Stich liegt eine Zeichnung des Italieners Livio Agresti aus Forlì (Livius Forlivetanus) zugrunde. Agresti hat das Abendmahl wiederholt in Rom und für seine Heimatstadt Forlì gemalt, aber keines dieser Gemälde ist erhalten geblieben. Sein Abendmahlsstich ist im Norden sehr geschätzt gewesen: das 1627 in Antwerpen erschienene Missale Romanum verwendet ihn vereinfacht und seitenverkehrt als Buchillustration, und das Altarbild der St. Jakobikirche in Hamburg aus der Mitte des



Abb. 1: Stich des Kupferstechers C. Cort, 1578, nach einer Zeichnung von Livius Forlivotanus.  
Stich und Foto: Kunsthalle Hamburg.

17. Jhdts. ist seine wörtliche Kopie. (Missale Romanum 1627, abgebildet in: Evers, Rubens und sein Werk, Brüssel 1943; Altarbild St. Jakobikirche, abgebildet in: BKD Hamburg, 1968.)

Schauplatz des Abendmahls ist nicht wie bei Leonardo da Vinci ein dreiseitig begrenzter Saal. Agresti verlegt das Abendmahl vor eine von schweren gewundenen Säulen getragene Halle, hinter der sich auf einer hochgelegenen Terrasse vor einer dreitorigen Fassade die Fußwaschung vollzieht. Diese Halle ist die „Goldene Halle“ des Tempels von Jerusalem; ihre Stützen waren gewundene Säulen, von denen nach der Überlieferung heute noch einige in der Peterskirche in Rom bewahrt werden. Das Vorbild für Agrestis „Goldene Halle“ ist die „Goldene Halle“ auf Raffaels Karton „Die Heilung des Lahmen im Tempel von Jerusalem“ (Matthäus Kap. 24).

Die Mahlgemeinschaft sitzt an einem in starker Aufsicht gegebenen Rundtisch: die Jünger in fast symmetrischer Anordnung um ihren Herrn, Christus mit der Aureole in der Mitte der Rückseite des Tisches, die zugleich die Mitte des Bildes





Abb. 2: Abendmahlsbild im Betsaal der Gemeinde Warbsen, Kreis Holzminden (Anfang 17. Jh.).  
Vorlage: Stich von C. Cort nach L. Forlivetanus. Foto: Otto Hoppe, Braunschweig.

ist. Liebevoll legt er die Hand auf den Kopf des an seiner Brust schlafenden Johannes. In den Einzelheiten folgt die Darstellung der Ankündigung des Verrates dem Evangelisten Johannes, der als einziger berichtet, daß Christus während des Mahles den Jüngern die Füße wusch und „betrübt im Geist“ war, als er den Verrat ankündigte und zur Kennzeichnung des Verräters „den Bissen in die Schüssel“ tauchte, und daß Petrus vom Herrn den Namen des Verräters wissen wollte, die anderen Jünger aber sich „bang“ untereinander ansahen, während er selbst an der Brust des Herrn lag. Entsprechend wenden sich auf Agrestis Stich, in freier künstlerischer Abwandlung des biblischen Textes, die Jünger neben Christus diesem selbst zu, die anderen Jünger aber, ohne Blick zum Herrn, einander zu. Sie beteuern ihre Unschuld und fragen sich, wer unter ihnen der Verräter sei. Dieser aber, getroffen vom Wort des Herrn, hat sich vom Tisch abgewendet, den verräterischen Beutel in der Linken, mit der Rechten auf den verratenen Herrnweisend; mit seinem schuldbewußten, aber reuelosen Gesicht dem Richtspruch des Betrachters preisgegeben.

*Das Altarbild:* Der Warbsener Meister hat das Wesentliche seiner Vorlage, die Darstellung des Abendmahles, unverändert übernommen. Nur Judas ist gegen den Judas des Candidus-Stiches ausgetauscht, und dort, wo auf dem Kupferstich Judas seine rechte Hand hält, steht auf dem Gemälde ein unscheinbarer Becher,

der aber nicht als Abendmahlskelch gedeutet werden kann, so daß dieser auf dem Stich wie auf dem Gemälde fehlt. Der Wirt und sein Diener, der von links Wein und Gläser auf einem Tablett herbeibringt, sind ebenfalls in Warbsen beibehalten. Aber auf die Szene im Hintergrund, die Fußwaschung, ist verzichtet, und die in ihrer Bedeutung wohl nicht erfaßte und fremdartige „Goldene Halle“ mit der Tempelfassade ist durch eine Palastarchitektur mit dem Blick in eine in Galerien aufsteigende Rotunde ersetzt. Auch ist der Standpunkt des Betrachters an den linken Rand verschoben, Christus nimmt nicht mehr die Bildmitte bildbeherrschend ein.

## II.

### *Das Abendmahlsbild in Bentierode (Kreis Gandersheim)*

Das Abendmahlsbild auf dem Altartisch der Kapelle im Dorf Bentierode bei Bad Gandersheim ist eine Stiftung der Familie Probst für ihre Gutskapelle im Dorf Rimmerode und wurde nach deren Abbruch im Jahre 1863 der Gemeinde Bentierode überlassen. Das Geschlecht Probst war seit 1583 in Rimmerode begütert, sein bedeutendster Vertreter ist der braunschweigische Kanzler Philipp Ludwig Probst (1638—1718) gewesen. Der noch unbekannte Stifter aus der Familie Probst hat mit diesem Bild hohe Kennerschaft bewiesen; dessen Vorlage ist eine der bedeutendsten Darstellungen des Abendmahls im 17. Jh., ist das Abendmahlsbild des P. P. Rubens.

*Das Rubensbild:* P. P. Rubens erhielt 1630 den Auftrag, ein Abendmahlsbild für den Sakramentsaltar der Bruderschaft Corpus Dei in der Kathedrale in Mecheln (Belgien) zu malen. Das von P. P. Rubens entworfene und von seinem Schüler Joost van Egmont ausgeführte Bild ist ein Kolossalgemälde von 3 m Höhe und 2,50 m Breite; es hängt heute in der Galerie der Brera. (Die kleine eigenhändige Modellskizze ist im Besitz der Eremitage in Leningrad.)

Rubens nimmt nach dem Vorbild Tizians (Abendmahlsbild 1544 in Urbino) dem Vorgang die übliche feste Umrahmung; die klar umgrenzende Kastenbühne mit bildparalleler Rückwand und mit Seitenwänden wird gemieden. Vorn links verwehrt von oben her ein Vorhang den Blick in den Hintergrund. In dessen Dunkel verliert sich die reichgegliederte Barockwand mit dem Säulenportal, die von vorn rechts schräg in die Tiefe zieht. Zwei Kerzen auf einer Art Kredenz, zwischen ihnen ein aufgeschlagenes Buch mit biblisch-theologischem Text, und ein in der Tiefe von oben einfallendes Mondlicht geben der Architektur geheimnisvolles Leben. Die Jünger und ihr Herr empfangen ihr Licht von den Kerzen auf der Kredenz und auf dem Tisch. Kein Gerät, keine Lammschüssel auf dem Tisch erinnert an das Passahmahl. Der Verrat ist angekündigt, aber das Motiv der Verratsankündigung wird dem Motiv der Einsetzung des Gedächtnismahles untergeordnet. Die Erregung der Jünger ist abgeklungen. Nur zwei Jünger hinten rechts disputieren noch über den Verräter, und einer von ihnen weist ahnungsvoll mit der Hand auf Judas, der sich mit kaltem Blick von der Tischgemeinschaft abwendet (den Hund als Sinnbild der Treue unter seinen Füßen). Die Mehrzahl der Jünger folgt andächtig ergriffen der Einsetzung des Gedächtnismahles, am eindringlichsten Petrus und der sonst schlafend dargestellte Johannes. Christus in der Aureole segnet mit dem Blick nach oben das Brot in seiner Linken; vor ihm steht der Kelch.

Christus ist die beherrschende Figur. Er ist am stärksten in Vorderansicht gegeben. Seine Segensgebärde ist zwar nicht die einzige Gebärde im Bild, aber



Abb. 3: Stich des Kupferstechers Boetius a Bolswert (1632/33) nach einem Gemälde von P. P. Rubens (Mecheln 1632, heute Mailand, Brera).

Stich: Herzog-Anton-Ulrich-Museum, Braunschweig. Foto (nach Buchabbildung): Frl. Jutta Brüdern, Braunschweig.

sie ist die zentrale und die allein vollansichtige Gebärde, und die Jünger, nur würdige Gestalten, scharen sich so dicht um den Herrn, daß sie zur überpersönlichen Andachtsgemeinschaft werden, in deren Mitte sich das Wunder der Einsetzung des heiligen Abendmahles vollzieht. Christus an der Rückseite des schräg gestellten Tisches, dessen Ecke sich blickführend nach vorn schiebt, ist auch formal die Bildmitte und bildet mit Johannes und Petrus neben sich und mit Judas und dem Jüngling neben Judas den Bildkern, um den sich beiderseits in kunstvoller Symmetrie drei Jünger wie „Schalen“ legen. Mit den Randfiguren, die beide bildrahmend sich dem Vorgang im Bildinnern zuwenden, nimmt die Mahlgemeinschaft die ganze Breite des Bildes ein.

*Die Stichvorlage:* Dieses 1632 vollendete Abendmahlsbild ist mehrmals gestochen worden, zuerst von Boetius a Bolswert (gestorben 1633), und wurde als Stich sehr schnell in der damaligen Kunstwelt bekannt. Der Stich des Boetius a Bolswert, nicht das Rubensoriginal, ist die Vorlage für das Rimmeröder Abend-



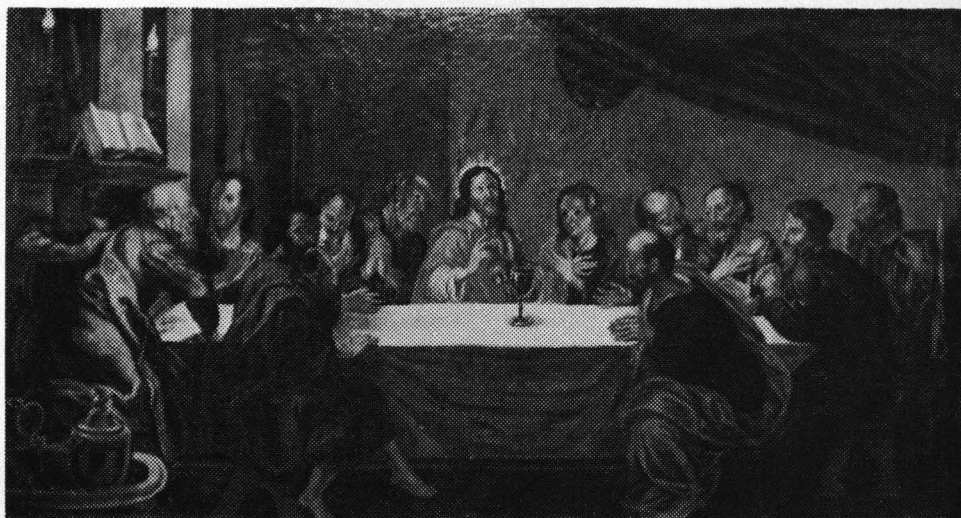


Abb. 4: Abendmahlsbild in Bentierode, Kreis Gandersheim (17. Jh.).  
Vorlage: Stich von B. a Bolswert nach Rubens. Foto: Reinhard Vogt, Bad Gandersheim.

mahlsbild. Der Stich gibt das Original seitenverkehrt wieder (außer für Petrus und Johannes) und lockert die gedrängte Komposition der Figuren, so daß die Gebärden Sprache der sechs Vordergrundfiguren deutlicher hervortritt. Er macht ferner den Hintergrund sichtbar und nimmt dem Vorhang die Funktion des Gegengewichtes gegen die Architektur.

*Das Altarbild:* Der Meister des Rimmeröder Abendmahlsbildes, befangen in der konventionellen Darstellung des Abendmahles, griff zerstörend in die geniale Bildkomposition von Rubens ein: Die hochformatige Vorlage wird ins Breitformat mit bildparallelem Rechteckstisch umgesetzt; die sechs rückwärtigen Jünger, im Rubensgemälde eine Reihe ausdrucksstarker, dichtgedrängter Köpfe, werden an der langen, im Bild stark hervortretenden Tafel zu nebeneinander aufgereihten Halbfiguren mit rubensfremden, erfindungsarmen Gebärden; der Jüngling vorn mit dem gläubigen Blick zu Christus wird gegen einen kahlköpfigen Alten mit dem Blick zu Judas ausgetauscht. Entscheidend ist, daß der Rimmeröder Meister traditionell auch die Wirkung der Verratsankündigung auf die Jünger betonen will, während Rubens alles dem Motiv der Einsetzung des Gedächtnismahles unterordnet.

Der Stich des Boetius a Bolswert nach Rubens ist in gleicher Weise Vorlage für die Abendmahlsbilder auf den Altären im Dorf Binder (Kreis Wolfenbüttel) und im Dorf Wehrstedt bei Salzdorfurth gewesen.

### III.

#### *Das Abendmahlsbild in der Klosterkirche zu Riddagshausen*

*Der Vorlage-Stich:* Das in Rimmerode-Bentierode als Vorlage benutzte Abendmahlsbild des P. P. Rubens ist auch Vorbild für das Abendmahlsrelief am Altaraufsatz in der ehemaligen Klosterkirche zu Riddagshausen geworden, aber in der Weiterbildung dieser Bildgestalt, die es durch Cerro Ferri, einen italienischen Künstler der 2. Hälfte des 17. Jhdts., erfahren hat. P. P. Rubens hatte als Bildmotiv die Einsetzung des Gedächtnismahles, nicht mehr die Wirkung der Verrats-

ankündigung auf die Jünger mit der Entlarvung des Verräters gewählt (Christus segnet mit dem Blick nach oben das Brot in seiner Hand; ergriffen verfolgen die Jünger die Einsetzung des „sakramentalen“ Mahles), zugleich die Erinnerung an das „irdische“ Mahl getilgt (nur der Abendmahlskelch steht auf dem von jedem Eßgerät freien Tisch) und den erhabenen Vorgang in eine hohe Palastarchitektur verlegt, durch deren hohes Fenster (besonders klar auf dem Bolswert-Stich) der mondhelle Himmel hereinblickt.

Cerro-Ferri hat in seine von C. Bloemaert gestochene Abendmahlszeichnung Bildmotiv und Bildgestalt von Rubens übernommen, auch den über Eck gestellten Tisch, um den sich die Jünger so dicht scharen, daß ihre Köpfe in einer schmalen Mittelzone eng nebeneinander liegen, wenn auch auf dem Tisch wieder die Schüssel mit dem Passah-Lamm statt des Kelches steht. Geändert ist von Ferri vor allem das Verhältnis von Vorgang zu rahmender Kulisse. Die architektonisch reiche Wand ist vereinfacht, steht bildparallel, ist klassizistisch beruhigt; die Stellungen und Gebärden der Jünger, die sich auch nicht mehr gleichgewichtig



Abb. 5: Stich des Kupferstechers C. Bloemaert (nach 1650) nach einer Zeichnung von Cerri Ferri.  
Stich und Foto: Kunsthalle Hamburg.

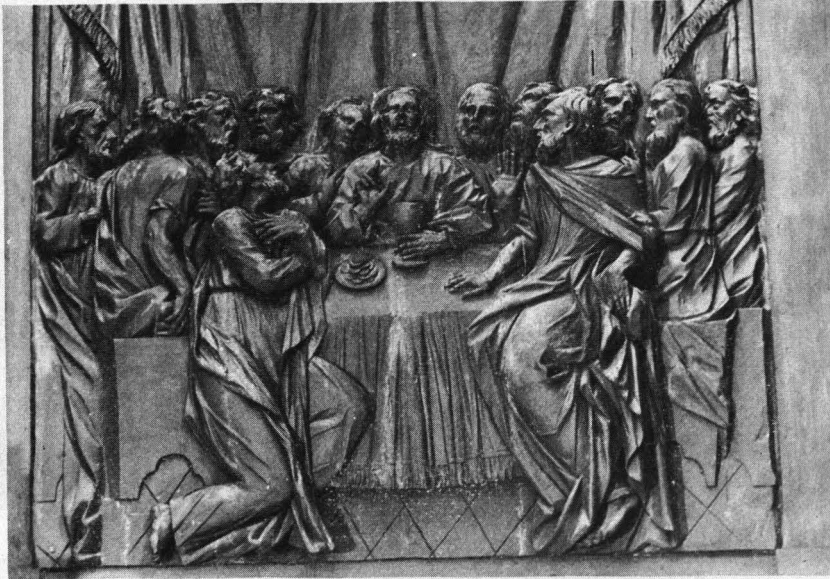


Abb. 6: Abendmahlsrelief in der Klosterkirche Riddagshausen (1735).  
Vorlage: Stich des C. Bloemaert nach C. Ferri. Foto: Horst Klambeck, Braunschweig.

um den Tisch verteilen, sind dagegen untereinander noch gegensätzlicher als bei Rubens. Sie sind an der linken Seite des Herrn heftiger, gesuchter, verwirrender geworden. Dagegen blickt Judas teilnahmslos zum Herrn, und sein Gegenüber ist ein alter Mann, der ergriffen auf die Knie gesunken ist, andächtig die gekreuzten Arme vor der Brust.

*Das Altarbild:* Der Bildschnitzer Vetten, der Schöpfer des Abendmahlsreliefs am Riddagshäuser Hochaltar, einer Stiftung des Abtes Dreißigmark vom Jahre 1735, hat den Abendmahlsstich C. Bloemaerts nach Cerro Ferri sehr vereinfacht. Abgesehen von dem Vorhang, der die römische Architektur Ferris ersetzt, kehrt Vetten zum „natürlichen“ Bildaufbau für dieses Thema zurück: zum bildparallelen Rechteckstisch mit gleichmäßiger Verteilung der Jünger zu beiden Seiten des Herrn in der Mitte der Rückseite; kein Jünger beugt sich leidenschaftlich vor oder zurück wie bei Cerro Ferri; ohne statuarisch unbewegt zu wirken, sind sie nebeneinander aufgereiht; ihre Gesichter sind ausdrucksstark, aber ihre Gesten sind sparsam und erinnern an die Gesten auf Darstellungen der Verratsankündigung. Nur vier Figuren verraten Vettens Anlehnung an Cerro Ferri: Christus, der hier nicht das Brot, sondern den Kelch segnet; Judas und dessen Gegenüber, und vor allem jener Jünger, der zur linken Randfigur — mit dem Rücken zum Beschauer und mit der Rechten im Gewand — zurückblickt.

#### IV.

##### *Das „Abendmahl“ im Bildprogramm der Altäre im Raume Braunschweig/Wolfenbüttel*

Die Geschichte der Abendmahlsdarstellung an protestantischen Altären im Raume Braunschweig/Wolfenbüttel umfaßt 175 Jahre<sup>1)</sup>. Am Anfang steht der vom Abt Kreite 1577 gestiftete Flügelaltar im ehemaligen Kloster Walkenried<sup>2)</sup>, das



damals noch nicht der Administration des welfischen Fürstenhauses unterstand, und am Ende das Abendmahlsbild am Kanzelaltar in der Kirche des ehemaligen Klosters Steterburg, vermutlich eine Stiftung des Herzogs Karl um 1752. Das Steterburger Bild, auf dem die Jünger nach antiker Sitte um den Tisch liegen, ist im hiesigen Raume das einzige Abendmahlsbild, dessen Motiv die Apostelkommunion ist: Christus teilt die Hostie an die Jünger aus, während Judas den Raum verläßt. Seine große Zeit hat das Abendmahlsbild der lutherischen Kirche im Frühprotestantismus. Bis zur Mitte des 17. Jhdts. haben alle in hiesigen Pfarrkirchen nachweisbaren Altaraufsätze eine Abendmahlsdarstellung; an den Kanzelaltären des 18. Jhdts. wird sie zur Ausnahme. In den Schloßkapellen des welfischen Herrscherhauses ist übrigens nur für die Schloßkapelle des Witwensitzes Schöningen eine Abendmahlsdarstellung am Altar nachweisbar (1618; heute Schöningen, Clus). Das Abendmahlsbild in der Schloßkapelle Salzdahlum war Wandschmuck, nicht Altaraufsatz und Teil eines Passionszyklus (Flemmer, Beschreibung des fürstlichen Lustschlosses Salzdahlum 1697; Wolfenbüttel, Herzog-August-Bibliothek, Cod. Guelf 384 Nov.).

Nach dem gegenwärtigen, die statistischen Angaben des 2. Teiles verbessernden Stand der Untersuchung sind im Raume Braunschweig/Wolfenbüttel 85 protestantische Altaraufsätze mit Abendmahlsdarstellungen nachweisbar. Von den 62 erhalten gebliebenen gehören 27 der frühprotestantischen, 35 der späteren Zeit an. Nicht mehr erhalten ist das 1744 datierte Abendmahlsgemälde am Altar der Stadtkirche Gifhorn; es ist im Spätsommer 1972 gestohlen worden. Neu erfaßt ist dank eines Hinweises des OstDir. Schulze, Braunlage, der 1613 datierte frühprotestantische kleine Staffeltar mit dem Abendmahl als Hauptbild im Heimatmuseum Braunlage (der sich Wein einschenkende Jünger im Vordergrund erinnert an eine Figur im „Abendmahl“ der Großen Holzschnittpassion Dürers; Vorlage sonst ungeklärt). Das Abendmahlsgemälde auf der Empore in der Dorfkirche Lehre ist im Gegensatz zur bisherigen Annahme nicht der Rest eines Lehrer Staffeltaltars, da nach den Angaben des Corpus Bonorum von 1750 mit Nachträgen von 1766 und 1768 (Landeskirchliches Archiv Braunschweig) dessen drei Bilder (Abendmahl, Kreuzigung, Grablegung) sehr klein waren. Das große, 120 cm hohe, 175 cm breite, im Corpus Bonorum nicht erwähnte Abendmahlsgemälde der Empore trägt auf der Rückseite die Inschrift: „Tintoretto fecit No. 676“ und ist deshalb möglicherweise identisch mit dem Abendmahlsbild, das nach Flemmer (s. o.) im Jahre 1697 das herzogliche Kabinett im Schloß Salzdahlum schmückte und damals als ein Werk Tintoretts bewundert wurde. Die Angaben der im Herzog-Anton-Ulrich-Museum befindlichen Kataloge des 18. Jhdts. zur Gemäldegalerie Salzdahlum, verfaßt von Querfurt 1710, von Harms 1744, von Eberlein 1776 mit Nachtrag von 1803, widersprechen zumindest dieser Vermutung nicht. Das Abendmahlsbild in Lehre kann weder Tintoretto noch Rubens (so BKD Kreis Braunschweig) zugeschrieben werden. Ebensowenig wird das 1697 im herzoglichen Kabinett befindliche Abendmahlsbild ein Werk Tintoretts gewesen sein; dagegen ist das erst 1738 als ein Werk Bassanos erworbene Abendmahlsbild eine heute noch im Besitz des Herzog-Anton-Ulrich-Museums befindliche Kopie des Abendmahlsbildes Tintoretts für die Kirche St. Polo in Venedig.

Die Aufnahme des Abendmahles in das Bildprogramm des protestantischen Altares geht auf Luthers Empfehlung zurück. Dessen waren sich die Pfarrer und die Gemeinden noch im 18. Jh. bewußt. So verteidigte im Jahre 1724 der Pastor



Kindervater an der St. Blasiuskirche in Nordhausen seinen ungewöhnlichen Altaraufsatz, ein protestantisches Abendmahlsbild unter einer gotischen Mariendarstellung, mit den Worten: „Übrigens distinguieret man sich von der ehemaligen Abgötterei auch dadurch gar merklich, dieweil man unter obbesagtem Bildnis der Jungfrau Maria ein schönes Gemälde gesetzt, nämlich die Einsetzung des hochwürdigen Abendmahles, dabei der Künstler was Besonderes erwiesen, indem er das Antlitz des Verräters Judae so scheußlich abgebildet, daß jedermann wahrnehmen kann, wie der Satan in ihn gefahren. Und eben mit diesem Gemälde von Einsetzung des heiligen Abendmahles ist man nachkommen dem Monito des Herrn Lutheri, welcher sagt: wer Lust hätte, Tafeln auf den Altar zu setzen, der sollte das Abendmahl Christi malen.“ (Kindervater, Ehrengedächtnis der Kirche St. Blasii, 1724.)

Luthers Rat war, den Altar nur mit der Darstellung des Abendmahles zu schmücken. Diesem Wunsch entsprechen 11 der 27 frühprotestantischen Altaraufsätze; in diesen 11 Fällen handelt es sich um Werke in meist abgelegeneren Dorfkirchen. In Beienrode am Dorn, in Bentierode bei Gandersheim, in Binder bei Salzgitter und in den Dörfern Dielmissen, Hohe, Meinbrexen, Hattensen-Ottenstein im Kreis Holzminden ist die Abendmahlsdarstellung heute noch der alleinige Schmuck auf dem Altar, und in den Dörfern Badenhausen, Halle, Klein-Winnigstedt und Warbsen ist das erhaltene Abendmahlsgemälde wahrscheinlich ebenfalls einst der einzige Altarschmuck (heute Wandschmuck) gewesen. In Dorfkirchen werden die geringe Höhe des Altarraumes und die Kostenfrage oft nur eine einfache Altartafel erlaubt haben; umso bezeichnender ist, wenn bei dieser Beschränkung die Wahl auf eine Darstellung des Abendmahles statt der Kreuzigung fällt. Ein weiterer Beweis für die große Bedeutung des Abendmahlsbildes in der frühprotestantischen Zeit bis zur Mitte des 17. Jhdts. sind die Flügelaltäre von Walkenried (1577), Duttonstedt<sup>3)</sup> und Seershausen (beide um 1600) und die Staffeltäre von Braunlage (1613), von Kirchbrak (1634) und von Ringelheim (evangelische Kirche, 1650); die Abendmahlsdarstellung hat dort die Mitte des Flügelaltars, hier das Hauptgeschoß des Staffeltars. Die übrigen 10 frühprotestantischen Altaraufsätze geben der Abendmahlsdarstellung nur das Sockelgeschoß. Nach der Mitte des 17. Jhdts. ist die Abendmahlsdarstellung nur noch Predellaschmuck eines aufwendigen Staffeltars und im 18. Jh. oft Bild über dem Altar im meist figurenreichen Bildprogramm eines Kanzelaltars. Eine Ausnahme bildet der Staffeltar von 1708 in Päse, Kreis Gifhorn; hier ist die Abendmahlsdarstellung das Hauptbild.

Als zwischen 1725 und 1735 in Braunschweig der Dom und die Martinikirche und in Riddagshausen die Klosterkirche einen neuen Altar erhielten, wurde jedesmal die Form eines zweigeschossigen Altaraufsatzes ohne Predellabild gewählt und das hohe Untergeschoß dem Abendmahlsthema gegeben. Mit diesen Abendmahlsdarstellungen, Werken von Quitter (Dom), Jenner (Martinikirche), Vetten (Riddagshausen) hat die Darstellung des Abendmahlsbildes im Raume Braunschweig/Wolfenbüttel noch einmal einen letzten bedeutenden Aufschwung erfahren. Auf der Kartusche über dem Abendmahlsrelief der Martinikirche steht zu lesen: „Er hat ein Gedächtnis gestiftet seiner Wunder, der gnädige und barmherzige Herr.“ Mit diesen Worten hat der Psalmist seinem Gott gedankt, und mit diesen alttestamentlichen Worten sollte nach Luthers Wunsch der Betrachter eines Abendmahlsbildes dem Herrn für das Wunder des Altarsakramentes danken. In Luthers Auslegung des 111. Psalmes heißt es: „Wer hier Lust hätte, Tafeln auf

den Altar lassen zu setzen, der sollte lassen das Abendmahl Christi malen und diese zwei Verse ‚der gnädige und barmherzige Herr hat ein Gedächtnis seiner Wunder gestiftet‘ mit großen goldenen Buchstaben umherschreiben.“

*Nachwort:* Die hier vorgelegte Abendmahlsstudie ist nur durch die großzügigst gegebene Erlaubnis des Herzog-Anton-Ulrich-Museums in Braunschweig ermöglicht worden, seine grafische Sammlung einzusehen und seine Bibliothek zu benutzen. Der Verfasser dankt auch an dieser Stelle den Damen und Herren des Museums für die stets gewährte Hilfe, besonders dem Leiter der grafischen Sammlung, Herrn Kustos Dr. Ch. von Heusinger.

---

<sup>1)</sup> Zur protest. Abendmahlsdarstellung des 16. Jhdts. im Mutterland der Reformation vgl. H. Oertel, Das protestant. Abendmahlsbild in Wittenberg und Dresden. (Zeitschrift „Kirche und Kunst“, 1972, Heft 3.) — <sup>2)</sup> Der Verfasser hat dem Abendmahlsbild in Walkenried eine eigene Untersuchung gewidmet. Sie ist in Absprache zwischen den Redaktionen beider Zeitschriften erschienen im Jahrbuch des Braunschweigischen Geschichtsvereins 1972 unter dem Titel „Die Abendmahlsbilder in Walkenried und Osterode/Uhrde“. — <sup>3)</sup> Vgl. H. Oertel, „Der Duttonstedter Altar“ in: Peiner Heimatkalender 1972.

## *Die Vegetation des Osels bei Wolfenbüttel*

von Dietmar Brandes

Da es zum gegenwärtigen Zeitpunkt geboten scheint, sich ernsthaft für die Erhaltung seiner Vegetation einzusetzen, soll der Leser auf den Osel aufmerksam gemacht werden.

Der Osel — südöstlich von Wolfenbüttel gelegen — begrenzt die Okermulde im Osten. Er ist der östliche Teil einer Aufwölbung, die durch den Hedwigsburger Salzstock verursacht wurde. Aus der umgebenden Kreideformation erheben sich alle Formationen der Trias: von Westen gesehen zunächst der Buntsandstein, dann der Muschelkalk, im Osten schließlich Formationen des Keupers, sowie Juratone. Die charakteristische Physiognomie der Hügel wird von harten Muschelkalkbänken hervorgerufen. Teile des Osels sind mit diluvialen Löß bedeckt, der oberflächlich oft verlehmt ist.

Wohl seit Anfang des 15. Jahrhunderts wurden auf dem Osel von den Braunschweigern Steine gebrochen. Nach dem Auflassen der Steinbrüche wurde das Gebiet als extensive Schafweide benutzt. Erbe des letzten Jahrhunderts ist ein Kiefernforst, etwa seit Beginn unseres Jahrhunderts befinden sich Obstplantagen auf dem nördlichen Osel. Man darf den Osel also keineswegs als ein Stück Naturlandschaft ansehen. Vielmehr ist er Teil einer alten Kulturlandschaft, konnte aber wegen der extensiven Nutzung teilweise eine naturnahe Vegetationsdecke ausbilden.

Der Osel zeigt ein Mosaik verschiedenartiger Pflanzengesellschaften. Große Teile des Muschelkalkrückens sind mit relativ naturnahen Halbtrockenrasen bedeckt, die sich zu Gebüschern weiter entwickeln. Die westliche Abdeckung, die größtenteils mit Lößlehm bedeckt ist, der verlehmt Mergel zwischen den beiden nord-südlich streichenden Muschelkalkbänken, werden zum Getreideanbau genutzt.

Pflanzensoziologische Aufnahmen werden durch Notieren aller in einer möglichst gleichmäßigen Probefläche vorkommenden Pflanzenarten gewonnen. Dabei werden Deckungsgrad und Abundanz kombiniert geschätzt und in der ersten Ziffer ausgedrückt (von + : spärlich bis 5 : mehr als  $\frac{3}{4}$  der Fläche deckend).

Die zweite Ziffer gibt die Soziabilität (Häufungsweise der einzelnen Art) an; für diese Ziffern gilt Entsprechendes (1: einzeln wachsend, ... 5: in großen Herden).

Im Folgenden wird eine kurze Beschreibung der Vegetationseinheiten gegeben. Nur wenige Hügel im Braunschweiger Bereich haben so große und dabei reichhaltige Halbtrockenrasen wie der Osel. Allerdings muß man sich vergegenwärtigen, daß diese Rasen Ersatzgesellschaften sind. Wäre diese Landschaft vom Menschen unberührt, dann würde der Osel von Eichen-Hainbuchenwäldern bedeckt sein. Nach der Rodung der Wälder stellten sich diese Halbtrockenrasen zusammen mit einigen anderen Gesellschaften „zwangsläufig“ ein. Aber nur durch die Schafbeweidung wurde der Rasen jahrhundertlang offengehalten. Heute sehen wir, daß beim Nachlassen der Beweidung sich Gebüsch und Unkräuter ausbreiten.

#### 1. Halbtrockenrasen (Mesobromion BR.-BL. et MOOR 38)

Nur sehr wenige Hügel im Braunschweiger Bezirk zeigen solch ausgedehnte und dabei reichhaltige Trockenrasen wie der Osel. Allerdings muß man sich immer vergegenwärtigen, daß auch diese Rasen anthropogen bedingte Ersatzgesellschaften sind. Wäre diese Landschaft von den Menschen unberührt, dann würde sie durch Eichen-Hainbuchenwälder geprägt sein. Diese Wälder wurden aber größtenteils gerodet, danach stellten sich nach einigen Pionierstadien Halbtrockenrasen ein. Durch Extensivnutzung als Schafweide wurde der Rasen jahrhundertlang offengehalten. Heute sehen wir, daß mit dem Nachlassen der Beweidung sich die Gebüsch ausdehnen.

Die folgenden soziologischen Aufnahmen wurden 1970/71 gemacht. Die erste wurde von einem Rasen an der Westseite (etwa oberhalb der alten Lehmgrube) aufgenommen. Dieser relativ magere Rasen zeigt als Charakterarten der Halbtrockenrasen: Fieder-Zwenke, Echtes Labkraut, Zypressen-Wolfsmilch, Stengellose Kratzdistel, Schmalblättriges Rispengras, Tauben-Skabiose, Kleine Bibernelle, Golddistel, Dornige Hauhechel und Rötliches Fingerkraut.

Auffallend ist der große Anteil des Schaf-Schwingels. Der Glatthafer stammt bereits aus den (gedüngten) Fettwiesen. Die Wollköpfige Kratzdistel, die Wald-Erdbeere und das Knäuelgras zeigen wohl einen gewissen Stickstoffreichtum an. Da die produzierte Biomasse weder durch Beweidung noch durch Mahd entfernt wird, überdüngt sich der Rasen selber. (Der Untergrund ist strohig).

#### Aufnahme 1

Fläche: 50 m<sup>2</sup>, Neigung 15° W, Deckungsgrad 95—100 %/o. 1. 8. 1971.

3.4	<i>Festuca ovina</i> agg. (Schaf-Schwingel)
3.3	<i>Brachypodium pinnatum</i> (Fieder-Zwenke)
2.3	<i>Galium verum</i> (Echtes Labkraut)
2.2	<i>Arrhenatherum elatius</i> (Glatthafer)
2.2	<i>Dactylis glomerata</i> (Knäuelgras)
2.2	<i>Centaurea jacea</i> (Gemeine Flockenblume)
2.2	<i>Euphorbia cyparissias</i> (Zypressen-Wolfsmilch)
2.2	<i>Thymus pulegioides</i> agg. (Feld-Thymian)
1.2	<i>Cirsium acaulon</i> (Stengellose Kratzdistel)
1.2	<i>Poa angustifolia</i> (Schmalblättriges Rispengras)
1.2	<i>Scabiosa columbaria</i> (Tauben-Skabiose)
1.2	<i>Linum catharticum</i> (Purgier-Lein)
1.2	<i>Pimpinella saxifraga</i> (Kleine Bibernelle)
1.1	<i>Carlina vulgaris</i> (Gold-Distel)

- +2 Trifolium medium (Mittlerer Klee)
- +2 Fragaria vesca (Wald-Erdbeere)
- +2 Briza media (Zittergras)
- +2 Lotus corniculatus ssp. hirsutus (Hornklee)
- +2 Cirsium eriophorum (Wollköpfige Kratzdistel)
- + Ononis spinosa (Dornige Hauhechel)
- + Daucus carota (Wilde Möhre)
- + Leontodon hispidus (Rauher Löwenzahn)
- + Rosa canina (Hunds-Rose)
- (+) Potentilla heptaphylla (Rötliches Fingerkraut)

Nordwestlich der höchsten Stelle wächst ein großflächiger Magerrasen folgender Zusammensetzung:

## Aufnahme 2

Fläche 100 m<sup>2</sup>, Neigung 20° W, Deckungsgrad 100<sup>0</sup>/. 1. 8. 1971.

- 4.2 Festuca ovina agg. (Schaf-Schwingel)
- 3.3 Brachypodium pinnatum (Fieder-Zwenke)
- 2.4 Calamagrostis epigejos (Land-Reitgras)
- 2.2 Plantago media (Mittlerer Wegerich)
- 2.2 Galium verum (Echtes Labkraut)
- 2.2 Arrhenatherum elatius (Glatthafer)
- 1.2 Thymus pulegioides (Thymian)
- 1.2 Inula conyza (Dürrwurz-Alant)
- 1.2 Euphorbia cyparissias (Zypressen-Wolfsmilch)
- 1.2 Agrimonia eupatoria (Kleiner Odermennig)
- 1.2 Linum catharticum (Purgier-Lein)
- 1.2 Cirsium arvense (Acker-Kratzdistel)
- 1.2 Hypericum perforatum (Tüpfel-Hartheu)
- 1.2 Pastinaca sativa (Pastinak)
- +2 Potentilla tabernaemontani (Frühlings-Fingerkraut)
- +2 Viola hirta (Rauhes Veilchen)
- +2 Daucus carota (Wilde Möhre)
- +2 Carduus acanthoides (Weg-Distel)
- + Pimpinella saxifraga (Kleine Bibernelle)
- + Euphrasia officinalis agg. (Gemeiner Augentrost)
- + Centaurea jacea (Wiesen-Flockenblume)
- + Senecio erucifolius (Raukenblättriges Kreuzkraut)
- + Achillea millefolium (Gemeine Schafgarbe)
- + Trifolium medium (Mittlerer Klee)
- + Taraxacum officinale (Löwenzahn)
- + Convolvulus arvensis (Acker-Winde)
- + Cirsium eriophorum (Wollköpfige Kratzdistel)
- + Cirsium vulgare (Gemeine Kratzdistel)
- + Melilotus albus (Weißer Steinklee)
- + Rosa canina (Hunds-Rose)

Der Rasen ist im Hochsommer etwa 40 cm hoch. Die Disteln, der Steinklee und die wenigen Rosenbüsche ragen darüber hinaus.

Diese Rasen werden anscheinend nicht mehr genutzt und verändern sich in ihrer Artenzusammensetzung ihrer Überproduktion. Die Wollköpfige Kratzdistel wird daher von Jahr zu Jahr häufiger.

In den ehemaligen Steinkuhlen des südlichen Osels finden sich gut entwickelte Halbtrockenrasen mit zahlreichen Kennarten. Auf einer Fläche von nur 30 m<sup>2</sup> wurde die folgende Artenkombination notiert:

### Aufnahme 3

Alter Steinbruch, 20°SW, 30 m², 30. 8. 1970.

- 2.2 *Medicago falcata* (Sichel-Luzerne)
- 2.2 *Ononis spinosa* (Dornige Hauhechel)
- 2.2 *Festuca ovina* agg. (Schafschwingel)
- 2.2 *Brachypodium pinnatum* (Fieder-Zwenke)
- 2.2 *Thymus pulegioides* (Feld-Thymian)
- 2.2 *Euphorbia cyparissias* (Zypressen-Wolfsmilch)
- 2.1 *Bupleurum falcatum* (Sichel-Hasenöhr)
- 2.1 *Daucus carota* (Wilde Möhre)
- 2.1 *Linum catharticum* (Purgier-Lein)
- 1.1 *Ranunculus bulbosus* (Knolliger Hahnenfuß)
- 1.1 *Cirsium acaulon* (Stengellose Kratzdistel)
- 1.1 *Trisetum flavescens* (Goldhafer)
- 1.1 *Helictotrichon pratense* (Rauher Hafer)
- 1.1 *Achillea collina* (Hügel-Schafgarbe)
- 1.1 *Plantago media* (Mittlerer Wegerich)
- + *Gentianella ciliata* (Gefranster Enzian)
- + *Lotus corniculatus* (Gemeiner Hornklee)
- + *Poterium sanguisorba* (Kleiner Wiesenknopf)
- + *Carlina vulgaris* (Golddistel)
- + *Knautia arvensis* (Acker-Witwenblume)
- + *Potentilla tabernaemontani* (Frühlings-Fingerkraut)
- + *Astragalus danicus* (Dänischer Tragant)
- + *Centaurea scabiosa* (Skabiosen-Flockenblume)
- + *Briza media* (Gemeines Zittergras)
- + *Prunella vulgaris* (Kleine Braunelle)
- + *Poa pratensis* (Wiesen-Rispengras)
- + *Taraxacum officinale* (Löwenzahn)
- + *Dactylis glomerata* (Gemeines Knäuelgras)
- + *Trifolium repens* (Weiß-Klee)
- + *Trifolium pratense* (Rot-Klee)
- + *Achillea millefolium* (Gemeine Schafgarbe)
- + *Leontodon hispidus* (Rauher Löwenzahn)
- (+) *Cirsium eriophorum* (Wollköpfige Kratzdistel)
- 3.3 (nicht bestimmtes) Moos

Zur Zeit der Aufnahme stand die Gesellschaft im weiß-gelben *Daucus-Bupleurum*-Aspekt. Etwa einen Monat früher leuchteten die rosa-weißen Blüten von *Ononis*. In diesem Rasen finden sich viele Schmetterlinge, wie

- |                     |                                 |
|---------------------|---------------------------------|
| Widderchen          | <i>Zygaena spec.</i>            |
| Distelfalter        | <i>Pyrameis cardui</i> L.       |
| Wolfsmilchschwärmer | <i>Deilephila euphorbiae</i> L. |
| Kaisermantel        | <i>Argynnis spec.</i>           |

Solche reichhaltigen Trockenrasen wechseln mit Gebüsch, Säumen und Ruderalgesellschaften ab.

Die Aufnahme 4 gibt die Zusammensetzung des interessantesten Halbtrockenrasens wieder. Er gedeiht am nördlichen Hang des kleinen Bachtälchens (geschützte Südexposition) auf lockerem Boden.

### Aufnahme 4:

50 m², S 30—35°, D 100°/0. 1. 8. 1971.

- 2.3 *Festuca ovina* agg. (Schaf-Schwingel)
- 2.3 *Helianthemum nummularium* agg. (Sonnenröschen)

- 2.3      *Thymus pulegioides* agg. (Feld-Thymian)
- 2.2      *Bupleurum falcatum* (Sichel-Hasenohr)
- 2.2      *Dianthus carthusianorum* (Karthäuser Nelke)
- 2.2      *Brachypodium pinnatum* (Fieder-Zwenke)
- 2.2      *Thalictrum minus* (Kleine Wiesenraute)
- 2.2      *Salvia pratensis* (Wiesen-Salbei)
- 1.2      *Anthericum liliago* (Astlose Graslilie) verzweigte Form
- 1.2      *Filipendula vulgaris* (Kleines Mädesüß)
- 1.2      *Euphorbia cyparissias* (Zypressen-Wolfsmilch)
- 1.2      *Medicago falcata* (Sichel-Luzerne)
- 1.2      *Helicotrichon spec.* (Wiesenhafer)
- 1.1      *Achillea cf. collina* (Hügel-Schafgarbe [?])
- +2.2      *Cirsium acaulon* (Stengellose Kratzdistel)
- +2.2      *Poterium sanguisorba* agg. (Kleiner Wiesenknopf)
- +2.2      *Lotus corniculatus* (Gemeiner Hornklee)
- +        *Scabiosa columbaria* (Tauben-Skabiose)
- +        *Potentilla tabernaemontani* (Frühlings-Fingerkraut)
- +        *Briza media* (Zittergras)
- +        *Plantago media* (Mittlerer Wegerich)
- +        *Pimpinella saxifraga* (Kleine Bibernelle)
- r        *Pastinaca sativa* (Pastinak)
- r        *Dactylis glomerata* (Knäuelgras)
- 1 Stck. *Holcus lanatus* (Wolliges Honiggras)
- 1 Keimling *Fagus sylvaticus* (Buche)

Halbtrockenrasen wie dieser sind unsere buntesten Grünlandgesellschaften. Bereits ab Ende Juni leuchten die blauen und roten Blüten des Salbeis und der Karthäuser Nelken. Gleichzeitig entfalten sich die weißen Blütenstände des Mädesüß „ein Stockwerk“ höher. Gegen Ende Juli blüht dann auch die Graslilie. Sie findet sich hier in einer verzweigten Form. Zumindest in ihrem Hauptverbreitungsgebiet ist sie eine Pflanze der wärmeliebenden Säume. Auch hier gedeiht sie nicht mitten im Rasen, sondern am oberen Rand im partiellen Schutz eines Rosengebüsches.

Bis spät in den Herbst hinein blühen Pflanzen in diesen Rasen: *Euphrasia officinalis* agg. (Gemeiner Augentrost), *Allium oleraceum* (Gemüse-Lauch), *Carolina vulgaris* (Golddistel) und *Gentianella ciliata* (Gefranster Enzian) bis Ende Oktober.

## 2. Ephemerengesellschaft

Auf dem Kalksteingrus der Oselkuppe gedeiht eine seltene Gesellschaft mit einjährigen Arten. *Alyssum alyssoides* (Kelch-Steinkraut), *Cerastium semidecandrum* agg. (Sand-Hornkraut), *Erophila verna* (Frühlings-Hungerblümchen) und *Arenaria serpyllifolia* (Quendelblättriges Sandkraut) bilden diese lockere Gesellschaft. Hinzu tritt noch das ausdauernde *Sedum acre* (Scharfer Mauerpfeffer).

## 3. Gebüsch- und Saumgesellschaften im Kontakt mit den Halbtrockenrasen

Die Rasen grenzen nicht übergangslos an das Gebüsch, meistens finden sich dazwischen schmale Säume mit charakteristischen Pflanzen (*Trifolietum medii* Th. MULL. 61). In den Saumgesellschaften des Osels treten besonders das Sichelblättrige Hasenohr (*Bupleurum falcatum*) und das Echte Labkraut (*Galium verum*) hervor. Beide Arten erreichen hier größere Vitalität als im Halbtrockenrasen. Es wurden die folgenden Charakterarten notiert:

<i>Inula conyza</i>	(Dürrwurz)
(Kleiner Odermennig)	( <i>Agrimonia eupatoria</i> )
<i>Trifolium medium</i>	(Mittlerer Klee)
<i>Astragalus glycyphyllos</i>	(Süße Bärenschote)
<i>Cirsium eriophorum</i>	(Wollköpfige Kratzdistel)

Natürlich finden sich hier auch immer Arten des Halbtrockenrasens, wie Dornige Hauhechel, Zypressen-Wolfsmilch und Raukenblättriges Kreuzkraut (*Senecio erucifolius*).

Die in den Rasen eingestreuten Gebüsche bestehen vor allem aus folgenden Arten:

<i>Prunus spinosa</i>	(Schlehe)
( <i>Rhamnus cathartica</i> )	(Kreuzdorn)
<i>Rosa spec.</i>	(div. Rosen-Arten)
<i>Ligustrum vulgare</i>	(Liguster)
<i>Cornus sanguinea</i>	(Blutroter Hartriegel)
<i>Crataegus monogyna</i>	(Eingrifflicher Weißdorn)

Im Gegensatz zu den Gebüsch am Waldrand und auf den (ehemaligen) Ruderalstellen zeigen sich bei diesen Gebüsch bereits Anklänge an wärmeliebende Gebüsch (Ligustro-Prunetum Tx. 1952).

An schattigen Hängen und am Waldrand sowie auf ehemaligen Schuttplätzen gedeihen ausgedehnte Gebüsch, in denen der Schwarze Holunder (*Sambucus nigra*) dominiert. Der Eingriffliche Weißdorn und der Haselstrauch (*Corylus avellana*) sind immer vertreten. Meist sind diese Gebüsch so dicht, daß der Boden infolge Lichtmangels (und vielleicht auch wegen relativer Trockenheit) fast vegetationslos ist. An den Säumen dieses Gebüsch (*Prunus spinosa*-*Crataegus*-Ass. HUECK 1931) finden sich die nährstoffliebenden Arten des *Alliario-Chaerophylletum temuli* KREH 1935:

<i>Alliaria petiolata</i>	(Knoblauchsrauke)
<i>Chaerophyllum temulum</i>	(Hecken-Kälberkropf)
<i>Bryonia dioica</i>	(Zweihäusige Zaunrübe)
<i>Poa nemoralis</i>	(Hain-Rispengras)
<i>Geum urbanum</i>	(Stadt-Nelkenwurz)
<i>Anthriscus sylvestris</i>	(Wiesen-Kerbel)
<i>Campanula trachelium</i>	(Nesselblättrige Glockenblume)

#### 4. Ausdauernde Unkrautgesellschaften

Eingestreut in die Rasen des Ösels finden sich zwei wärmeliebende Disteln:

<i>Carduus acanthoides</i>	(Weg-Distel)
<i>Cirsium eriophorum</i>	(Wollköpfige Kratzdistel)

Die Wollköpfige Kratzdistel ist regelmäßig auf Degradierungsstadien der Halbtrockenrasen anzutreffen, sie ist im nördlichen Deutschland nicht vertreten. Die Weg-Distel ist hier recht häufig, sie bildet sowohl größere geschlossene Ruderalfluren als auch Feldwegsäume. (Gerade die Feldwegsäume sind in dem sommerwarmen und relativ niederschlagsarmen Gebiet südlich des Elms sehr interessant). In den zu Müllkuhlen entarteten Steinkuhlen im südlichen Teil des Ösels stehen ausgedehnte Unkrautbestände, in denen Kugeldistel (*Echinops sphaerocephalus*) auffällt.

Von den wärmeliebenden Unkrautgesellschaften oft nicht zu trennen sind Initialstadien der Halbtrockenrasen (oder der Unkrautgesellschaften) auf fein-



erdearmem Kalk mit dem Kleinen Wiesenknopf, Schaf-Schwengel, Feld-Tymian, Natternkopf (*Echium vulgare*), Wilder Möhre und dem Gebräuchlichen sowie Weißen Steinklee (*Melilotus officinalis* und *M. albus*).

#### 5. Wirtschaftlich genutzte Flächen

Die Getreidefelder in der Mitte des Osels zeigen die übliche Unkrautvegetation, es fällt der Wilde Rittersporn (*Consolida regalis*) auf. Die Obstplantagen im nördlichen Teil des Osels weisen in ihrer Krautschicht sehr verarmte Halbtrockenrasen auf, in denen mesophilere Gräser wie das Knäuelgras und der Glatthafer (*Arrhenatherum elatius*) dominieren. Der Kieferforst am östlichen Hang (ebenso das angepflanzte Berg-Ahorn-Wäldchen) sind artenarme, unnatürliche Monokulturen (standortsfremd) und absolut uninteressant.

Die Bedeutung des Osels liegt in seiner Lage unmittelbar am Rande des mitteldeutschen Trockengebietes. Einige in der nördlichen und mittleren Bundesrepublik sehr seltene Pflanzen konnten sich daher hier halten. Zusammen mit dem Heeseberg, Teilen der Asse sowie der Schichtstufe bei Seinstedt/Hedeper bildet der Osel einen pflanzengeographischen und vegetationskundlichen Kulminationspunkt des Braunschweiger Landes. Da das heutige Vegetationsmosaik durchaus nicht natürlich ist, wäre zu wünschen, daß der Osel weiterhin extensiv genutzt wird, damit die natürliche Sukzession zu den Gebüschern usw. verhindert wird. Ein Befahren mit Kraftfahrzeugen sowie übermäßiges Bereiten ist der Vegetation sicherlich abträglich. Außerdem ist zu hoffen, daß der Osel entweder unter Naturschutz gestellt wird, was sicherlich die bessere Lösung wäre, oder aber der Allgemeinheit wieder zugänglich gemacht wird.

### *Wüstung Schoderstedt bei Königsutter*

von Heinz Röhr

Von der Wüstung Schoderstedt ist bekannt, daß sie etwa 1 Kilometer nördlich von Königsutter liegt und aus 36 Höfen, deren Namen erhalten geblieben sind, bestand. Urkundlich wird das Dorf zuerst im Jahre 888 unter dem Namen „Scodersted“ erwähnt. Die Einwohner zogen Mitte des 15. Jahrhunderts nach Königsutter, wo sie das wertvolle Braurecht erwarben und sich in der Neuen Straße niederließen. Die Kirche von Schoderstedt, eine bekannte Ablasskirche, war den Heiligen Cosmas und Damian geweiht. Sie wurde wahrscheinlich im Schmalkaldischen Krieg zerstört. Baureste müssen aber noch im 18. Jh. vorhanden gewesen sein. Ein Adelsgeschlecht von Schoderstedt ist aus dem 13. Jh. bekannt. Der Burgwall von Schoderstedt war im 15. bis 16. Jh. herzogliches Lehen derer von Mahrenholz, später derer von dem Knesebeck.

Durch das Dorf floß ein Abzweig der Lutter, in der Stadt Rennebach oder Heidteichsriede genannt. Er bildete etwa 1 Kilometer nordöstlich des alten Dorfes einen größeren Teich, den „Schoderstedter See“. Die Flurnamen „Großer See“, „Kleiner See“ und „Seeteichs-Wiese“ erinnern noch daran. Der See wird noch 1399 erwähnt\*), wurde aber anscheinend bald nach Verlassen des Dorfes trockengelegt.

Die Ausdehnung der Wüstung und die genaue Lage der Kirche waren bisher unbekannt. In den letzten beiden Jahren konnten dazu aber einige Feststellungen gemacht werden. In dieser Zeit entstand zwischen der ehemaligen Werksbahn Königsutter-Beienrode und dem „Schoderstedter Beek“ eine kleine Siedlung.

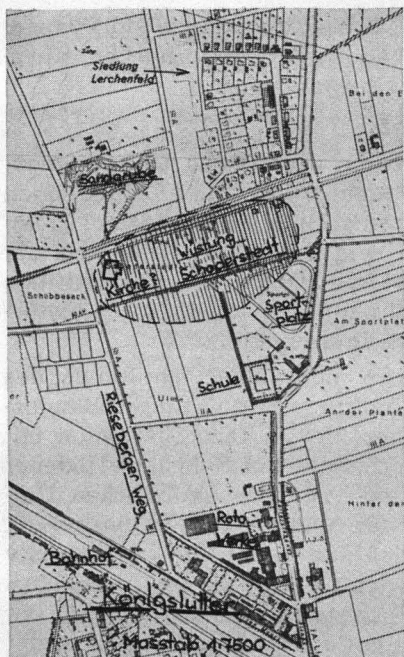


Abb. 1:  
Lage der Wüstung Schoderstedt  
Zeichnung: Bruns, Königsutter

Abb. 2:  
Guterhaltenes Gefäß der ottonisch-salischen Zeit  
Foto: Liedtmann, Königsutter



Bei den Ausschachtungsarbeiten wurde umfangreiches Scherbenmaterial sichergestellt, das durch Oberflächenfunde in den benachbarten Gärten und Feldstücken noch ergänzt werden konnte. Danach nahm die Wüstung eine Fläche von ungefähr 400 Meter  $\times$  200 Meter ein und lag zwischen der Siedlung Lerchenfeld und dem Sportplatz auf einem Flurstück, das den Namen „Am Schoderstedter Beek“ oder „Auf der Worth“ führt (vgl. Karte Abb. 1). Im Südosten haben die Anlage des Sportplatzes, im Westen der Ausbau des Riesberger Weges die Spuren der Ansiedlung verwischt. Wie der Verlauf der Höhenschichtlinien andeutet, floß der Schoderstedter Bach früher etwas weiter nördlich mitten durch das Dorf hindurch. Der Burgwall lag der Überlieferung nach auf dem „Schoderstedter Berg“, einem Sandhügel nördlich der Siedlung. Da dort eine Sandgrube angelegt wurde, blieben keine Anlagen erhalten. Wie Herr Mülter, Königsutter, erklärte, wurden in dem Sand früher häufig Urnen gefunden, so daß der Hügel im Volksmund den Namen „Urnenberg“ erhielt. Daher ist es nicht ausgeschlossen, daß dort eine frühgeschichtliche Siedlung lag, die später von der Höhe an den Schoderstedter Bach verlegt wurde.

Das auf der Siedlungsfläche am „Schoderstedter Beek“ gefundene Scherbenmaterial reicht von der römischen Kaiserzeit bis zum Ende des Mittelalters. Aus der ältesten Periode fanden sich sehr locker gebrannte rotbraune oder schwarze schmucklose Scherben. Rotbraune Gefäßreste aus späterer Zeit zeigen deutliches Betonen und Nachaußenneigen des Randes. Schönstes Stück der ottonisch-salischen Zeit (10.—12. Jahrhundert) ist ein  $7\frac{1}{2}$  Zentimeter hoher Topf von 9 Zentimeter Durchmesser mit kleinem Hals und etwas gerundeter Standfläche, der in einer Baugrube gefunden wurde (vgl. Abb. 2). Aus dem Hoch- und Spätmittelalter liegen Scherben vor, die mit einem Formholz bearbeitet und mit Verzierungen (Rinnen, Schnitten) versehen sind. Sie sind härter gebrannt und

Abb. 3:

Der in einer Länge von 3,0 m  
aufgefundene, schon stark  
zerfallene Mauerrest  
aus Kalkgestein

(Foto: Dr. Schultz)



zeigen eine blaugraue Farbe. Die verschiedenartigen Scherben waren auf der ganzen Fläche verteilt, so daß eine spätere Erweiterung und Vergrößerung des Dorfes nicht feststellbar war.

Bei Ausschachtungsarbeiten auf dem Grundstück Am Schoderstedter Beek Nr. 28 (Hinterhaus) war deutlich an der Nord- und Ostwand der Baugrube der Rest einer Mauer aus stark verwittertem Kalkstein mit sehr bröckeligem Mörtel zu erkennen. Bei einer von der Stadt Königslutter unterstützten Probegrabung am 12. Mai 1969 unter der Leitung von Herrn Dr. Schultz, Braunschweig, konnten Teile der östlich gelegenen Mauer in einer Länge von 3 Meter und einer Breite von 1,10 Meter freigelegt werden (Abb. 3). Da auch an der Nordwand der Baugrube geringe Reste einer Mauer erkennbar waren, besteht die Möglichkeit, daß diese Mauerreste der Kirche von Schoderstedt angehört haben. Dafür sprechen außer den Funden noch folgende Gründe:

1. Während sonst sämtliche untersuchten Baugrundstücke reiches, schönes Scherbenmaterial lieferten, wurden an der Fundstelle Schoderstedter Beek Nr. 28 fast gar keine Scherben entdeckt.
2. In den benachbarten Grundstücken wurden auffallend viel Knochenfunde von menschlichen Skeletteilen gemacht.
3. Die Mauerreste liegen nahe dem Rieseberger Weg an einer Stelle, wo die drei Flurstücke „Am Schoderstedter Beek“, „Schobbesack“ (alter Schoderstedter Hofname) und „Unten auf dem Ulme“ zusammenstoßen.
4. Dicht am Fundplatz muß früher der Schoderstedter Bach entlanggeflossen sein. Dazu paßt gut, daß die Schoderstedter Kirche in einer Akte aus dem Jahre 1704 auch „Heidteichskirche“ genannt wird.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die aufgefundenen Mauerreste wahrscheinlich der ehemaligen Schoderstedter Kirche angehört haben. Genauere Untersuchungen konnten leider nicht mehr vorgenommen werden, weil die Bauarbeiten inzwischen zu weit fortgeschritten waren.

\*) Vgl. Stadtarchiv Braunschweig: Fehdebuch des gemeinen Rats zu Braunschweig 1352—1420, Seite 83a.

## De „uole Ferst“ von Otto Rohkamm

Et was b<sup>ä</sup>i'n Begräffnisse. Tau jenner T<sup>ä</sup>it, do jaff et noch kaine L<sup>ä</sup>ikenkamer up 'en Kerkhowwe. D<sup>u</sup>omals, do word noch en j<sup>i</sup>eder, wenn'e an'er Wahrhait was, in H<sup>u</sup>use up Str<sup>u</sup>oh elecht, in 'er St<sup>u</sup>uwe up'ebahrt. Dat Fenster moßte w<sup>ä</sup>it up'esarret w<sup>i</sup>eren, datt dai Seele r<sup>u</sup>t konne un upst<sup>ä</sup>ijen na'en Himmele, in de ewije Sälichkait. „Ok de Spaiel moßte tau'ehenget w<sup>i</sup>eren mid'en swarten Dauke, un de °Uer word an'eh<sup>u</sup>olen. Späder word denne de D<sup>u</sup>oije in'esarjet up Hewwel-spoine un, mid'en Foiten tau'erst, mid'en Koppe taulest, r<sup>u</sup>t edra'en °ut'en H<sup>u</sup>use. De L<sup>ä</sup>ikenwa'en stund all parat. Hai was b<sup>ä</sup>ispannt mit twai swarten Pären, mit swarten Päredecken mit lanken Troddeln. Dat Jefolge junk hinderhär in swarten Tuije, de Nawers un de Vorrwandten, bet an't Graaf.

De Wääch was mannichfaken w<sup>ä</sup>it von Tr<sup>u</sup>erh<sup>u</sup>use bet up 'en Kerkhoff. Alsau word ekeddert in Jefolge; et word seck wat vorrtellt von dit un dat. Da-dorch sind se mannichfaken sau in Jespräke ewest, datt se gar nich b<sup>ä</sup>imarket harren, datt de Tr<sup>u</sup>ermarsch all lange umme de Ecke etogen was, un silwest werren de Mannsluie grade<sup>u</sup>t el<sup>u</sup>open. 'En °olen Schauster Ferstenbarch is et °ok emal sau egaan. Dai satt jo sist 'en ganzen Dach in s<sup>ä</sup>inder Schausterb<sup>u</sup>ode up 'er Naelgatze un pinnecke. In 'er Ecke stund en °olet Kanapee. Da lach de Katte drupp. Do kamm en hibsich junk Mäken un brochte en Paar Schauh tau'n flicken. 'Et wolle mid'en Mestere noch en betten keddern un wolle seck derw<sup>ä</sup>ile up dat Zofa setten. Do s<sup>ä</sup>'et tau dai Katte, dai da lach: „Ach, Kätzchen, gehe Du doch emal runter von dän Sofa un laß mir da sitzen!“ Dai Katte awerst, dai d<sup>i</sup>e'e nich dergl<sup>ä</sup>iken un make kainen Platz. Do s<sup>ä</sup>'e de „uole Ferst“, w<sup>ä</sup>i se 'ne noimen: „Mäken, wenn D<sup>u</sup> h<sup>u</sup>ochduitsch sprickest mit dai Katte, dat vorrstaiht se nich. Dai kann bl<sup>u</sup>ot Platt. Awerst D<sup>u</sup> stammest doch von Sch<sup>u</sup>ulenr<sup>u</sup>o'e. N<sup>u</sup> bist D<sup>u</sup> emal en paar Da'e in'er Gr<sup>u</sup>otstadt ewest, in Bronsw<sup>ä</sup>ik, n<sup>u</sup> sprickest'e all j<sup>ä</sup>äl. D<sup>u</sup> moßt Platt spräken mit dai Katte! Dat vorrstaiht se! Pass' emal up:

„Runder mit Deck von Zofae, D<sup>u</sup> Kattenvaih“, raip hai, „un late dat Mäken emal sitten!“ Dab<sup>ä</sup>i kn<sup>i</sup>epe hai harre tau, dai Katte in 'en Swanz. Dai kr<sup>ä</sup>ische up: „Mijau“, un hucke mit ainen Satze bet midden in de B<sup>u</sup>ode.

„Zuist'e Mäken“, maine de Ferst, „zuist'e: Plattduitsch moßt'e spräken, dat vorrstaiht en j<sup>i</sup>edermann.“

## Neues heimatliches Schriftum

Schmidt zum Berge, Karl Ewald, Dr.-Ing., Chronik des Kirchdorfes Westerode, Landkreis Wolfenbüttel 1972, Bad Harzburg, 191 S., 9 Bilder.

Als Heft 6 der Beiträge zur Geschichte des Amtes Harzburg ist diese Chronik im Auftrage des Harzburger Altertums- und Geschichtsvereins e. V. und der Gemeinde Westerode erschienen. Der Verfasser ist kein Unbekannter. Von ihm stammen bereits die Bettingeröder Chronik aus dem Jahre 1926 und die Harlingeröder Chronik von 1953. In allen Dreien ist deutlich erkennbar, die fleißige, systematische Grundforschung in den Archiven des Staates, der Städte und der Kirchen und die reiche Kenntnis der Entwicklung der Orte selbst, in denen der Vater des Verfassers Geist-

licher war und der Verfasser selbst groß geworden ist. Ein Blick auf den Inhalt beweist dies: urkundliche Nachrichten, aufgeschlüsselt nach den Zeitgeschehen innerhalb der Jahrhunderte, Kulturleben und topographische Darstellung der einzelnen Bauten, Geschichte und Beschreibung der Höfe — begonnen mit den Quellen und dann zu den Stammfolgen der Inhaberefamilien übergehend, Klasseneinteilung der Höfe, diese dann auf die Ackerflächen bezogen, und zwar nicht nur der Westeröder Gemarkung, sondern — soweit erforderlich — des ganzen Amtes Harzburg.

Es wäre im Sinne einer planmäßigen Landes- und Ortsgeschichtsforschung sehr zu begrüßen, wenn weitere Chroniken dieser Art entstehen würden. Schu.